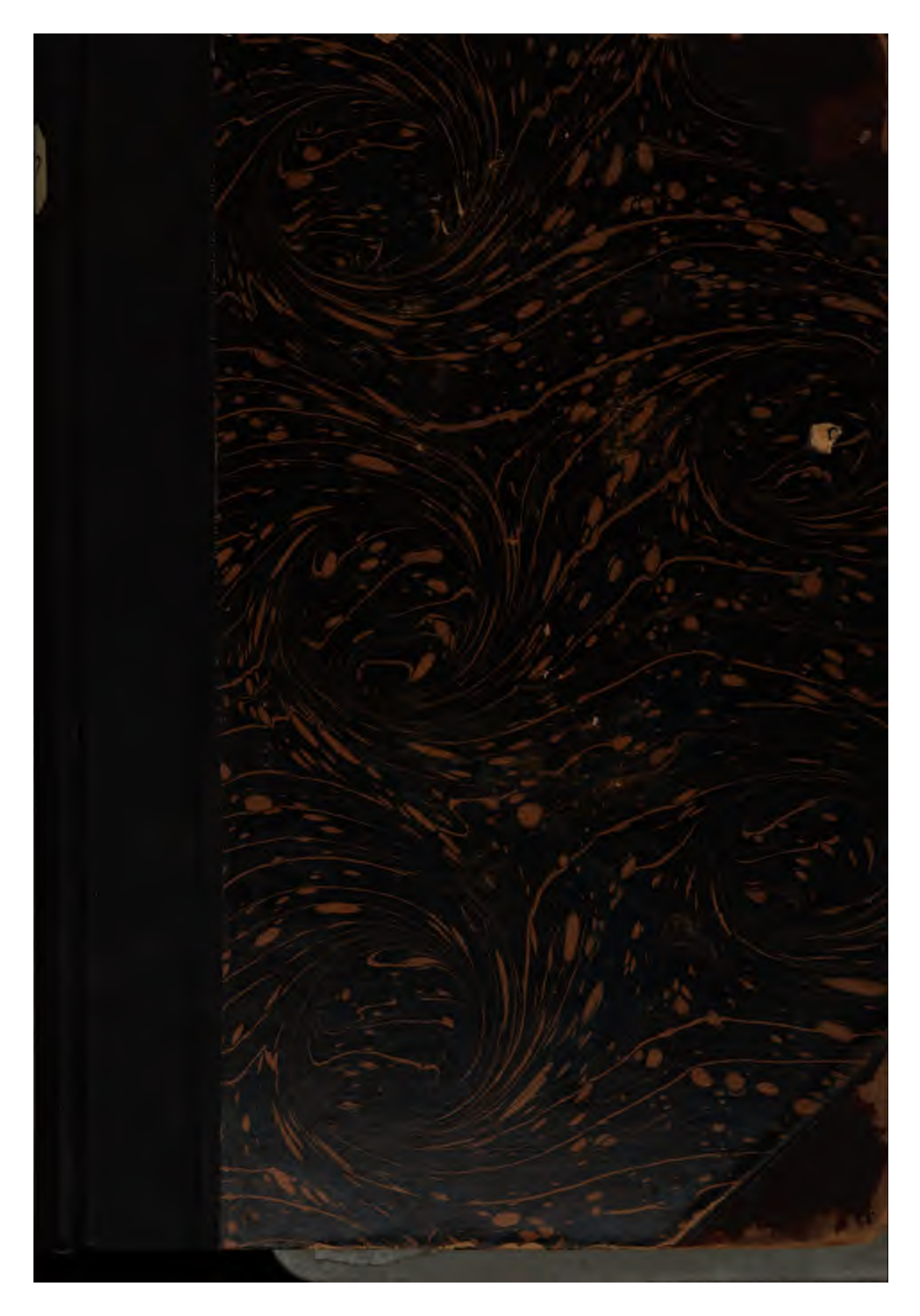
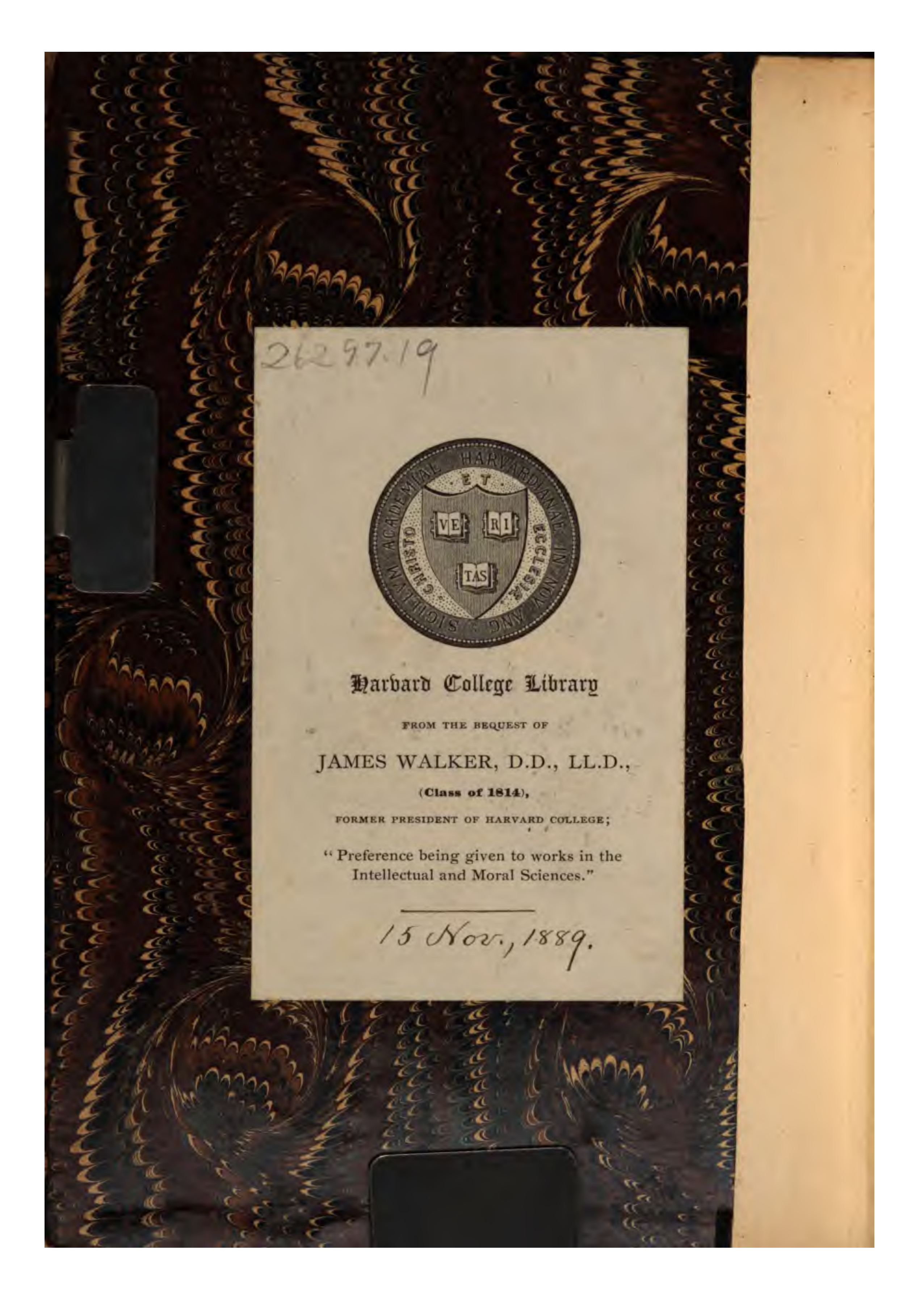






26297.19
SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Odins wilde Jagd. (Zu S. 22.)

Seespuk.

Aberglauben, [illegible]

[illegible]





Odins wilde Jagd. (Zu S. 22.)

Seespuk.

Aberglauben, Märchen und Schnurren

in Seemannskreisen gesammelt und bearbeitet

von

Paul Gerhard
P. G. Heims,

Kaiserl. Marinepfarrer.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Joh. Gehrts.



Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1888.

Vorwort.

Mit aufrichtiger Genugthuung habe ich aus den Kritiken über meine früheren Bücher*) herausgelesen, daß man mich für einen ziemlich wahrheitsliebenden Menschen hält, dem man infolgedessen einiges Zutrauen schenken darf.

Wird man mir dasselbe Lob spenden, wenn man die folgenden Seiten gelesen hat? daß ich es nur gleich sage: ich beanspruche es gar nicht diesmal, weil ich selbst an dem Inhalt des vorliegenden Buches ganz unbeteiligt bin. Ich erzähle darin nichts Selbsterlebtes; auch nichts Selbsterdachtes; nur der bescheidene Ruhm der Sichtung und Ordnung unendlichen Stoffes kommt mir zu. Ich will ja nur wiedergeben, was man sich durch Jahrhunderte auf der Back oder bei der Kombüse erzählt hat. Hier und da habe ich versucht, aus Eigenem eine Erklärung manchen Seeglaubens, mancher Seegeschichte zu geben; habe mich aber immer gefreut, wenn mir zuverlässige Fachleute die Mühe schon abgenommen hatten; noch mehr aber, wenn mir aus Seemannsmund ganz neuer Stoff hier und da zur Bearbeitung gegeben wurde.

Eigentlich müßte man zur Durchführung des Planes, der solchem Buch zugrunde liegt, sich in Hamburg oder Rostock oder Kopenhagen, möglichst unstandesgemäß gekleidet, wochenlang und länger in den Matrosenschänken umhertreiben, mit einer Menge Cigarren und einigem Kleingeld versehen, um durch Tabaks- und Grogspenden sich das Recht zu erwerben, unangefochten unter den Theerjacken zu sitzen, ihnen zuhören und sie gelegentlich ausfragen zu können. Aber das geht nun nicht. Bleibt einem also nicht viel mehr übrig, als sich an das zu halten, was Deutsche, Franzosen und Engländer und Dänen im Lauf der Zeit hier und da gesammelt und in Büchern untergebracht haben, und außerdem fleißig zuzuhören, da, wo es unser einem geboten wird. — Es bleibt aber noch eine Möglichkeit — wenigstens für spätere Auflagen. Nämlich die, allen und jeden, der etwas weiß von Aberglauben, Märchen und Schnurren, von See oder vom Strande, herzlich und freundlich zu bitten, mir davon gütige Mitteilung zu machen. Und das thue ich hiermit; und wende mich mit solcher Bitte an alles, was je auf blauem Wasser gefahren oder an ihm gewohnt, an alles, was je gerefft hat oder hat reffen lassen: Es ist nichts so groß oder so klein auf diesem Gebiet der Seesage, daß es mir nicht eine Freude wäre, mehr davon zu hören, und daß ich es nicht, wo es Neues bringt, mit aller Gewissenhaftigkeit verarbeiten würde, um schließlich mit solcher Hilfe ein möglichst national-deutsches Buch zu schaffen.

Wir haben nämlich bis jetzt nichts derart; oder doch nichts

*) Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs:
I. Reihe: Rund um die Erde, 2. Aufl. 1887.
II. Reihe: Kreuzerfahrten in Ost und West 1886.

derart mehr. Was da war, ist spurlos vergriffen. Dieses vorliegende Buch soll wieder ein Anfang sein, ein Grundlegen; zunächst auch nicht viel mehr. Wer mir beim Ausbauen helfen will, soll mir herzlich willkommen sein, und ich werde stolz Arm in Arm mit ihm alle Bassetts und Sébillots in die Schranken fordern.

Diese beiden:

Fletcher Bassett: Legends and Superstitions of the Sea and Sailors, 1885, und

Paul Sébillot, Légendes, Croyances et Superstitions de la Mer, 1887,

wird der Leser am häufigsten erwähnt finden. Beide aber haben einen Fehler, den ich zu vermeiden trachtete: es sind mit unsäglichem Fleiß gefüllte Niederlagen, in denen die Sagen u. s. w. aller Völker zusammengetragen sind. Mir scheint es für die Leser, die ich im Sinne habe: der Mann, der auf der See lebt, oder der Mann, der die See liebt — möchte auch nicht diese oder jene Frau, die am Rauschen der Seen Freude hat, ebensowenig einen frischen Burschen zwischen Tertia und dem Abiturientenexamen ausgeschlossen wissen — mir scheint es für diese Leser von geringem Belang, ob sie wissen, was in jedem einzelnen Falle der Tongatabu-Insulaner oder der Eskimo denkt und sagt. Ich habe mich darum darauf beschränkt, allein die seefahrenden Kulturvölker in ihren Sagen zu behandeln, und habe alles gelehrte Beiwerk beiseite gelassen. Hoffentlich dem einen oder andern zu Dank. Daß ich den deutschen Sagen an sich nicht habe größeren Raum geben können, bedauere ich aufrichtig; hoffe aber, wie gesagt, dieses einstmals gründlich ändern zu können.

Außer manchen andern Büchern, deren Titel der Leser hier und da finden wird, ist mir für das Kapitel von den Kraken und Seeschlangen das prächtige Büchelchen von Lee: „Sea-monsters unmasked" von größtem Wert gewesen; ein Buch, das wohl verdient, in jeder Schiffsbücherkiste gefahren zu werden. Es ist von einem Fachmanne, einem Gelehrten, geschrieben; aber es erquickt durch liebenswürdige Bescheidenheit — und erfüllt trotzdem seinen Zweck ganz und gar.

So ziehe hin, Seespuk, und fahre, wenn's sein kann, glücklich. Ein „lustig" Buch bist du nicht; aber die See selbst ist auch nicht lustig, und der Seemann ist im Grunde ein ernster Gesell — er wohnt zu nah am Tode sein Leben lang —; darum sind auch seine Geschichten und Sagen meistens ernsthafter Art. Aber auch der Ernst steht dem Leben gut: wenn er nur wahr, und nicht angenommen und erheuchelt ist. — Zweierlei ist der Seemann nicht: Er ist kein Spaßmacher, — ob er auch gewiß zu Zeiten laut und herzlich lachen mag; und er ist kein ängstlicher Gesell — ob ihm zu Zeiten auch eine Gänsehaut über den Rücken laufen mag. Ernst und tapfer — möge er so auch aus den folgenden Blättern den Leser anblicken!

Kiel, im Sommer 1887. **Paul Gerhard Heims.**

Inhalt.



Odins wilde Jagd. (Zu S. 22.)

Gespuk.

Aberglauben, [illegible]

[illegible]

[illegible]

Druckfehler:

S. 84, Zeile 20 von oben lies Architheutis statt Architheutes.

2902

Seespuk.

Aberglauben, Märchen und Schnurren

in Seemannskreisen gesammelt und bearbeitet

von

Paul Gerhard
P. G. Heims,

Kaiserl. Marinepfarrer.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von Joh. Gehrts.



Leipzig,

Ferdinand Hirt & Sohn.

1888.

gebener Zeit scheußlich aus der Last hervorzukriechen, ihnen das gesunde Blut auszusaugen und statt seiner fauligen Saft in die Adern zu gießen? — So hinauszugehen, einer Idee zuliebe, das war Heldentum. Und mochte diese Idee auch häufig in die sehr greifbare Gestalt der Schätze sich kleiden, welche in jener unbekannten, nebelhaften Ferne winken mochten: der Reiz des Zigeunerns, des Abenteuerns, — oder der edlere des Forschungs- und Wissenstriebes war es doch auch nicht minder, der jene Helden der See hinauszog, unwiderstehlich, auf Tod und Leben; wie's in Bremen über dem alten Hansahaus noch heute aus jenen Tagen zu lesen steht: Navigare necesse est — vivere non necesse est! — ein in seiner idealistischen Tiefe schwer sinngemäß und erschöpfend zu übersetzendes Wort, etwa: „Zur See fahren, das ist die Hauptsache; ob wir dabei untergehn, das ist Nebensache!"

Aber es kommt noch etwas anderes dazu, um uns mit Respekt auf die kühnen Recken blicken zu lassen, die in ihren Karavellen und Schonerbriggs so den Atlantischen, Stillen und Indischen Ozean durchkreuzten. Heutzutage schaut der Seemann mit großer Gelassenheit über die Fläche des Weltmeeres hin und denkt — wenn er etwa in der für heutige Verhältnisse mangelhaften Lage sich befindet, auf einem Segelschiffe fahren zu müssen: „Wenn wir keinen Orkan kriegen, und der Kahn selbst nicht leck wird, und wenn wir nicht zu lange in den „Kalmen" liegen müssen, mit einem Wort, wenn wir einigermaßen „Glück" haben, dann sind wir dann und dann da, wohin wir wollen; und wenn wir zur rechten Zeit den Passat fassen, und dann ebenso die westlichen Winde, dann sind wir dann und dann wieder zu Hause!" Sturm und Stille sind für unser Geschlecht so ziemlich die einzigen Feinde, die ihm, Krankheiten an Bord abgerechnet, etwas anhaben können. Einstmals aber war's anders!

Da wimmelte die ungeheure Tiefe von greulichen Ungeheuern, die scheußliche Riesenarme ausstreckten, um die Verwegenen hinabzuziehen, die sich in ihr Bereich wagten; da schwebten über dem feuchten Abgrund unheimliche Geister und Gewalten, die dem Menschen die kalte Teufelsfaust entgegenballten; da schwammen auf den stürmenden Fluten entsetzliche Gespensterschiffe, bei deren Anblick das Blut in den Adern erstarrte — und alle diese tausendfachen Schrecknisse, die uns auf den folgenden Blättern beschäftigen sollen, das waren den Männern jener Tage nicht skeptisch belächelte Märchengestalten und interessante Hirngespinste, nicht von den Klugen oder Klugseinwollenden mitleidig oder

unwillig in die Reihe des Altweiberklatsches verwiesene Spukgeschichten, die sich zum Erzählen eignen nach vollbrachter Arbeit, wenn die Segel in forscher Brise stramm stehen und das Bugwasser gleichmäßig um den Kiel rauscht: die waren ihnen grauenhafte, unumstößliche Wirklichkeiten, von denen im letzten Grunde selbst Sturm und Stille, Glück und Unglück zur See thatsächlich abhängig war, mit denen man rechnen mußte, an welche die Führer glaubten sowohl wie die Mannschaften — — und doch gingen sie hinaus! Auch dies Grauen überwanden sie.

Woher stammen aber diese Wahngebilde, mit denen der Seemann die Meere bevölkerte? bevölkert hat seit den frühesten Zeiten?

Drei Hauptquellen können wir nachweisen.

Ein Teil jener schreckhaften Vorstellungen wurzelt in kritikloser Umdeutung thatsächlich erschauter Erscheinungen, meistens solcher, die auf den Einfluß von Wind und Wetter zurückzuführen sind.

Ein andrer Teil entstammt abergläubischen Wahngedanken oder mythologischen Vorstellungen, welche da, wo die Ursachen eines Geschehnisses nicht unmittelbar klar zu Tage lagen, sie in geheimnisvollen Tiefen suchen zu müssen meinten.

Und endlich hat wohl eine große Menge all der Ungeheuerlichkeiten, welche man der See und fernen Landen nachsagte, ihren Grund ganz schlicht und einfach in Aufschneidereien der Heimgekehrten, die ja erzählen konnten, so viel sie wollten, in der angenehmen Gewißheit, daß so leicht keiner sie Lügen strafen würde, wenn sie sich noch so interessant machten in einer alles andre als nüchternen Zeit; oder die es wohl gar mit Absicht thaten, wenn sie den von ihnen durchschifften Meeren und besuchten Küsten so viel Böses wie nur möglich nachsagten: gerade um andere abzuhalten, ihren Spuren zu folgen und ihre gewinnreichen Gold- und Gewürzquellen aufzusuchen. —

Weit zurück, wie gesagt, gehen die Sagen von den Schrecknissen der See. Untersuche man die Sagengeschichte der Griechen beispielsweise etwas genauer darauf, so entdeckt man in ihr eine ganze Menge Seesagen, deren Grundinhalt einstmals in grauen Zeiten von unternehmenden Schiffersleuten behaglich am heimischen Herd mochte erzählt worden sein, als ihnen Widerfahrenes, von ihnen Geschautes und Erlebtes, und die dann allmählich in die religiösen und dichterischen Vorstellungen des gläubig aufhorchenden Geschlechtes übergingen.

Greifen wir einige dieser scheinbar, aber eben auch nur scheinbar, echt mythologischen Vorstellungen heraus.

Die ganze Sage von den **Argonauten** ist eine Seegeschichte, die im Laufe der Zeiten durch mündliche Überlieferung und Ausschmückung das wurde, was sie jetzt noch ist, und um deren für uns nicht mehr nachweisbaren Kern sich dann so ziemlich alles krystallisiert hat, was in damaligen Tagen die Gemüter der braven, aber nicht immer vorurteilsfreien Schiffer und Seeleute bewegte. Da haben wir beispielsweise die Symplegaden, die schwimmenden Felsen, welche zwischen ihnen durchfahrende Schiffe zermalmen. Eine Erklärung dieser Fabel, die einst als „Garn" hinterm Ruder gesponnen sein mag, ist unmöglich; thunlich aber scheint etwa eine Rückdeutung auf die ersten Anlässe zu solcher Gedankenbildung. Die „Felsen" können dann die zackigen, massigen dunklen, sich übereinander schiebenden Wolkenballen des Horizontes sein, die bewegliche, scheinbare Schranke für die Tagesfahrt der Sonne, hinter und zwischen denen sie verschwindet. Die Harfe des Orpheus, welche Fische bezaubert, und die Argo bewegt (der säuselnde, singende Wind) zerstreut sie und macht dem ins unendliche Meer hineinsegelnden Sonnenschiff Bahn. Kann man sich's nicht denken, daß da einer in stiller Abendfahrt behaglich träge an Deck liegt, die Arme unter den Kopf geschlagen, und so hineinstarrt in die wunderlichen, phantastisch gefärbten beweglichen Wolken des Westens; und das Märchen ist der Idee nach fertig in seinem sinnenden Gemüt, um noch unsern Sextanern Freude zu machen; allmählich aber unter den Zeitgenossen des Träumers Wesen der grausen Wirklichkeit anzunehmen und später durch die Dichtung verklärt zu werden? —

Die ganze Odyssee ist ja im Grunde auch nichts anderes als eine umdichtende Sammlung aller zur Zeit des großen Dichters im Volk der Griechen lebenden Seesagen, alle geordnet um eine heldenhafte Persönlichkeit. Holen wir aus der Überfülle wieder einzelnes heraus. Odysseus kommt zu dem nomadischen Wandervolk der Kyklopen. Schon ihre Namen deuten ja auf den Kern und die Entstehung der Sage. Brontes ist der Donner, Steropes der Blitzstrahl selbst und Arges dessen weißliches Licht; und nach ihrer Wirksamkeit schmieden sie die Donnerkeile, die aus der Gewitterwolke fallen. — Aber was ist's denn mit ihrem einen kreisrunden Auge, das auch ihren Kollegen, den Polyphemos ziert, den „Vielstimmigen" (multum canens)? Er ist die Gewitterwolke, aus der die brüllende Bö bricht, und sein eines Auge ist

der so oft in See beobachtete, unheimliche, klare Durchbruch des Lichts durch die dunkelschwarze Wetterwand. — Dem Volk griechischer Schiffer aber haben sie Leben und Dasein als unheimliche Gesellen an ferner Inselküste, und der Donnersturm, der die Gefährten des Odysseus frißt, bekommt Gestalt und Namen.

Eine urechte und uralte, ob auch ewig neue Schiffersage ist die von der Kirke, die mit häßlichen Verwandlungskünsten die Gefährten des Odysseus durch den ihnen vorgesetzten Wein in Schweine verwandelte und ihnen das Andenken an ihr Vaterland benahm. Die selbige Geschichte mag noch heutzutage mancher Schiffskapitän im Auslande erleben, dem seine Mannschaft an Leib und Seele ruiniert und schließlich noch zur Desertion verleitet ward, von sehr wenig göttlichen Schlafbaasen*) und dergleichen berückt und bezaubert.

Auf See entstanden ist die Sage von den Sirenen. Wieder verraten sie sich durch ihre Namen: Ligeia, die Tönende; Leukothea, die Weiße; Parthenope mit jungfräulichem Angesicht, die Liebliche: die weiße, tönende Brandung, von der man den Blick so ungern wendet, mit all ihrem lockenden Zauber —: „das Wasser rauscht, das Wasser schwoll“ tönt es ja noch in unsere Tage hinein! Und „das Herz schwoll ihm so sehnsuchtsvoll, wie bei der Liebsten Gruß!“ Aber wen sie hinunterziehen, wenn er zu landen versucht, den haben sie sicher — „er ward nicht mehr gesehn!“ Bezeichnend ist, daß ihr Gesang anhebt, wie die Winde gestillt sind und die Wellen einschlafen: genau die Erscheinung der nach dem Sturm von der lautlosen Dünung erzeugten Brandung, deren Tönen gerade in der Stille auf Meilen weit vernehmbar wird. Aber das kommt nicht bloß hier vor; auch anderswo. An der Küste von Yorkshire giebt es eine Strömung, die bedenklich ist nach einer alten Nachricht (Credulities, Past and Present, p. 64). Wenn die See still ist (wie bei den Sirenen!), hört man ein fürchterliches Brüllen, so daß die Fischer sich nicht hinauswagen in dem Glauben, es sei da ein Ungeheuer in der See, das vor Hunger rast und sich mit Leichen sättigen wolle.

Der Seefahrt in fernen Meeren dankt die Griechensage von der Scylla ihre Entstehung, jenem Seeungeheuer, das vielstimmig bellend und heulend aus sechs Mäulern, auf seinen Raub lauert. Wohl die alles verschlingende, tosende Tiefe des im Sturm erregten Meeres; immer noch, auch heute, furchtbar rauschend, wie mit Armen greifend

*) „Schlafbaas“ heißt der Wirt, bei dem Seeleute Nachtquartier nehmen.

nach dem Schiffer von dem Kamm der heranrollenden See aus, und Abgrund neben Abgrund gleich brüllenden, gefräßigen Schlünden öffnend. Es ist der Tod des Ertrinkens im stürmenden Meer. Eng mit ihr verwandt ist die nicht minder schreckliche Charybdis, die unheimliche Vertreterin der Meeresstrudel und Wirbelströmungen. Es genügt, daß einmal in Urzeiten ein Boot vollschlug und niedergewirbelt wurde an felsiger Küste, um die Gestalt dieses hungrigen Scheusals ins Leben treten zu lassen. Und die kleinen Schiffe des Altertums mochten da oft genug in Gefahr sein, wo unsere heutzutage sich ganz behaglich fühlen. Aber auch jetzt gewährt der Gedanke, in den Maelstrom unterzutauchen, keine Befriedigung, und so mit Haut und Haar in die gurgelnde Tiefe hinabgezogen zu werden, wird eben keiner für eine Aufmerksamkeit halten. Daß hier oft sehr persönliche und thatsächliche Erlebnisse das Thema zur Sagenbildung gegeben haben, das beweist am besten die auf den ersten Blick überflüssige, aber gerade so äußerst bezeichnende Bemerkung, daß auf dem Felsen über dem Ungeheuer die Zweige eines Feigenbaums sich breiten. Der erste Erzähler sieht und schaut noch mit den Augen der Erinnerung die ganze Scenerie des Orts, der ihm so bald verderblich geworden wäre. — Eine Lokalisierung war außerdem ganz selbstverständlich gerade für so allgemein anzutreffende Fährlichkeiten. Auch wir haben keinen Mangel an Höllenthoren, Teufelsriffen und dergleichen. —

Unter allen Wirbelströmungen ist der schon erwähnte Maelstrom an der norwegischen Küste derjenige geworden, welcher am berühmtesten auch in weniger zur Sagenbildung geneigter Zeit geworden und geblieben ist. Nehmen wir ihn hier in Gesellschaft der Charybdis gleich mit; und was über ihn, gleichwie über sie, gefabelt worden; vorausschickend, daß er in Wirklichkeit wohl, wenn er auf Kraft arbeitet, einem Boot, nicht aber einem größeren Schiffe gefährlich werden kann. Und dennoch hat sich der Mensch immer mit Grausen teils von seinem wirbelnden Trichter abgewendet, teils auch mit einer Art bebenden Behagens seine Natur und Art sich zu erklären versucht. In der Edda klingt der Bericht noch so phantastisch, wie je einer in der Odyssee. Da raubt ein Seeräuber ein Schwesternpaar, das er mahlend betrifft; darum nimmt er die Mühle auch gleich mit. Aus Bosheit mahlen die Mägdlein nun aber ohne Unterlaß weiter, und zwar mahlen sie grobkörniges Salz; und so lange, bis das Schiff von dem Übermaß sinkt und durch die über ihm zusammenflutenden und so sich im Trichter

drehenden Wasser den Strudel erzeugt. Gleichzeitig wird derart die salzige Art des Meeres ausgiebig erklärt.

In späteren Zeiten geht man schon etwas rationeller vor; da entdeckt man, daß unten im Meer ein Wal von zweihundert Ellen Länge sich aufhält, der ein seiner Größe angemessenes Maul besitzt, einen richtigen Schlund; und wenn er nun Wasser einsaugt, dann wirbelt der Strom im Trichter nieder; stößt er's aber aus, dann wallt er auf. Manchmal aber wird ihm die Sache da unten langweilig, und dann macht er einen kleinen Ausflug auf die Oberwelt und schaut von oben her auf irgend ein Schiff, das ihm gerade recht kommt, und überwältigt es, indem er ihm eins mit seinem gegabelten Schwanz versetzt, so daß es, ohne einen Ton von sich zu geben, nach unten geht. Vor einer Trompete hat das Untier Angst, aber von einer Kanonenkugel denkt es: „Ich wüßte nichts, was mir gleichgültiger wäre!" Das Tierchen ist nämlich so fett und wohlgenährt von dieser offenbar verständigen Nahrungsweise, daß seine Speckschwarte keine Kugel durchläßt. —

Um zu den Alten zurückzukehren, ist es in der That interessant, schon hier nachweisen zu können, wie einfache Großthuerei und Aufschneiderei den Grundstock zur Sagenbildung hier und da abgegeben hat. Dahin gehört die Geschichte von den Lotusessern des Odysseus. Es ist nichts, als die heilloseste Übertreibung: Wer von der Frucht des Lotus ißt, der muß immer und immer wieder in der süßen Nahrung schwelgen; er denkt an nichts mehr; alles, Heimat, Verwandte, Freunde, alles wird ihm gleichgültig: nur essen; immer essen!"

Ist es nicht gerade, als wenn ein Matrose aus Westindien heimkommt und erzählt, während er in einen heimischen Apfel beißt: „Na, hört 'mal — aber die Ananas in Westindien! So groß — und so lang; und wenn man 'mal angefangen hat, davon zu essen, dann kann man gar niemals aufhören. Euer Zeug hier — pah! ich pfeif' drauf!"

Horaz, der zuweilen den Eindruck macht, als wenn auch nach seiner persönlichen Anschauung Vorsicht die bessere Hälfte der Tapferkeit sei, sagt einmal, daß der Mann, der zuerst das Wasser in Schiffen befahren, ein Herz, härter, fester als Erz gehabt haben müsse. „Die stürmische Adria" spielt daher auch bei ihm zuweilen eine etwas abschreckende Rolle. Sollte dieser bei den Römern allgemein gewordene Zuname jenes Meeres nicht vielleicht seinen Ursprung darin gehabt haben, daß der verehrliche Dichter, der ihn in Umlauf gebracht, bei der Überfahrt zum Heere des Brutus oder bei der Rückfahrt als Amnestierter,

infolge gerade eintreffenden schlechten Wetters etwas seetoll geworden, dieselbe Adria dauernd für den Inbegriff aller Schrecken hielt? Und daß dann, auf Grund seines dichterischen Einflusses, ihr ein Mal für alle der mangelhafte Charakter in der Vorstellung des damals lesenden Publikums anhaftete?

Mit dem Mittelmeer nebst Zubehör ging es aber doch allmählich; im schlimmsten Ruf aber stand, bis die Kühnheit der Portugiesen, hauptsächlich unter Heinrich dem Seefahrer, den Zauber brach, alles, was jenseits der Meerenge von Gibraltar, der Säulen des Herkules, lag.

Zunächst galt, in fernsten Zeiten, der Okeanos, der die ganze Erdscheibe umspannende Fluß, als ein Fluß des Todes. War doch dort der Eingang in die Totenwelt, fern im äußersten Westen; wohl, weil dort die Leben bringende Sonne unterging, versank. — Nach und nach aber wagten unverzagte, unternehmende, gewinnlustige Seefahrer sich über das Mittelmeer hinaus, durch jene Säulen hindurch in dieses Mare Tenebrosum, das Meer der Dunkelheit. Soviel wir wissen, waren die Phönizier die ersten, welche die Fahrt wagten; und wenn viel später die arabischen Geographen noch von der Hand des Satans fabelten, welche dort aus den Wassern ragte, bereit jeden zu umkrallen, der es wagen würde, jene geheiligte Grenze zu überschreiten, richtiger — zu durchschiffen; wenn Edrisi, einer von ihnen, noch erzählt, bei Gibraltar rage ein Fels, gekrönt mit einer riesigen Erzbildsäule, welche eine Inschrift trage, hier sei die Grenze der Seefahrt; wenn Dante den Odysseus erzählen läßt, er sei bei dem Versuch umgekommen, weiter vorzudringen, denn draußen habe ein gräßlicher Wirbelwind sich erhoben und ihm sein Schiff zerschlagen: so mögen diese verworrenen Vorstellungen noch aus eben jenen Erzählungen der tapferen Kassiteridenfahrer herstammen, die ein unleugbares Intresse — das des Zinn- und Bernsteinmonopols — daran hatten, männiglich von dem Versuch abzuschrecken, ihren Spuren zu folgen; und die wenig schmeichelhafte Schilderung, die Odysseus von dem Lande der Cimbern — Kimmeria — giebt, von dem einsamen, dunklen Lande, dessen unbehagliche Wohnsitze nie die Sonne erschauen, mag auch aus einer ähnlichen Quelle stammen. Daß den Söhnen des sonnigen Südens ein Herbst oder Winter oben bei uns nicht imponierte, ist begreiflich und menschlich; und auch, daß sie das in möglichst sagenhafter Darstellung ausbeuteten; teils um selbst zu imponieren, teils aber um jede Lust zu unterdrücken bei andern: „da möchtest du auch wohl mal hin!“ —

Einer wagte später ca. 325 v. Chr. doch noch einmal die Fahrt, und so interessant uns die Schilderungen des Massiliers Pytheas auch sind und sein müssen, der in die ultima Thule fuhr: dennoch haben unsere Stuben-Gelehrten ratlos vor einer seiner Schilderungen gestanden und sie für heillose Übertreibung oder Windbeutelei gehalten; wie er nämlich erzählt, da oben gäbe es ein wunderlich Hindernis der Seefahrt: ein gallertähnliches Gemisch von Schlamm und Luft, in dem einer weder gehen noch segeln könne; und die Leute am Strande dieser unheimlichen See hätten Pferdefüße. — Leider entsinne ich mich des Namens eines jungen, gescheiten Mannes nicht mehr, der den scheinbar sagenhaften Schleier, der über dieser Mitteilung lag, mit gesundem Menschenverstand gelüftet, und sie als sehr wahrhaft und zutreffend enthüllt; nach ihm — und zweifellos richtig — ist Pytheas bis in das Wattenmeer der Nordsee vorgedrungen, und sein Schiff ist in dem rauhen, fetten, zähen, nachgiebigen, Luftblasen auftreibenden Schlick sitzen geblieben, wie er zur Ebbezeit zu Tage liegt; und jene Leute auf dem Festlande und auf den Inseln sind damals schon in Holzschuhen gegangen, welche praktische, aber gerade nicht anmutige Tracht dem unförmlich großen, aufstampfenden und hoch durch den weichen Boden knetenden Fuß aus der Ferne wohl Ähnlichkeit mit einem schweren Pferdehuf geben kann — und:

Was man zum ersten Mal ersicht,
Kennt selber auch der Klügste nicht!

Hier liegt der Seesagenbildung allerdings nur ein Mißverständnis zu Grunde, das sich aufklären läßt; weniger leicht wird einem das bei den merkwürdig übereinstimmenden Berichten der alten Seefahrer über die höchst bedenklichen Eigenschaften des Atlantik. —

Zweites Kapitel.

Wasserhosen. Flut und Ebbe. Stürme.

Karthagische Seeleute berichten in fabelhafter Weise, der Atlantik sei unfahrbar wegen schwimmenden Tangs und Untiefen. Sind sie selbst bis zur Sargasso-See vorgedrungen, die trotz ihrer Harmlosigkeit auch den Leuten des Kolumbus solche Angst einflößte, als ob das welke Kraut dort, das wurzellos von der Strömung zusammengetriebene, ihre Schiffe wirklich aufhalten könnte? oder war solch Reden wohl eher ein schreckhaft verhüllender Schleier, hinter dem sie, die Kühnen, ihre geheimen Goldfahrten nach der Guineaküste verbergen wollten, an der schon die Tyrer 300 Pflanzstädte angelegt haben sollen? Nur eine faule Ausrede dagegen des Persers Sataspes mag es sein, der Afrika im Auftrag des Xerxes umsegeln sollte, wenn er solche ihm bekannte Sage von den schlammigen Untiefen des Ozeans als Grund der Nichtbefolgung dieses Befehls auffrischt. — Jedenfalls ist der Rundreim ihrer Erzählungen gewesen, wenn atemlos alles ihnen lauschte, die Mädchen scheu einander an der Hand faßten und die Kinder sich ans Knie der Mutter schmiegten: „Das Beste an der Seefahrt sind doch die umliegenden Länder!“

Wie wenig dazu gehörte, auch tüchtige Männer in Angst zu setzen, das lehrt die Erzählung von dem Portugiesen Gonzalez, der noch 1418, nachdem er die Insel Porto Santo entdeckt hatte, sich fürchtete weiter zu gehen. Die dunklen Wolken, die über Madeiras Felsengipfeln hingen, schreckten ihn, oder wenigstens seine Mannschaften, so sehr, daß sie mit Mühe nur bewegt wurden, dicht heranzusegeln. Und von den Kanarischen Inseln ging gar die ungeheuerliche Sage, es stehe auf ihrem Gipfel ein keulenschwingender Riese, der jedem den Tod drohe, der weiter nach Westen vordringen wolle. Schönes Madeira, liebliche Kanarien! Wer ist seines guten Rufes überhaupt noch

sicher, wenn von euch solch Gerede ergehen konnte! Hier schlägt die Sage vollständig ins Gebiet sinnloser, verlogener Ammenmärchen um, in denen Feigheit und bildungslose Prahlerei einander die Hand reichen. Und wenn es vom Äquator allgemein heißt, wer ihn passiere, der werde zum Neger verbrannt, dann klingt die Befürchtung doch selbst etwas negerhaft.

Aber um auf die Ungeheuer aus alter Zeit zu kommen, die in rein tierischer Gestalt die See bevölkern und unsicher machen sollten, so sind viele Vorstellungen dieser Art ohne Frage auf die überkämmenden, wild daherrauschenden Seen zurückzuführen. In der Seesage von der armen Andromeda, die dem Meerungeheuer preisgegeben wird, zieht dieses, wie immer, den kürzeren: denn die Wogen, und wären es die riesigsten und gierigsten, zerschellen trotz ihres brüllenden Donners zuletzt doch immer am Felsen des Ufers! machtlos, vergehend, zurücksinkend, aus äußerster Beweglichkeit zuletzt erstarrend.

Überhaupt —, die See und die Seen sind ja dem Seemann nichts Totes — sie leben und sind viel stärker als alle Toten sind. Der Isländer hört aus dem Gemurmel zerstiebender Wellen noch schwermütig das Röcheln sterbenden Mannes heraus; dem lebhafteren Schotten sind die weißen, krausen, schaumigen Seen, die vor der Bö hergetrieben werden, „Hunde, die vor dem Herrn laufen"; die nach der Bö, solche, die ihm folgen. Der Franzose nennt sie nach dem schimmernden, brandenden Kamm auf dem grünlichen Wasser Moutons, was wir wohl mit „Lämmchen" übersetzen müssen, nach Maßgabe des Schmeichelwortes „mon petit mouton", was wir wohl auch nicht „mein kleiner Hammel" dolmetschen dürften; und wer jemals am Strande gestanden hat und die überkämmenden, hintereinander herjagenden Brandungsseen mit verwehenden Kämmen hat auf den glattgeschlagenen Sand laufen sehen, der hat auch die gehetzten Rosse Neptuns geschaut, die mit flatternden Mähnen vor dem Gebieter herstürmen.

Ja, Leben ist in ihnen; und zwar eine Art gesetzmäßigen Lebens in der Bewegung. Wir reden von drei Brandungsseen, von denen die letzte, die dritte — so auf Madeira und in der wüsten Brandung der Goldküste — das landende Boot auf den Strand setzen muß. Früher hatte in Sturm und See die neunte oder zehnte Welle Bedeutung, und zwar war sie es immer, welche daherrollend, größer, höher, breiter, tosender als die andern, dem Schiff Verderben drohte.

Der Fluctus decumannus war schon den Römern verdächtig, und Ovid kennt ihn in den Fasti. Eine alte Seefahrtsgeschichte von 1645 schildert sehr ausführlich, wie auf einer Fahrt von Messina nach Malta der Kapitän sorgsam die neunte See abpaßt, um sie durch Beschwörung zu brechen, Gebete murmelnd und das Zeichen des Kreuzes machend.

Unheimlicher noch als die regelmäßige Sturmsee, hinter der allerdings auch oft, wie wir später sehen werden, noch ganz andere Mächte, als nur sausende Luftströmungen thätig waren — unheimlicher war dem Seemann alter Tage die seltenere und darum augenfälligere Erscheinung der Wasserhosen. Sie gehört zu denen, die einem Geschlecht, das von physikalischen Gesetzen und Einwirkungen keine Ahnung haben konnte, furchtbar und übernatürlich erscheinen mußten; und schwache Versuche, solche Erscheinungen zu erklären, mußten ebenso immer mehr oder minder unsinnig ausfallen.

Plinius empfiehlt dem Schrecknis gegenüber eine Kur, die nicht undeutlich an den bekannten Spatzenfang mittelst Salzaufstreuen erinnert. Er hält es für vorteilhaft, das wirbelnde Ungetüm „mit Essig zu besprengen, wenn es nahe heran kommt, da seine Stoffzusammensetzung sehr kalter Art sei.“ (II, 41.) Probatum est! — Die Araber finden den Ursprung der Wasserhosen in der Bewegung von Schlangen und Drachen, die sich aus der See in die Luft erheben, von gewaltigem Wind gefolgt, oder aus der Luft sich niedersenken ins Meer, in furchtbarem Zuge das Wasser aufsaugend, oder die aus der Wüste in die See übersiedeln und fünfhundert Jahre leben. Ein El Masudi weiß allerdings doch schon von wirbelnder Säule Seewassers zu berichten, die der Wind hebt und fortführt, und eine Spur von Beobachtung wenigstens liegt in der Mitteilung eines seiner Kollegen, daß die erwähnten Ungeheuer „in den Wolken durch Kälte und Regen getötet würden“, — wohl auf das Zusammenbrechen der schlangenähnlichen, gewundenen Säule von oben her zurückzuführen.

Aber das eigentlich Merkwürdige kommt erst. Ein heutzutage in Anwendung gebrachtes Mittel, wenn solche in der That bei unmittelbarer Begegnung durchaus gefährliche Wassersäule einem Schiffe zu nahe kommt, besteht in dem Abfeuern eines geladenen Geschützes, um sie zusammenzuschießen, daß sie in sich zusammenfällt, ehe sie über dem Schiff ihre Wassermasse entladet. Wunderbarer Weise stimmt hier die nüchterne Praxis der Neuzeit mit der unsinnigen Theorie vergangener

Tage genau überein. Auch damals schoß man mit Kanonen — aber nur des Lärms wegen, den das Geschütz machte, um dem Drachen Angst einzujagen und so ihm nahe zu legen, ob er sich nicht lieber entfernen möchte von Leuten, die über derartige Stimmmittel verfügten. In dasselbe Gebiet gehört das ebenfalls warm empfohlene und oft angewendete kreuzweise Zusammenschlagen von Schwertern.

Auf andere Ansicht von der Entstehung dieser wunderbaren ozeanischen Erscheinung deutet der Gebrauch, bei Annäherung derselben unter Gebet und Evangelienverlesung die Luft gegen sie hin mit einem Messer zu durchschneiden, das aber ein „schwarzes Heft“ haben muß. In Irland gilt noch heutzutage ein solches Messer als gut und nötig im Kampf mit bösen, tückischen Geistern, Feen und Nixen der Nacht, die den Wanderer überfallen. Hier verursacht also offenbar ein böser Dämon, der sich in die Wasserhose gehüllt hat, das Schrecknis.

Eine in der Regelmäßigkeit und Gesetzlichkeit ihrer Wiederkehr früh mit Notwendigkeit genauere Beobachtung auf sich lenkende Sache mußte **Ebbe und Flut** sein. Selbstverständlich spielt auch hier das geheimnisvolle Seeungeheuer eine Rolle, das auf dem Grunde der See oder in tiefer Höhle liegt, und durch Einsaugen des Wassers die Ebbe, durch Ausstoßen des von Nahrungsstoffen filtrierten, die Flut verursacht. Das hält schon Plato nicht für unmöglich, während Aristoteles auf die Sonne rät, welche die Winde bewegt und sie mit Gewalt zu regelmäßigen Gezeiten auf den Atlantischen Ozean fallen läßt. Pytheas ist hier wieder einmal ein Beweis für „Probieren geht über Studieren.“ Er hat eben selbst beobachtet auf flutender und ebbender See, und sagt ganz schlicht und richtig, daß das Wachstum des Mondes Einfluß darauf hat. Auch der erwähnte arabische El Masudi meint, wenigstens mit einem Schimmer von Ahnung, der Mond erwärme das Wasser, so daß es steige; dafür erklären andre die Gezeiten wieder als regelmäßiges Atmen der Erde, und noch andre wollen sie, gar nicht so ganz thöricht, wenn auch nicht richtig, auf die Spannung von Dämpfen im Innern derselben zurückführen. Auch das an den Polen abschmelzende Eis muß als Auskunftsmittel dienen. Merkwürdiger aber und sinniger ist der Glaube, der sich an die Wirkungen ihres Erscheinens knüpft. Von alters her heißt es — Aristoteles soll schon solches behaupten: „Kein Tier sterbe zu andrer Zeit, als zur Ebbezeit, und auch für Menschen sei das gültig.“ Daß an englischer Küste

noch heute solcher Aberglaube in Kraft steht, beweist Dickens in David Copperfield, wo der alte Barkis nicht sterben kann, solange Hochwasser ist; mit der abfließenden Ebbe geht seine Seele; und eine Art englischer Statistik, deren Marryat erwähnt, behauptet, unter zwölfen, die im Sterben lägen, gingen neun mit der Ebbe.

Schrecklich und unhold waren stets die Stürme dem Manne, der auf blinkender See fuhr. Wann je, dann gab es hier Anlaß zu abergläubischer Furcht, wenn die Sturmgeister durch die Lüfte jagten, und schmetternd, donnernd, brausend und rauschend droben der wilde Kampf in den fliegenden Wolken gekämpft wurde. Der Nordmann hörte dann wohl in dunkler, grausiger Nacht den einäugigen Odin (vom Stamme vada, gewaltig daherfahren, vergl. Wut, Wüterich), auf seinem Rosse Sleipnir (dän. slibe, Sliberen*) = der Dahingleitende) über Land und See daherjagen, — das echte Original aller wilden Jagd — mit einem Gefolge von stürmenden, jauchzenden Heldenseelen. Die kurzen, heulenden Windstöße dagegen, die dem daherrasenden Sturm voranziehen, das sind Seelen der Weiber, die von Odin gehetzt werden. — Aber die eigentlichen Götter der See sind doch Aegir und der lächelnde Njord. — Aegir herrscht über das wilde, weite, brausende Meer, wo Schiffe nur mit Beschwer fahren; er heißt der „Schreckende" (aegja, entsetzen). In seiner Halle, unten in der Tiefe, da trägt der schäumende Trunk**) sich selbst um, und genug davon ist vorhanden; statt Lichtes, das nicht in den Abgrund dringt, giebt da unten schimmerndes Gold gar hellen Schein, und, weil das Meer „kocht", hat er ungeheure Kessel; Ran aber, seine Gemahlin, hat ein Netz, mit dem sie nach denen fischt, die über das unergründliche Meer fahren, und die auf See sterben, kommen zu ihr (rane, dän. rauben). Im Donnersturm aber herrscht der gewaltige Thor, aus dessen rotem Bart die Blitze zucken. Und wo ein Drachenschiff in furchtbarer Not war, da gelobten sie ihm wohl für milde Rettung einen vollen Trunk aus dem Opferhorn nach der Heimkehr, über welches im Gelage der Männer das Zeichen von Thors Hammer geschlagen wurde; manchmal aber ward auch in heidnischer Zeit und von blutiger Heidenhand daraus das Zeichen des Kreuzes, dem „Weißen Christ" zu Ehren, wenn Asa-Thor nicht hatte helfen können, und die rauhen Stimmen zuletzt zum Christengott geschrieen hatten, dem sie dann ehrlich das Gelobte darbrachten.

*) vgl. Omrids af den nordiske Mythologi ved Chr. Dorph, p. 18, ult.

**) Dorph, p. 28; zu erklären als der kreisende Schaum auf den Wasserwirbeln.

Und immer und überall sind die Winde ein Lebendes, Bewegung bringendes, weil aus lebendiger Quelle Stammendes; ob nun der Hauch des Zephyr die Segel schwellt; ob Boreas die Hände der Schiffer erstarren macht, dem die Griechen vor der Schlacht bei Magnesium opferten, oder ob ihn die Römer als den dachten, der als Aquilo mit Adlerfittigen über die See fuhr und mit seinem Flügelschlag die brausenden Wellen bewegte; und Typhaon, der furchtbare Sohn der Erde und der Unterwelt, der mit hundert Drachenköpfen aus der Tiefe heulend hervorbricht, lebt noch im „Teifun", wozu wir in unnötiger Liebenswürdigkeit den Engländern zuliebe den „Tyfoon" gemacht haben.

Drittes Kapitel.

Dämonen und Heilige.

In christlicher Zeit wurden dann aus den alten Göttern Dämonen, die schadenfroh das Verderben der Schiffer suchten; oder aus dem alten Njord und aus Baldur und ähnlichen wurden Schutzheilige und Nothelfer, deren Ohr der Klage und deren Mund der Fürbitte offen war. Freya, die milde, bekam die Züge der reinen Jungfrau Maria, Stella maris! Ihr Name aber blieb an ihrem Tage erhalten.

In Hamburg war von alters her am Wall nahe dem Landungsplatz der Schiffer in einer Nische ein Bild der heiligen Jungfrau aufgestellt. Vor ihr beteten die Fischer und Schiffer, die hinausgingen, und brachten ihr Gelübde dar für glückliche Heimkehr. 1470 wurde ihr eine Kapelle dort errichtet und ihre Bildsäule in diese versetzt. — Erasmus erzählt von einem Schiffbruch (Bassett p. 77): Die Seeleute sangen Ave Maria und Salve Regina und flehten zu der jungfräulichen Gottesmutter, sie Stern der See und Regina Coeli nennend. Er erzählt, daß ein Matrose in gläubigem Vertrauen, das freilich etwas weit ging, ganz unverzagt den Versuch machte, auf einem wurmstichigen Bilde der Jungfrau ans Land zu schwimmen; und nicht minderes Vertrauen zeigte nach John's Credulities p. 35 ein französischer Matrose, der, vom Schiff des heil. Ludwig über Bord gefallen, durchaus nicht schwimmen wollte, weil es genüge, „Unsre lieben Frauen von Valbert" zu rufen, die ihn bei den Schultern über Wasser gehalten, bis er aufgenommen wurde.

Manchmal aber ging's den heiligen Nothelfern auch recht übel unter den schwieligen Händen der Seeleute, wenn jene nicht gleich mit Hilfe zur Stelle waren; wie jenem „Thor". So wird uns erzählt (Sébillot p. 230), daß eine portugiesische Mannschaft das Bildstöckel des heil. Antonius für Wind und Wetter verantwortlich machte, und wenn die Sache nicht ging, wie sie sollte, zur Strafe jenes an den Mast band; und die

Franzosen riefen den heil. Nikolaus, den vornehmsten Patron der See, wohl unter leiser Hindeutung darauf, daß unter Umständen sein Ansehen arg leiden könnte, an: „Hilf uns, wenn du solch ein Mann bist, wie man von dir sagt!“ Das nahm er sich zu Herzen und rettete sie. Überhaupt zeichnet er sich durch eine gewisse Anspruchslosigkeit aus, wenn ein Schiffer, den er aus dem Schiffbruch gerettet, ihm laut Erasmus ein Stück Segeltuch zum Dank dedizieren darf; und an kentischer Küste soll er, wenn er einen Fischer gesund an Land gebracht hat, nicht nur schönen Dank, sondern auch noch einen der besten Fische zum Lohn bekommen. Auch Held Kanaris, der Türkenbesieger in unserm Jahrhundert, strengte sich nicht zu sehr an, wenn er nach dem Siege bei Chios an Land ging und dem heil. Nikolaus zwei ganze Wachslichter darbrachte.

Die ihrer Natur nach sonst so durchaus friedfertige heil. Barbara ist im Laufe der Zeit zu den Seen und ihren Sagen in ein eigentümliches Militärverhältnis getreten. Sie war die Patronin der Artilleristen geworden, wahrscheinlich wohl, weil sie vor dem Blitzschlag bewahrt, der allerdings für jemand, der viel mit Pulver umgeht, sein Bedenkliches hat; und weil sie sonach ganz besonders unter dem Schutz dieser Helferin stand, ist der Name derselben schließlich der Pulverkammer lehnsweise verblieben, die auf französischen Schiffen noch „La Sainte Barbe“ heißt.

Dagegen weiß St. Michael auf angemessene Art mit dem „dummen Teufel“ umzugehen. Einmal hatte er mit diesem gewettet, wer am tiefsten tauchen könne. Als der böse Feind an der Reihe war, machte St. Michael über die See das Zeichen des Kreuzes, und schnell bedeckte sie sich mit so dicker Eisschicht, daß der Geprellte nicht wieder herauskonnte. — So klugen Freund hält man warm.

Wenn es uns aber trotzdem schwer wird, in letzterer Sage einen vernünftigen Kern herauszufinden — sie gehört eben auch einfach in das Gebiet wundersüchtigen Klatsches — so macht der heil. Germanus uns die Sache leichter, der 429 einen Sturm stillte, indem er wenige Tropfen Öls in die See goß. Hier liegt offenbar wieder ein ganz reales Ergebnis vor, das noch heutzutage unter „Vermischtem“ in jeder Zeitung gelesen werden mag. Die Kieler Jacht „Lolly“ rettete sich, vorm Sturm lenzend auf nächtlicher Fahrt in der Ostsee vor den hohen achterlich auflaufenden Seen dadurch, daß sie einen zollbreiten, beständig mit Öl getränkten Streifen Flanell nachschwabbern ließ, dadurch stilles

Kielwasser erzielend, und von dem Hamburger Schiff „Stella“, das Mitte Dezember 1886 aus Lagos im Heimatshafen eingetroffen war, wird gar berichtet, daß die Mannschaft in See einen Delphin fing und ihn schlachtete. Der Kapitän Freese ließ aber, da die See außerordentlich hoch ging, versuchsweise an den beiden Krahnbalken je eine Hälfte des ölreichen Fisches anbringen. Zum Erstaunen der Besatzung war von dieser Zeit an das Wasser in der Nähe des Schiffes, selbst bei dem höchsten Seegang, vollständig ruhig. In einigen englischen Häfen sind von Staatswegen Röhrenleitungen angelegt, die bei schlechtem Wetter Öl in die Brandung führen sollen.

Das amerikanische Hydrographische Amt hat das einschlägige Material gesammelt, und es hat sich ergeben, daß nach 115 Berichten, die über die Anwendung von Öl zur Beruhigung der sturmbewegten See vorlagen, der Erfolg ein günstiger war. Nur vier Berichte erklärten sich nicht dafür.

Zu erklären ist die Thatsache nach A. B. Wykoff dadurch, daß das Öl wegen seiner größeren Leichtigkeit auf dem Wasser schwimmt und über demselben eine zähe Haut bildet, welche der Wind nicht aufzurollen und auf den Gipfel der Welle zu treiben vermag. Dadurch werden die darunter befindlichen Wasserteilchen geschützt, und die Bildung hochsteigender, überkämmender Seen verhindert; dieselben werden vielmehr in eine Art glatter Dünung verwandelt.

Ganz zügellose orientalische Phantasie spricht aus einer türkischen Seesage, die jedenfalls auch einen braven Kapitän zum ersten Verfasser hat, der sich still lächelnd nach verbrochener Erzählung die Hände rieb: „Na, die hab' ich aber ordentlich angeführt!“ Der ruft in seiner Angst, weil sein Schiff ein Leck in offener See bekommen hat, einen berühmten, damals noch lebenden Heiligen mit unaussprechlichem Namen an, der gerade unter den Händen seines Barbiers sich windet. Kaum vernimmt jener das ferne Bitten des Kapitäns, so läßt er auch schon seinen Spiegel, den er in der Hand hält, zu dessen Hilfe hinfliegen, der sich gehorsam vor das Leck legt und drückt und ansaugt, und so das Schiff rettet zum riesigen Staunen des Seemanns, der später erst in der Heimat hinter die Sache kommt. Das ist ungefähr so: „disse Geschicht' is lägenhaft to vertellen — äwer wahr is se doch!“ — und uns ist's, als hörten wir die Zuhörer sagen: „Nee Vatter, wo is't möglich!“

Zu einem andern Mittel, das an jenes erinnert, zu dem auch die Nordleute griffen, wenn Thor nicht helfen konnte oder wollte, nahmen

die Seeräuber der Barbareskenküste ihre Zuflucht; wenn alle Hammelopfer und Gebete nichts verschlugen, dann wurden wohl die christlichen Rudersklaven gepeitscht, zur Jungfrau und allen Heiligen um Hilfe und Rettung zu rufen.

Wie der Teufel sich von dem heil. Michael überlisten läßt, ebenso wird er auch häufig genug gewöhnlichen Sterblichen gegenüber zu der Rolle des Geprellten verurteilt. So geht er wohl in böser Absicht an Bord, unter der Maske eines Matrosen; wird aber entdeckt und derart verhauen von seinen Schiffsgenossen, daß er es zuletzt doch für angemessen hält, zu verschwinden. — Oder er kommt einem Kapitän zur Hilfe, der in wildstürmischem Wetter am Kap Horn mit ihm einen Pakt schließt, wenn er ihm die Masten halten will. Satan thut sein möglichstes — er zeigt auch auf See stets eine gewisse, bedingte Ehrlichkeit — aber es dauert nicht lange, da fängt er an zu schreien und zu winseln und um Erlösung von seinem Pakt zu bitten. Endlich läßt er los, und im selbigen Augenblick gehen auch die Masten über Bord; daher die Redensart: „Der Teufel selbst kann seinen Kontrakt nicht halten, wenn er einen Sturm am Kap Horn gegen sich hat!“ — Manchmal ist der Höllenfürst aber auch gar zu thöricht, und der Seemann gar zu schlau. So hat einer sich verbunden, nach fünfzig Jahren dem Bösen zu gehören, wenn dieser ihm so lange dienen will. Als er endlich den Lohn seiner Thaten wünscht, bittet ihn der gute Seemann, doch bloß noch mal das Meer ein bißchen auszupumpen: „J, nichts leichter als das!“ sagt der Teufel; „darauf soll's mir auch nicht ankommen!“ Aber der andre ist ihm über. Er hat die Pumpe nämlich so gestellt, daß das Wasser immer wieder in die See zurücklaufen muß; und so pumpt jener noch heute, wenn er nicht aufgehört hat. Durch diese Geschichtchen leuchtet etwas von dem breitlächelnden Humor des Matrosen, der mit aufgestemmten Armen, den Kreidestummel im Munde, in der Schänke sitzt und kurz und erbaulich was er weiß zum besten giebt, um nach tüchtigem Zug das leere Grogglas auf den nassen Tisch zu stoßen.

Manchmal aber ist der böse Feind auch sehr ernst zu nehmen. So, wenn er, als Matrose eingeschifft, aber entdeckt und an Land gesetzt, wieder an Bord kommt, aber diesmal auf einem Seeräuberschiff, und den Kapitän holt. Zuweilen erscheint er auch in vierspänniger Kutsche und fährt so mit dem Kapitän ab, der sich ihm verschrieben in See und ihm sein sprichwörtliches Glück verdankte. Es ist wohl zu

beachten, daß es meistens die Kapitäne sind, die er holt, und so erscheinen diese Sagen, die doch auch einmal zum ersten Mal irgendwo erzählt sein müssen, zumeist als vorhergenommene Erfüllung eines gewissen frommen Wunsches, der ausgesprochen sein mochte, wenn die Erbsen mal gar zu schlecht und mager und die Arbeit gar zu schwer gewesen, oder das Glück des Betreffenden in Handel und Wandel gar zu durchsichtig schien. —

In England, auf englischen Schiffen heißt der Teufel „Old Nick“. Woher?

Die Ableitung des Namens wirft Licht auf jene schon weiter oben angedeutete Wandlung der heidnischen Gottheiten in Dämone. Man geht wohl kaum fehl, wenn dieser Nick als derselbe aufgefaßt wird, der ursprünglich in nordischer Mythologie Hnikar*) heißt; und Hnikar ist ein Beiname Odins als Herrscher auch über Wind und See: der Ergreifer, dänisch: Böjer.*) Aber Nick ist sein Zerrbild; aus dem allgewaltigen Herrn und Meister ist hier einer geworden, der im Grunde mit Ketten an Händen und Füßen klirrt; eine Degradation, ganz entsprechend dem Wechsel des religiösen Bewußtseins, und dem ganz allgemeinen natürlichen Bestreben, die Uberwundenen überhaupt mehr oder weniger lächerlich zu machen. Der böse Geist der Schrift zeigt nirgends auch nur einen lächelnden Zug. Das ist ein ganz andrer; mit seiner finstren Majestät scherzt das Volk nicht; das ist der Verkläger, der teuflische Seelenfeind; kein Popanz. — Auf diesen Nick soll auch der Name des Metalls „Nickel“ hinweisen: der Teufel stahl Silber und legte an Stelle desselben jenes ähnliche Metall hin; und die Redensart vom „dummen Nickel“ wäre dann soviel wie die vom „dummen Teufel“.

Aus dieser Heidenzeit her auch war dem Volk, das am Wasser wohnte, der Glaube an den **Wassermann** geblieben, den Meermann. Da steht in dem alten dänischen Liede Agnete von Havgaard**) auf dem Söller des Schlosses, und der Meermann taucht aus dem Grunde auf und fragt sie mit Sehnsucht: „Willst du die Liebste mein werden, Agnete?“. Sie giebt ihm holde Antwort und geht mit ihm in die Tiefe. Acht Jahre ist sie bei ihm, und sieben Kinder hat sie ihm geboren — da aber hört sie eines Tages auf Erden die Kirchenglocken läuten: „Darf ich einmal zur Kirche gehen?“ fragt sie mit bangender Seele. — Er

*) Dorph, p. 18.

**) Flor's Haandbog i den danske Litteratur, p. 66 ff.

bringt sie selbst hinauf, und sie tritt ein ins Gotteshaus — aber alle Heiligenbilder drehen sich um; und wie es ihm endlich bangt um die Ausbleibende und er ihr nacheilt, da hört sie nicht mehr auf sein Flehen, auch wie er sie in großer Not an ihre Kindlein mahnt: „O denk an die Großen, o denk an die Kleinen! O denk an das Kleinste, das in der Wiege lag!“ Bebend liegt sie am Altar, und trauernd taucht er hinab! — Aber was will diese Sage? Woher die Bezeichnung mit Namen? Die Zahl der Jahre und ihrer Kindlein? — Auch hier liegt ganz offenbar ein Thatsächliches zugrunde; eine so realistische Sage ist keine Fabel. — Sie stammt aus der Zeit des Kampfes zwischen Christen- und Heidentum. Agnete läßt sich willig von einem Wiking auf seinem Drachen entführen und lebt bei ihm, bis das Gewissen erwacht, bis die Angst um ihre Seele jedes Bedenken überwältigt; da verlangt sie nach Hause; und er selbst bringt sie zurück, mild und gütig; aber sie darf nicht mit ihm zurück! Erst zeigt sie im Liede noch mit freudigem Stolz den Goldschmuck auf, den er ihr geschenkt, und weist unverzagt alle Fragen der Mutter siegreich ab; aber die Kirche, in deren unwiderstehliche, übermächtige Gewalt sie wieder getreten, hält sie fest; sie bleibt, mit Unterdrückung ihrer menschlichsten Gefühle. Und um die Gestalt des trauernd verschwindenden Heidenmannes, der geht, wie er gekommen, schmiegt sich die vorhandene Sage von dem jungfraunraubenden Wassermann, dem teuflischen Odinserzeugten; wie deutlich auch immer, ganz realistisch und im Widerspruch mit der Mythe, das Bild des blonden Helden, des Nordmannes, durchscheint; „Sein Haar war wie das rote Gold; sein Mund der lachte so freudenhold!“ — Doch schauen wir uns das eigentliche Meervolk etwas näher an.

Viertes Kapitel.

Meermänner und Meerfrauen.

Pontoppidan, jener bekannte norwegische Bischof, der so viel schätzenswertes Material zum Seeaberglauben geliefert hat, erzählt genug von der Erscheinung von Meermännern. In der Nähe von Landskrona sahen drei Fischer etwas im Wasser schwimmen. Bald versank es, bald tauchte es auf; und als sie näher kamen, sah es einem alten Manne ähnlich mit breiten Schultern, kleinem Kopf, eingesunkenen Augen, schmalem Gesicht und dunklem Bart und Haar, mit flossenähnlichen Armen. — Ein Prediger erzählte dem Bischof, daß er am Strande einen toten Meermann gesehen habe, ungefähr sechs Fuß lang, dunkelgrau von Farbe, unten wie ein Fisch und mit einem Schwanz wie ein Tümmler; das Gesicht menschenähnlich, und die Arme durch eine Schwimmhaut mit dem Körper verbunden.

An der isländischen Küste sahen norwegische Fischer einen Meermann mit breiten Schultern, kurzen Armen und einem spitzen Kopf. Ziemlich übereinstimmend lauten die Schilderungen aus allen Zeitaltern her. Plinius läßt sich erzählen, daß Leute von Auszeichnung versichert hätten, bei Gades einen Meermann geschaut zu haben, dessen Körper von menschlicher Form war. Er kam zur Nachtzeit an Bord, und wo er stand, da bekam das Schiff Schlagseite, als ob es vor seinem Gewicht untersänke. Das Mittelalter konnte gar nicht leben ohne Meermänner, und mit großer Bestimmtheit, unter genauer Angabe der Jahreszahlen, treten die Mitteilungen darüber auf: 1187 erschien an der englischen Küste ein Meermann, der sogar auch sprechen konnte. Er wurde gefangen, entsprang aber eines Tages, sprang in die See zurück und „ward nicht mehr gesehen". 1305 und 1319 zeigten sich solche an isländischer Küste, und von 1215 wird in einer alten Chronik erzählt von einem derartigen Wesen, das an Hals, Kopf und Nase einem Menschen ähnelte, nur daß sein Kopf außergewöhnlich

lang und breit war. Den Unterkörper betreffend, heißt es meistens, daß er allmählich spitz zulaufe in fischähnlicher Verlängerung. — Im großen und ganzen sind sie, im häufigen Gegensatz zu den Meerfrauen, gutartig, ja anthulich. Ein Meermann, den die finnische Sage nennt, kam regelmäßig auf den Markt, und gab dem Fleischer schweigend das Gewünschte an, bis dieser ihm eines Tags bösartiger Weise den deutenden Finger abschnitt. Kurz darauf fand man letzteren tot, ein rotes Tuch um den Hals. — Jedenfalls hatte dieser Meermann menschlichere Instinkte als jene anderen, von denen im 12. Jahrhundert aus dem südlichen Frankreich berichtet wird, daß sie in menschlicher Gestalt Höhlen am Meer bewohnten, und die Menschen, welche sie durch allerlei Trug an sich lockten, gar schmählich behandelten, indem sie die Männer aufaßen und die Weiber freiten. Sie betrogen sie durch goldene Schalen und Gefäße, die sie, weithin scheinend, auf dem Wasser schwimmen ließen. Freundlicher gingen die Meermänner mit jener deutschen Grafentochter um, die sie im Bade ergriffen und der sie ihre goldenen Arm- und Fingerringe abstreiften. Sie aber flehte und bat, sie sollten ihr nur ihren Brautring lassen, und weinte und klagte bitterlich, als er ihr doch genommen ward. Aber am siebenten Tage danach fand sie ihn wieder im Magen eines Fisches, den man nahe der Stelle gefangen, an der sie gebadet hatte. — Nicht immer tritt der Meermann so sanft auf. Die Röte Ertrunkener stammt daher, daß er ihnen das Blut durch die Nüstern ausgesogen hat. Überall stellt er den Erdentöchtern nach, mit Raub oder mit List, sie hinabreißend oder lockend, indem er schreit wie ein Kind. Er hat grünes Haar: der wirre Tang, der über aufragende Steine herabhängt, und grüne Zähne; und Schuppen decken wohl seinen Leib; aber er wechselt seine Gestalt, indem er als „Wasserpferd“ Sturm ansagt oder als „Hund“ gefaßt und ertränkt wird.

Wie schon erwähnt, ist einer ihrer schlimmsten Fehler sonst der Raub von Erdentöchtern brotessender Menschen. Oft genug erscheint der Meermann an Land, um eine Wehmutter zu holen, die meistens gar wohl belohnt zurückkommt. Ja, einstmals ward ein Schiff auf offener See angehalten, das eine Königin an Bord hatte, und der Wassermann, unbekannt mit der Rangordnung in der Oberwelt, wollte nicht ablassen, ehe die hohe Frau zu ihm hinabgekommen, um seinem Weibe solchen Dienst zu leisten.

Nicht so rücksichtsvoll behandelt ward ein Meermann, den im

Jahre 1619 zwei Geheimräte König Christians des Vierten von Dänemark von ihrem Schiff aus erblickten. Er wurde schnöde mit einem Haken und einem Stück Speck geangelt, benahm sich aber so ungebärdig und stieß, so unfreiwillig an Bord gekommen, derartige Drohungen aus, daß man vorzog, ihn wieder seinem feuchten Element zurückzugeben. Er wurde auch abgekonterfeit im ersten Band des „europäischen Theaters" des Philipp Abelinus. — Auf größere Harmlosigkeit des Charakters der Meermänner läßt das Rezept Herrn Vincents von Beauvais schließen, der als Mittel gegen dieselben empfiehlt, eine Flasche über Bord zu werfen, mit der die Unholde dann spielen, das Schiff außer acht lassend; und mitleidig fast kann einen die Erzählung von dem Meermann stimmen, der aus Versehen ins Netz des Fischers gegangen war und so heimwehkrank wurde, daß er flehentlich bat, man möchte ihn doch ins Wasser zurücksetzen.

Gar manches ist ihm gemeinsam mit seinen Schwestern, den **Meerfrauen**, wie wir gleich sehen werden; seinem innersten Wesen nach; auch seine Proteusnatur, daß er seine Gestalt wandeln kann; ein uraltes Erbe aus uralter Heidenzeit, nur daß er häßlich ist, während die Meerweiber fast überall und immer in reizender Gestalt erscheinen: als verführerisch schöne Mädchengestalten, die aber von der Mitte des Leibes an in einen schuppigen Fischschwanz auslaufen. Freilich findet sich auch hier in der Gleichheit eine gewisse Mannigfaltigkeit. So erscheinen sie in der Bretagne als, wenigstens zur Nachtzeit, schöne Wesen, mit weißem Haar und roten Augen. Nur zwei Fuß sind sie hoch, von lieblicher Stimme, in einen Schleier gehüllt; sie sind hier die Gespenster gallischer Prinzessinnen, die sich weigerten, Christinnen zu werden. Sie hassen die Priester noch jetzt. Sonst sind sie freundlich und harmlos.

In einer gewissen Beziehung zum Christentum stehen sie alle, diese Meermenschen, als männliche und weibliche gedacht: sie haben keine Seele! Und ein Grundzug aller Sage ist, daß sie sich nach Erlösung sehnen. Eine Meerjungfrau tritt ein bei einem schottischen Bauer, der in der Bibel liest, und fragt ihn, von solcher Unruhe getrieben, ob darin, in dem Buch, auch Heil für sie sei. Und wie er ihr antwortet, es sei darin nur den Söhnen und Töchtern Adams Gnade zugesagt, da verschwindet sie schreiend und weinend. Da haben wir also gleich die Sage von der Undine, die durch die Liebe zu dem Ritter, dem sie im Hause ihrer Nähreltern begegnet, eine Seele be-

kommt und die Schicksale der Menschen teilt. Einst besucht sie wieder die heimische Tiefe und kehrt unverletzt zurück, während der Ritter bald nachher stirbt. Nach Gould „Mythen des Mittelalters" läßt dieser Zug sich sogar in der indianischen Sage nachweisen, in der ein Häuptling ein schönes Weib aus dem Wasser aufsteigen sieht, die sich flehentlich wünschte eine Menschenseele zu bekommen, welche ihr nur werden kann, wenn sie einen Sterblichen heiratet. Sollte hier etwa eine der Quellen des Mormonismus zu finden sein? Bassett, p. 195.

Nun erklärt sich aber auch mit einem Schlage der andre, ihnen gemeinsame Zug: die Liebe zu den Erdensöhnen. Sie kommen an Land, mit ihnen zu tanzen, obgleich zu langes Verweilen unter ihnen sich furchtbar rächt, daß das Wasser sich rot färbt, wo sie niedergetaucht sind. Wie jener Meermann ein Schiff anhält, um die Königin nach unten zu zwingen, so hält eine Meerfrau ein andres Schiff an, das eine Königin an Bord hat, und ringt ihr das Versprechen ab, ihr einen ihrer Söhne zu schenken, dann darf das Schiff weiter seiner Straße ziehen. Und wie der Prinz nun eines Tages am Strande reitet, da versinkt plötzlich das Tier und trägt seinen Reiter hinunter in den Palast der Meerfrau, und als er zur Erde zurückkehrt, nach langer Zeit, da folgt sie dem Geliebten nach oben. — In einer andern Erzählung will sich ein König seines gegebenen Versprechens entledigen, indem er statt seines Sohnes allerlei lebendes Getier hingiebt, aber das nimmt die Meerfrau nicht an, tot wird Stück für Stück auf den Strand geschleudert. — In Schweden öffnete sich zur Nachtzeit die Thür zum Hause eines jungen Fischers, und eine winkende weiße Frauenhand erschien. In der nächsten Nacht hielt er sich wach, und als die Hand wieder in der Thür zum Vorschein kam, da hielt er sie fest — und verschwand mit der Meerfrau in der Nacht. Als sein junges Weib sich wieder verheiratet hatte, da erschien er wieder auf der Erde und erzählte ihr, er sei bei der Meerfrau gewesen, und sie habe ihm erlaubt, auf kurze Zeit zurückzukehren, unter dem Eid, daß er nicht unter sein Dach gehen wolle. Erst als der Sturm einst das Dach von seiner Hütte abgehoben hatte, ging er in das Haus, und bald darauf starb er.

Wem sie Gunst erweisen, dem bringt es Glück. So jenem Schiffer, dem sie eine Rute schenkten, die ihn vom Schiffbruch rettete und ihm allezeit guten Wind und folglich auch Gut und Geld bescherte. Aber wehe dem, der ihre Gunst verschmäht. Herzog Magnus, der Sohn von Gustav Wasa, erschaute ein Meerweib, die ihm viel Herrliches versprach,

wenn er sie ehelichen wollte. Aber er blieb fest gegen ihre Lockungen. Da drohte sie ihm mit Irrsinn; und er starb im Wahnsinn.

Ein Fischer, Gunnar, ward eines Tages von einer Meerjungfrau vom Tode gerettet, und zum Dank suchte er sie ein Mal in jeder Woche auf. Aber als er ein einziges Mal ausblieb, da hob sich die See und spülte ihn mitsamt seinem Hause fort und in die Tiefe, hinab zu ihr, die unverbrüchliche Rechte auf ihn hatte und sie nicht mindern lassen wollte. Auch eine friesische Sage erzählt, daß ein Mann, der sich einer Meerfrau ergeben hat und von ihr läßt, mit sicherem Tode gestraft wird. In etwas grotesker alt-isländischer Sage wird ein Mann von einem Meerweibe, das er geliebt und verlassen, in einen Walfisch verwandelt, der nun viele Menschen tötet und manches Schiff verdirbt, bis ihn ein Priester, dessen Tochter er verschlungen, durch Zaubersprüche auf den Strand lockt, wo er stirbt.

Eine aber aus ihrer Zahl stieg durch die Liebe eines Mannes gar hoch zu Ehren: Melusine, die der Graf Raimund von Toulouse einst im Bade sah und ehelichte. Von ihr stammen die Grafen von Lusignan ab, von denen die Könige von Jerusalem und Cypern herkommen. —

Aber auch umgekehrt werden sie oft die Beute, und zwar unwillige Beute, der Menschen, denen sie dann, sobald sie können, entfliehen. Der Zwang schließt auch hier die Liebe aus, und nur die Liebe schafft ihnen eine erlösungsfähige Seele. Ein der Sage vielleicht unbewußt innewohnender, tief sinniger Zug.

Von den Faröer-Inseln wird erzählt, daß jede neunte Nacht Seehunde ihr Fell abwürfen und unter Annahme menschlicher Frauengestalt am Strande tanzten. Einst fand ein Fischer bei nächtlicher Weile ein solches Fell und nahm mit ihm auch Besitz von dem Meerweib, dem es gehörte, und die daran gebunden war. Aber nach Jahren fand sie es — und verschwand alsbald. — Und ähnlich nahm an schottischer Küste ein junger Schiffer ein Seehundsfell auf und fand darunter ein junges, weinendes Meerfräulein, die ihn flehentlich um ihr Gewand bat, aber als es ihr verweigert wurde, ihn gezwungen heiratete, bei ihm bleibend, obgleich in häufigem Verkehr mit dem Seegesindel, bis einst ihr Kind ihr Fell fand und es ihr zeigte: da ging auch sie; und zuweilen nur erkannte ihr Mann sie, wie sie vom Felsen ins Meer tauchte. — Zuweilen auch ist's eine Schwanenhaut, die sie abwerfen, oder auch eine rote Kappe; gelegentlich auch nur ein Gürtel,

und wer den besitzt, hat sie in seiner Gewalt. Welche Durch- und Fernsicht in den Ursprung unsrer schönsten Märchen, in uralte Tage und uralteḣrwürdige Vorstellungen! — Oder ein anderer Fischer sieht, wie sie ihre Augen mit einer Salbe einreiben und dann die Gestalt Sterblicher annehmen. Sie geben ihm von der Salbe, und nun kann er sie erkennen, auch wenn sie in ihrer Tiergestalt die Netze berauben; sonst sind sie am Tage unsichtbar für Menschenkinder.

Der Charakter der Meerfrauen ist im ganzen nicht der beste. Die Art und Weise, wie sie den Männern nachstellen, ist meistens recht gewaltsam; oft genug aber auch geradezu heimtückisch, wie jener Schotte erfahren mußte — Schottland ist ja das klassische Land des Aberglaubens — der trotz aller Warnungen eine Flußmündung zu Pferd durchschwimmen wollte, in der ein Meerweib ihr Wesen trieb, die alljährlich ein Leben forderte; wurde ihr nicht ein Hund, eine Katze, oder wenigstens ein Vogel zugeworfen, verlangte sie Menschenleben. Er wurde vom Gaul gezogen und ertrank.

Auch macht es ihnen Freude, Menschen auf bösartige Weise zu äffen. So hörten zwei Männer von einem Strom her wiederholt den ängstlich kreischenden Schrei: „Verloren, verloren!“ Als sie hinzueilten, zog sich das Geschrei den Fluß immer weiter hinauf, sie immer weiter hinter sich herlockend — plötzlich schallt es wieder von unten — aber diesmal mit höhnendem Gelächter; und dazu klang das Rasseln eines Schuppenkleides.

Derartige Scherze waren doppelt gefährlich, weil durch sie thatsächlich Menschenleben in Gefahr kamen. Es soll noch gar nicht so lange her sein, daß in einem schottischen Meerbusen ein Boot kenterte; niemand aber kam den Ertrinkenden zu Hilfe, weil die Anwohner ihr Geschrei für das der Meerweiber hielten! Und als der junge Lord Lorntie einst im Begriff war, sich ins Wasser zu stürzen, um ein junges Mädchen zu retten, die mit dem Tode rang, da hielt ihn sein Diener zurück mit dem Bemerken, das sei doch nur ein Meerfräulein. Zu seiner Beruhigung sang sie dann auch boshaft hinter ihnen her: Lorntie, Lorntie, wäre dein Diener nicht gewesen, dann tränke ich jetzt dein Herzblut!“ Da wird er sich gefreut haben! Bassett, p. 180.

Ein andres Seefräulein entbrannte in Liebe gegen einen Schäfer; aber als sie ihn umfing, da drückte sie ihn so fest an ihr Herz, daß er in der Furcht, sie möchte ihm ein Leides thun, sie von sich abdrängte.

Da warf sie im Grimm einen Stein nach ihm, daß er todwund zusammenbrach.

Doch auch der Dank ist ihnen nicht fremd, wenn sie einem Ritter, der ein Meerweib gefangen hat, aber sie losläßt — immer die Furcht vor Zwang! — aus Erkenntlichkeit das Leben retten, als sein Schiff untergeht; und ein zarter Zug ist ihre Liebe zu Gesang und Spiel, die alles über sie vermögen, wie sie einer Mutter über jenes Meerweib Macht gab, die einem Fischer Glück und Gut versprochen hatte, wenn er sich ihr auf drei Jahre zueigen geben wollte. Aber die trostlose Mutter ging an den Strand und sang und spielte der Meerfrau so lange in ihrer Herzensnot, bis die Räuberin aus den Fluten auftauchte und ihr ihr Kind zurückgab. Weniger glücklich war jener Harfenspieler, der ein Meerfräulein mit seinem Saitenspiel ans Tageslicht aus der Tiefe lockte, aber alsbald von heißer Sehnsucht nach ihr ergriffen wurde, und — „halb zog sie ihn, halb sank er hin"; er mußte ihr folgen, hinab in ihren kühlen Korallenpalast. Denn tief unten am Grund der See, da wohnen sie und haben reichen Schatz zum Eigentum in ihren Schlössern, die unerreichbar für den kühnsten Taucher, gar prächtig dort im Abgrund erbaut sind mit geschickter Hand aus edlem Gestein und schimmerdem Perlmutter. Dort tief unten, wo ihre goldenen Schätze hellen Schein geben, in der purpurnen Nacht haben sie sich das Lager von weißem Meersand bereitet; und dort auf dem Grund der See gehen auch ihre reichen Herden auf die Weide; lauter scheckiges Vieh, das wohl auch einmal nach oben kommt. So weidete ein Meerweib einst ihre Herde auf Nordstrand, doch die Leute der Insel fingen sie, mit List ihr nachstellend. Aber aus Rache überschüttete sie die Stadt mit Flugsand.

Wehe überhaupt dem, der sie reizt oder täuscht! Einst sah ein Taucher neben seiner Taucherglocke ein schönes Meerweib. Sie verhieß ihm, ihn allerwege schützen zu wollen, wenn er sie unter jeder Gestalt erkennen könnte. Er versprach es mit Freuden; aber einige Tage später trat er auf einen scheußlichen, langarmigen Polypen, und als er einmal wieder hinabtauchte, da erzählte ihm das Meerweib im Zorn, sie sei jener Polyp gewesen, den er roh verletzt, und kündigte ihm die Treue. Gar bald nachher fand er in der Tiefe seinen Tod. Auch äffen soll man sie nicht. Ein Fischer überraschte sie beim Spiel und bemerkte, wie sie Pfennige unter sich verteilten in ihren Kappen. Listig hielt er auch die seine hin und empfing ebenfalls eine Münze; aber als

er sich davonmachen wollte, entdeckten sie ihn, und mit genauer Not nur entkam er den Aufgebrachten unter Zurücklassung eines Stückes seiner Jacke.

Und wiederum ein andermal badete eine arme Mutter ihr Kind in der See, als es ihren Händen entglitt und unterging, von den Meerweibern geraubt. Aber statt seiner legten sie ihr ein junges Meerfräulein in die Wiege, das nun bei ihr groß wurde und gar lieblich heranwuchs, daß die jungen Erdensöhne von weit herkamen, sie zu schauen und um ihre Liebe warben. Und als sie arglos sich einem unter ihnen geschenkt hatte, da betrog er sie. Aber die Strafe folgte dem Verbrechen auf dem Fuß. Als er am Strande ging, da spülten ihn die Wellen hinab, und die Meerweiber zogen ihn in den nassen Tod.

Und schön und lieblich sind sie in der Volkssage alle, von Angesicht und Wuchs. Aber wie steht es damit in Wirklichkeit? Dr. Kerschur in einem Bericht erzählt von einer, die im Zuydersee gefangen und in Leyden von Professor Peter Pau zergliedert ward; und gleichzeitig von einer anderen Meerjungfrau, die in Dänemark gefunden, dort erzogen und sogar im Stricken unterrichtet wurde. Er beschreibt sie als schön von Gesicht, mit sanften, leuchtenden Augen, einer kleinen, zarten Nase, schlanken Armen, rundem, vollem Hals — aber — die Finger ihrer Hände durch Schwimmhäute verbunden, und die Haut bedeckt mit weißen Schuppen! — Weniger anziehend ist eine alte isländische Beschreibung — aber vielleicht genauer! Danach sind sie Weib bis zum Gürtel, mit langen Händen und weißem Haar, Hals und Kopf durchaus gleich dem einer Frau. Die Hände sind, wie gesagt, lang und die Finger nicht gespalten, sondern durch eine dünne Haut verbunden. Vom Gürtel abwärts gleichen sie einem Fisch, mit Schuppenschwanz und Flosse. — Sie tauchen besonders gern und kommen wieder in die Höhe, Fische in den Händen. Das Gesicht ist unschön, mit breiter Stirn, breitem Mund und doppeltem Kinn. Und von grönländischer Küste heißt es, daß sie große Brüste, loses Haar und große Hände an kurzen Armen haben, gleich dem Fuß einer Ente.

Vor nicht langen Jahren schrieb ein Dr. Hamilton an das „Edinburger Magazin“, daß Fischer nahe den Shetlandsinseln ein Meerweib gefangen hätten. Sie hätten sie sogar zwei Stunden lang im Boot gehabt, aber aus abergläubischer Angst wieder über Bord gegeben. Sie war ihrer Beschreibung nach grau von Farbe, hatte einen Fischschwanz, aber weder Schuppen noch Haar am Körper, auch keine Finger oder Schwimmhäute an der Hand.

Eine Meerfrau wurde sogar nahe bei Irland im Bauch eines Haifisches gefunden. Sie wird beschrieben als von der Größe eines neunjährigen Kindes, mit langem Haar, olivenfarbener Haut, einem Daumen und schwimmhäutigen Fingern. Sie wurde in die See geworfen. Zu anderm war sie wohl auch nicht gut.

Dem allen gegenüber — auch Kolumbus berichtet in seinem Tagebuch von drei Meerweibern, die sich über die See mit dem Oberkörper erhoben, und erzählt, daß er schon früher solche an der afrikanischen Küste gesehen — ist wohl die unmittelbare Frage erlaubt: Gab oder giebt es in Wirklichkeit solche Wesen, oder gehören sie ins Gebiet der Fabel?

Fassen wir die Zeugnisse für das Dasein derselben, absehend von den oben angeführten mehr oder weniger abenteuerlichen Erzählungen, näher ins Auge. Nach Baring Gould „Curious Myths" p. 509 findet sich in einer alten „Geschichte der Niederlande" folgendes aus dem Jahr 1493, wie es sich bei Haarlem zugetragen haben soll:

Gelegentlich einer Sturmflut verirrte sich ein Meerweib in der Zuydersee schwimmend durch einen Deichbruch hindurch in das Gebiet der Edamer. Lange Zeit blieb sie in dem durch die Überschwemmung gebildeten Becken, da sie, nachdem die Bresche ausgefüllt war, keinen Ausweg finden konnte. Anfänglich betrachteten die Leute der Gegend das fremdartige Wesen mit Angst; allmählich aber gewöhnten sie sich so an den täglich gebotenen Anblick, daß sie zuletzt sogar Mut genug fanden, Jagd auf sie zu machen, um sie ans Land zu treiben und zu fangen. Zunächst ergab sich das Bedürfnis, das Meerfräulein möglichst zu waschen und zu bürsten. Nachdem eine gute Schicht Seemoos und andere Ungehörigkeiten von ihr entfernt waren, sah sie einem Mädchen, wie andere sind, durchaus ähnlich. Sie bekam Kleidung und gewöhnte sich allmählich an menschliche Speise. Beständig aber stand ihr Sinn auf Flucht, zurück ins Wasser. Doch sie wurde zu gut bewacht. Endlich ging sie in den Besitz der Haarlemer über. Hier lernte sie spinnen und lebte an fünfzehn Jahre unter ihnen. Nach ihrem Tode wurde sie, obwohl ungetauft, doch um der Ehrfurcht willen, die sie stets dem Kreuze bewiesen, in geweihter Erde begraben. Der Zudrang zu ihr war enorm.

Was will diese Geschichte? Wohl gemerkt, ist hier ganz und gar nicht von irgend einer jener Erscheinungen die Rede, als Schuppen, oder Schwimmhäuten oder Fischschwanz, wie sie sonst bezeichnend für

die „Meerweiber“ sein sollen. Bassett ist nicht abgeneigt, in ihr eine Art Kaspar Hauser zu sehen: ein verkommenes, absichtlich ausgesetztes Wesen, das sich an das seichte Wasser jener Küsten gewöhnt hatte. Als Seitenstück wenigstens möge die Erzählung in Hone, Table book, Bd. 2. p. 188 angezogen werden, nach der ein gewisser Vega 1674 in die See sprang und fünf Jahre später an Land gebracht wurde, ganz mit Schuppen bedeckt. Er hatte die Sprache verlernt, wurde aber von seinen Angehörigen rekognosziert. Er lebte noch einige Jahre, verschwand aber später.

Ein Priester von Amboina veröffentlichte in holländischer Sprache einen Bericht über ein Meerweib, das in der Nähe der Insel Boro gefangen war, den er mit vielen schön kolorierten Bildern schmückte, und der öfters erwähnte Gould in seinen „Curious Myths“ erzählt von einer, die 59 Zoll lang war. Sie lebte vier Tage und sieben Stunden, aber starb, weil sie jede Nahrung verweigerte. Sie gab keinen Ton von sich. Nach der Beschreibung hatte sie den Kopf einer Frau mit Augen, Nase und Mund; nur schienen die hellblauen Augen nicht ganz menschlich. Das Haar war seegrün; sie hatte Busen, lange Arme und Hände; und der Oberkörper war fast weiß, etwas ins Graue spielend. Nach unten lief ihr Körper in einen Fischleib aûs; und Dimas Bosque erzählt in „Les monstres marins“ von Landrin gar folgendes. Der Mann war Leibarzt des Vizekönigs von Manara und sein Brief wurde in Bartholdys „Historia Asiae“ aufgenommen.

Als er eines Tages mit einem Jesuitenpater am Strande ging, kamen Fischerleute auf sie zugelaufen und baten den Pater, in ihr Boot zu schauen. Es habe sich ein großes Wunder begeben. Und thatsächlich lagen in dem Kahn sechzehn Fische mit menschlichen Gesichtern — neun weiblich und sieben davon männlich. Sie waren sämtlich mit einem Zug im Netz gefangen worden. Die genaue Beschreibung derselben ist höchst interessant. Ihre Zähne waren nicht spitz, sondern eckig und dicht nebeneinander gestellt. Die Brust war breit und mit einer Art Haut bedeckt, aber so weiß doch und zart, daß die Adern durchschienen; die Ohren standen aufrecht und waren knorplig, wie Menschenohren. Die Augen lagen, an Farbe und Stellung den unsrigen gleich, in Augenhöhlen und hatten Lider, ohne, wie die der Fische, verschiedene Gesichtsachsen zu haben. Nur die Nase war ziemlich flach und negerähnlich und zum Teil gespalten wie die einer Dogge. Mund und Lippen waren durchaus normal.

Aber das Merkwürdigste kommt nach.

Die weiblichen Tiere — wie soll man sie anders nennen — hatten einen runden, festen und vollen Busen, und bei einigen schien es, als ob sie Junge säugten, denn wenn an die Brüste gedrückt wurde, kam eine durchaus weiße Milch heraus. Die Arme, zwei Ellen lang (die einzig gegebene Maßbestimmung), hatten aber keine Gelenke, sondern die Hände waren unmittelbar an die Ellenbogen gefügt. Der ganze Unterkörper lief natürlich wieder, von den Hüften anfangend, in einen doppelten Fischschwanz aus. (cf. Bassett, p. 192.)

Kapitän Hudson erzählt, daß seine Schiffsmannschaft eines Morgens erst eine, dann mehrere Meerfrauen gesehen, die starr auf die neugierig über Bord schauenden Leute geblickt haben, ganz dicht an das Schiff heranschwimmend. Auch hier werden sie geschildert als vom Nabel aufwärts einem Weibe gleich, von menschlicher Größe, mit weißer Haut und langem Haar von schwarzer Farbe. Aber als eine See sich über ihnen brach und sie wegspülte, da sah man ihren Fischschwanz, dem eines Tümmlers gleich, und „gefleckt wie eine Makrele“. — Doch genug davon. Noch jüngere Berichte sehen den Anpreisungen eines Jahrmarktwunders verzweifelt ähnlich.

Und was ist nun der Kern all dieser mehr oder minder unklaren oder unvollständigen, nie untereinander wirklich übereinstimmenden Berichte? Um eine endliche Antwort zu geben, werden wir uns erst die zur Zeit noch wirklich vorhandenen Meermänner und -frauen in den Sammlungen und Museen ansehen müssen, und ich will gleich vorausschicken, daß Alex. Dumas in seinem: „Tausend und ein Gespenst“ auf diesem Wege zum felsenfesten Glauben an die wirkliche Existenz solcher Wesen kommt.

Es hat nie an ausgestellten Exemplaren gefehlt. Das mumifizierte Meerweib, welches den französischen Romandichter so bezauberte, ist im Königl. Museum im Haag zu sehen. Er beschreibt es als gänzlich eingetrocknet und von dunkelbrauner Färbung, mit geschlossenen Augen, flacher Nase, die Lippen über die wenigen Zähne zurückgezogen, mit eingesunkenem, aber erkennbarem Busen und wenigen kurzen Haaren auf dem Kopfe; und dann kommt der Fischschwanz eben. — 1822 wurde in London ein totes Meerweib ausgestellt, das sich schließlich als eine geschickte Zusammensetzung von dem Körper eines Affen mit einem Fischschwanz herausstellte. Es ist jetzt in Barnums Besitz; nach Bassett zur Zeit wahrscheinlich in Boston. — Ein in London angeprie-

senes und angestauntes **lebendes** Meerweib stellte sich heraus als ein regelrechtes, unverfälschtes Frauenzimmer mit angeleimtem oder angenähtem Fischschwanz. — Ein Kinderkörper mit einem Fischschwanz vereinigt scheint die reelle Unterlage der nicht seltenen dürren und kleinen Meerweiber zu sein, deren Leichen in Japan auf jedem Jahrmarkt gezeigt werden, sorgfältig unter Glas geborgen. Ich habe in Hakodate in einer Jahrmarktsbude **selbst** eines gesehen, ungefähr 1¼ Fuß lang; vor allem aber interessant war mir das sehr wohl erhaltene Exemplar im Museum in Hongkong. Dieser **Meermann** ist auch etwa 1½ Fuß lang, mit sehr ausgesprochenem Fischleib und ebenso deutlich ausgeprägtem Menschenrumpf, der ganz braun mumifiziert erscheint, mit klar erkennbaren Rippen, ganz ausgebildeten fünffingerigen Armen und gut auf schlankem Halse aufgesetztem runden Kopfe mit zierlichen Ohrmuscheln und spitzen Zähnen. (Vgl. Heims, Rund um die Erde, S. 321.)

Summa: Die Aktien des Meervolkes stehen im Grunde doch schlecht, und ähnlich jener zusammengesetzten Mumie, scheint ihr Dasein sich auch aus drei Stücken zusammenzusetzen: aus dem thatsächlichen Grundstock der Sage, wie er in Seehunden, Dygongs, Seelöwen und ähnlichem Getier seinen Bestand hat; aus altheidnischer Überlieferung verbunden mit kirchlicher Degradation der Najaden und Nixen zu lebenden, aber unerlösbaren Wesen, und aus der Wundersucht und Leichtgläubigkeit der schlecht beobachtenden Menge.

Was die **Seehunde** angeht und ihre Verwandten, so bieten sie mit dem sanften Blick der gutmütigen Augen in der That einen schier menschenähnlichen Anblick, besonders wenn sie nur Kopf und Vorderleib aus dem Wasser heben, mit ihrer feisten, gewölbten Brust und den kurzen, armgleichen Vorderflossen; so sehr, daß z. B. der Schiffsarzt des berühmten Scoresby diesem thatsächlich erzählte, er habe einen Mann nur mit dem Kopf aus der See auftauchen sehen. Derselbe berühmte Nordpolfahrer erwähnt mit anderen auch die eigenartige Musikliebe der Seehunde, die mit ihrem feinen Gehör im Zusammenhang steht. Oft genügten wenige Flötentöne, um sie heraufzulocken. Bei den Franzosen heißt der Seelöwe geradezu femme marine, und die Holländer sollen den Dygong mannetje — kleiner Mann — nennen. Daß das Geschrei der Seehunde etwas Menschenähnliches habe, findet man oft in Erzählungen der Nordpolfahrer, vergl. die Geschichte von den Ertrinkenden in Schottland. Damit stimmt die Erzählung von

den Shetlandsinseln, nach der ein Mann, der auf einem Felsen allein weilte, einen unheimlichen Schrei hörte und aufblickend einen — Seehund sah. Aber selbstverständlich war das kein richtiger Seehund, sondern im Grunde ein Seegespenst. Folglich bat der Mann sehr, an Bord genommen zu werden, und hielt die ganze Sache für ein gar übles Vorzeichen. (Weddel, Voyage to South-Shetland 1825.)

Nicht zu unterschätzen für die Würdigung der Sage von den Meermännern und -weibern ist der bezeichnende Zug, daß sie sterblich sind. Wie sie den Fischern ins Garn gehen, so werden sie auch von ihnen zu einzelnen Malen getötet. Ein Ritter, der einem Meerweib in ihre unterseeische Wohnung gefolgt ist, kehrt zur Erde zurück; als er aber, von Sehnsucht getrieben, sein Weib wieder aufsuchen will, da findet er, daß sie von den wütenden Meermännern ermordet ist; und das Blut der Meerfräulein hat schützende Kraft, wie Orlando, der rasende Roland, seinen Helm damit salbt, nachdem er eine von ihnen erschlagen.

Auf jene erwähnte Degradation von der Höhe, auf die das Heidentum sie stellte, durch die Kirche zu dämonischen Wesen, deutet noch manches hin. So der diabolische Zug, der ihnen anhaftet, den verführenden Zukunftwissenden. Man schützt sich vor ihnen durch frommen Gesang oder durch das Aufsagen des Credo in der Stunde der Gefahr. Aber gefährlich sind sie doch, wie die Sirenen des klassischen Altertums, wenn sie, das Urbild der Lorelei, auf den Felsen oder am Strande sitzen und ihr Haar kämmen, und wohl gar zu lieblichem Harfenspiel ihre lockenden Lieder singen. Und wer sich mit ihnen einläßt, der ist verloren, wie Agnete von Havgaard — wenn er nicht Buße thut. Und immer dabei jener Zug der Erlösungssehnsucht, der vergeblichen, in welcher ein Meerweib ihre Harfe von sich schleudert und sich in die See stürzt, verzweifelt, weil sie hört, daß es für sie keine Erlösung giebt. — Es ist ein tiefer Sturz, von der Höhe der Töchter Aegirs erst zum sterblichen Meerweib und endlich zum — Seehund erniedrigt zu werden. — Noch eines Zuges zu erwähnen, der oft genug wiederkehrt, um Aufmerksamkeit zu verdienen: was mag es für eine Bewandtnis haben mit den Herden scheckigen Viehes, das sie am Meeresgrunde weiden?

Vielleicht eine sehr durchsichtige. Es ist eine uralte mythologische Vorstellung, daß die Wolken, die durch Regen nährenden, als Kühe aufgefaßt werden. Sollte es so unmöglich sein, daß die spielenden,

vom Winde gejagten Wolkenschatten, wie sie herdenweise über der grünen See liegen, diese selbst, die blinkende, scheckig und fleckig färbend, den Grundstock jener Herden gegeben haben? Dann erklärt es sich auch ohne Mühe, weshalb sie zu Zeiten an der Oberfläche erscheinen, anstatt immer auf den fetten, stillen Gründen des Meeres zu weiden. Der Zusammenhang zwischen ihnen und Aegirs Töchtern ist dann auch unschwer gefunden, und auf das Meergesindel späterer Zeit übertragen, dem auch das Erbe des Vorwissens zufällt, das den alten Wassergottheiten eignet, weil im Wasser die Keime des Alls lagen und liegen, die ihnen bekannt sind, weil sie selbst darin leben und weben. Und auch die Wandelbarkeit der Gestalt, das Proteus-artige, ist auf sie übertragen. Damit aber kommen wir zu einem andern, recht unholden Lebewesen des Seeaberglaubens: zu dem unheimlichen Wasserpferd. Zwischen ihm und dem Meervolk besteht ein enger Zusammenhang.

Ein Mann hatte ein Meerweib geehelicht und sie zu sich in sein Haus genommen. Sie blieb bei ihm — widerwillig, ohne Liebe — bis sie eines Tages auf dem Markt den Zügel fand, mit dem sie gezähmt worden war; da verschwand sie. Zum Verständnis dieser dunkel klingenden Erzählung müssen wir einige andere Berichte dagegen halten, ob sie den ersteren vielleicht genügend ergänzen. Da gab es z. B. Wasserpferde, die ihre Freude daran hatten, harmlose Wanderer zu äffen, bis sie es dahin gebracht hatten, daß diese sich auf ihren Rücken setzten, und dann stürzten sie sich mit ihnen ins Wasser. Aber es gab ein Mittel, sie zu bezwingen: wenn man ihnen einen Zügel überwarf, über den das Zeichen des Kreuzes gemacht war. Damit konnte man sie sich zum Dienst unterthänig machen, so daß sie sich selbst vor Pflug und Egge spannen und die andern Pferde schier zu Tode arbeiten. Dazu kommt aber, daß die Wasserfrauen zuweilen die Macht haben, sich in ein Wasserpferd zu verwandeln, um Menschen zu äffen und zu bethören. Nun wird die obige Geschichte klar. Jenes Meerweib, das zum Dienst gezwungen und rückverwandelt war, macht die Entdeckung, daß ihr Herr und Meister sich des zwingenden Zügels entäußert, also die Macht über sie verloren hat — und da bricht sie aus.

Steckt die Person eines Meermannes unter dem Bilde des Wasserpferdes, so geht er darauf aus, Menschentöchter zu bewegen, daß sie auf seinen Rücken steigen, damit er dann mit ihnen in wilder Fahrt davon- und in die See hinein-rase. Aber sie haben auch ihre Eitelkeit und Empfindlichkeit. Der Isländer Arnesen erzählt von einem

jungen Mädchen, das, ein Wasserpferd aufzäumend und im Begriff es zu besteigen, halb ängstlich sagt: „Ich weiß nicht, ich möchte doch lieber nicht — —?“ Da tost das unholde Tier davon. Nur das unbedingte Selbstvertrauen oder das Vertrauen auf die Zuverlässigkeit des Untiers hat Macht über dasselbe. Kraftlosigkeit und Zweifel bringen es auf.

Geschildert wird es gewöhnlich, als mit verkehrt gewendeten Hufen auftretend, grau von Farbe und mit radförmigem Schweif. Zuweilen tritt es — in der isländischen Sage — ganz ähnlich dem Odinsroß, dem Sleipnir, mit acht Füßen auf, und das Eis sprengend: da ist aus der Sage reine Mythologie geworden. Das ist der über das Meer herstürmende Wind, der das Eis zertrümmert und bricht. Vielleicht liegt hier der innerste Kern der Sage. Die Verbindung des Seepferdes mit dem Seevolk ist wohl nach Art der Degradation der Aegirstöchter zu Seehunden, in der Ähnlichkeit zwischen letzteren und einigen andern ihrer Sippe zu suchen, die ihrerseits mit einem Pferde einige Gleichheit aufweisen, was z. B. die Mähne angeht. — Man denke nur an den Namen: „Walroß“, und wie es neben dem Meerpferd auch Meerochsen giebt. Die Merowinger sogar führten ihre Abstammung auf einen Seestier zurück. So haben wir heute noch den Namen der „Seekuh“ für eine Familie der Manati. Man hat auch wohl auf die dem altertümlichen Norden geläufige Vergleichung des Seeschiffes mit einem Pferde hingewiesen und auf die vielen Ausdrücke in der Schiffstakelage, die vom Pferde entlehnt sind, als „Bug“, „Saling“ (s. v. a. Sattelung); wohl auch auf die hellenische Neptunssage, nach der Poseidon das Pferd aus der See herausgeschaffen habe; d. h. daß das Pferd den Athenern über das Wasser her zugekommen; aber ich glaube, man beweist dadurch zu viel; und die obige Erklärung, soweit es denn eine ist, will mir natürlicher und ungezwungener scheinen.

Aber noch viel vornehmeres Gesindel birgt sich unter den Wogen.

Dahin gehören die Meermönche und -nonnen; ja sogar Meer-Bischöfe giebt es dort in der blauen, unendlichen Tiefe. Den Übergang zu ihnen macht gewissermaßen jener Meermann Fintan, der vom heiligen Patrick bekehrt, später selbst ein Heiliger wurde, also eine Ausnahme von der Regel. Alte Denkmäler sollen ihn gleich dem assyrischen Dagon zeigen mit langem Fischleib.

Ein solcher Seemönch wird in einer alten Naturgeschichte von 1554 beschrieben, als in Norwegen nach schwerem Sturm ans Land geworfen; und wer das Untier geschaut, hätte ihm den Namen Mönch

gegeben. Schön war er nicht, aber sehr häßlich, mit blankem, kahlem Kopf, und auf den Schultern trug er etwas, was einer Mönchskutte ähnlich sah. Statt der Arme hatte er eine Art gebogener Flossen. Der Unterkörper lief in einen Fischschwanz aus. Als er gefangen war, machte er heftige Andeutungen, daß er gern ins Wasser zurück möchte, und machte sich, als ihm dieser Wunsch erfüllt war, eiligst davon. Im Trocknen scheint diese Gattung überall sich nicht sehr wohl zu fühlen. So erzählte — nach Schleiden — ein Jesuitenpater dem älteren Corvinus, er habe in indischen Gewässern selbst einen gefangenen Meermenschen mit der Mitra auf dem Kopfe gesehen, der erst sehr traurig gewesen sei über die Trennung von seiner unterseeischen Gemeinde, und ebenso glücklich, als man ihn losgelassen. Aber eine Mitra trägt sich doch noch leichter, als eine Rüstung unter Wasser, wie sie der Seeritter trug, den man 1305 fing und der nach drei Wochen starb. Sollte er etwa mit einem „Kofferfisch" in naher Verwandtschaft gestanden und vielleicht ein „Hammerfisch" oder ähnliches Getier zu der Fabel von den Seemönchen Anlaß gegeben haben? Es wird sich jetzt schwer nachweisen lassen!

Fünftes Kapitel.

Wettermachende Gestirne und Menschen.

Das sind Mächte, die in der Tiefe leben. Aber auch droben in der Höhe giebt's Gewalten, die Einfluß auf das Leben der See haben. Vor allem die von alters her nicht ohne Bedenken angeschauten Planeten. Und unter ihnen ist's der Mond, der dem Seemann am meisten von je zu schaffen gemacht. Daß zu- und abnehmender Mond Einfluß auf das Wetter habe, der Glaube steht noch heut in Ehren, und der Seemann läßt sich's nicht nehmen, daß der Mond die Wolken „auffrißt."

Fährt da ein braves deutsches Schiff zur Vollmond- und Abendzeit auf dem Atlantischen Ozean. Das Wetter sieht bedenklich aus. Eine Bö nach der andern saust übers Wasser her, und der Himmel bezieht sich. Der Kapitän kommt an Deck.

„Na, wo süh't denn ut, Stüermann?"

„Je, Herr Kap'tän, ick denk wi nehmt de Bramsegels weg und steckt en paar Reff in de Marssegels; dat gefallt mi nich, so as de Wolken upkamt!" — „I watt, Stüermann, de Mond kümmt jo rut; de fritt's all up!".

Der Kapitän geht beruhigt in seine Kajüte, — plötzlich, wie gerade der Vollmond hell aus den Wolken tritt, kommt eine Bö, freudiger als alle die andern, das Schiff legt sich auf die Seite — oben ein donnerndes Knallen, ein schlagendes Flattern — und weithin über die schaumige See schleudert der Sturm die Fetzen.

„Dunnerwedder, watt is los?" stürzt der Kapitän an Deck.

„O, nix nich!" sagt der Steuermann, und deutet mit dem Daumen über die Schulter nach oben: „'t is man so, as de Kap'tän seggt hett: de Mond hett's all upfreeten!" — die Segel, aber die Wolken nicht!

Ja, es ist ein unsicher Ding mit dem Prophezeien nach der schönen,

milden Leuchte der Nacht; aber schon den Römern war's ins Blut übergegangen, und Plinius giebt sogar schon eine förmliche Art Wetter-Mondskala. Nach ihm bedeutet ein Neuer Mond mit aufrechtstehenden Hörnern am vierten Tage seines Erscheinens böse Seestürme, und wenn über den Mond, in welchem Viertel er auch stehe, Wolken ziehen, dann kommt der Wind in kurzem von derselben Ecke, wie diese Wolken.

Aber der wissenschaftliche Heide geht tiefer und weiter. Wenn der Neue Mond beim Aufgang das obere Horn verdunkelt zeigt, dann giebt's schlecht Wetter, wann der Mond abnimmt; wenn das untere Horn sich verdunkelt darstellt, giebt's Regen bei Vollmond. „Stumpfe" Hörner beim Aufgang des Neuen Mondes zeigen furchtbare Stürme an. Wenn der Mond, zu windiger Zeit, erst am vierten Tage sichtbar wird, dann dauern die Stürme an; und wenn er am sechzehnten Tage hell und leuchtend am Himmel steht, dann giebt's wieder heftige Stürme. Aristoteles erklärt die Flecken des Mondes auf eigentümliche Weise, aber scharfsinnig genug, als Spiegelungen der Erdenmeere auf der blanken Fläche unseres Trabanten; eine Erklärung, die jedenfalls viel voraus hat vor der Belobung des Mondes, die jenen Matrosen nachgesagt wird, welche behaupteten, der Mond sei viel nützlicher als die Sonne, weil er in dunkler Nacht scheine, während die Sonne nur bei Tage ihres Werks walte. Sogar auf Austern und Schellfische erstreckt sich seine Herrschaft. Der Feinschmecker Lucullus — und der muß es wissen — soll die scharfsinnige Beobachtung gemacht haben, daß erwähnte Delikatessen größer werden während des zunehmenden, als während des abnehmenden Mondes; und nach Marryat glauben englische Fischer noch jetzt, daß Fische, die bei Vollmond ausgekommen, bald nachdem sie aus dem Wasser geholt sind, faulen; und ebenso daß Fische, die im Mondschein aufgehängt sind, bald zergehen.

Eine große Rolle spielt auch der Hof um den Mond. Je kleiner der Ring, desto eher folgt Regen; und von der Seite, wo er am hellsten ist, kommt demnächst der Wind. Sogar die Stellung der Sterne zum Mond hat etwas zu bedeuten. Ein Stern vorm Monde, der ihn zieht, und einer hinter ihm, der ihn jagt, sind Sturmzeichen. Überhaupt ist jeder Stern in unmittelbarer Nähe des Mondes bedenklich, sei es nun an der untern Hornspitze, sei es über der Scheibe.

Ganz ohne Widersprüche untereinander sind diese Regeln nicht. In England an der Küste bedeutet es Regen, wenn die Hörner nach oben stehen: „ein Boot voll Wasser"; oder wenn man seinen „Hut

dran aufhängen kann“; in Mecklenburg dagegen wirds gut, wenn man Sattel und Zaum an die Hörner hängen kann — und umgekehrt. Auf Island zeigt der zunehmende Mond, wenn die Hörner zur Erde geneigt sind, einen Schiffbruch während der Dauer des Mondes an.

Was das erwähnte „Wolkenfressen“ angeht, so hat 1868 nach Bassett ein Herr Park Harrison die Sache in eine Theorie bringen wollen, indem er der Wissenschaftlichen Gesellschaft eine Arbeit einreichte, durch welche er bewies, der Vollmond entwickle zwei Grad zurückgestrahlter Wärme mehr, als der Neumond, und das genüge, um die Wolken aufzulösen. Ob sie's geglaubt haben, darüber finde ich nichts.

Über den Einfluß der Mondverfinsterungen auf das Wetter finde ich merkwürdigerweise auch so gut wie gar nichts, denn daß Nikias nach Thukydides VI nicht eher segeln will, als bis dreimal neun Tage nach der eingetretenen Mondfinsternis vergangen sind, kann man höchstens seiner persönlichen Frömmigkeit oder Thorheit und der mangelhaften Disciplin in der athenischen Marine, nicht aber dem Aberglauben der Seeleute als solchem in die Schuhe schieben.

Eine nicht unbedenkliche Rolle spielte früher — und vielleicht hier und da auch jetzt noch, der Mond als Blindheitsbringer. Im Freien schlafen, so daß der Schein des Vollmonds dem Schläfer ins Gesicht fiel, sollte sehr böse Folgen haben, die in den Tropen sich gar bis zum Wahnsinn steigern könnten. — Auf unsern Kriegsschiffen habe ich nicht bemerkt, daß wir auf diese Überlieferung Rücksicht nahmen ärztlicherseits.

Auch der Regenbogen gehört hierher. Allgemein heißt es, daß er im Meere trinkt, weil er unten heller glänzt, als in der Höhe. Ein andrer Glaube ist, daß er sich auf dem Meere bildet und vom Wind übers Land getrieben wird. Bretonische Seeleute halten es für gefährlich, durch den Fuß des Bogens zu fahren, damit das Schiff nicht mitsamt dem Wasser aufgesogen werde. (Sébillot, p. 66.) Steht er über der See, giebt's gutes Wetter; über Land: Regen oder Schnee. Mondregenbogen bedeuten nie etwas Gutes.

Was Donner und Blitz angeht, so bringen Morgengewitter schweren Wind, und im allgemeinen kommt der Wind daher, wo der Blitz aufleuchtet. — Blitzt es gleichzeitig von zwei Seiten, dauert das Wetter nicht lange.

Auch der Regen hat selbstverständlich seine Regel. Regen im Sturm besänftigt ihn, und er steht in Aussicht, wenn die Matrosen

sehr trockene Hände haben. — Kommt bei herannahender Bö zuerst der Regen, dann ist viel Wind darin, und es gilt schnell Segel bergen; kommt der Wind vor dem Regen, ist die Sache weniger von Bedeutung.

Das alles sind rohe, und dann nach der jedesmaligen Erfüllung auf gut Glück als wahr behauptete Beobachtungssachen, die, eben weil sie nie zu einem System zusammengefaßt werden können, wenigstens mit Aberglauben und loser Sage eng verwandt sind, umsomehr, als das Festhalten daran, als an unwiderstehlichen Äußerungen realer Gewalten, verhängnisvoll werden mag. —

Mitten hinein in die Irrgänge krassesten, greifbarsten Aberglaubens führt uns, um von der Höhe des Firmaments in die Tiefe hinabzusteigen, der traurige, haltlose und doch förmlich in eine Wissenschaft gebrachte Wahn, der den Wetterhexen schuld gab an Sturm und Unwetter. Schon die fürchterlichen Sturmgeister Hejd und Ham sind auf Geheiß und Beschwörung des zauberkundigen Königs Helge dem Frithjof verderblich, und immer und immer wieder tritt uns dieser öde Glaube entgegen. Gesetze werden gegen diese Wettermacher erlassen, von Karl dem Großen an; hoch im Norden, tief im Süden; und 1317 und 1327 nimmt sogar der Papst ihrer wahr in feierlichen Bullen.

Außerordentlich einfach sind die Mittel, deren diese Art von Zauberern sich bedient. In Irland thut es schon ein Dorschkopf, der, ein Stück Holz im offenen Maule, auf das der Zauberspruch geritzt war, an einen Pfahl gespießt und so auf einer Klippe angebracht wurde. Aber es kommt noch ärger. In einem englischen „Hexenbuch“ von 1584 heißt es (nach Bassett, p. 111) zwar wörtlich:

„Niemand, der seine gesunden Sinne hat, wird sagen, daß die Elemente den Hexen gehorchen und daß sie vermögend sind, Regen, Hagel, Stürme, Gewitter und Blitz zu senden, wenn sie — und wäre es auch nur ein altes, verrücktes Weib — einen Flintstein über ihre linke Schulter nach Westen oder etwas Seesand in die Luft werfen; oder wenn sie einen dürren Ast in Wasser tauchen und dieses in die Luft spritzen; oder Salbeikraut so lange vergraben, bis es fault; oder auch, wenn sie eine Grube in die Erde graben und Wasser hineinthun, das sie mit ihrem Finger umrühren, oder wenn sie Schweineborsten kochen. All' diese Vornahmen sind in zuverlässigster Weise von Hexen selbst bezeugt.“

Und in einem Werke derselben Art wird die Macht der Hexen insofern eingeschränkt, als der Erfolg ihres Thuns allerdings mehr in ihre

Einbildung verlegt, die Kraft selbst aber dem Teufel zugeschrieben wird, der das Wetter voraus weiß und nun zu gegebener Zeit seine Getreuen zu solchem Hokuspokus anstiftet, die sich an ihren Feinden, Nachbarn u. s. w. rächen wollen, und die dann meinen, sie hätten das nachfolgende Unwetter, das auch sonst eingetroffen wäre, verursacht.

Aber Jakob VI. von Schottland schrieb mit eigener königlicher Hand über die Hexen und versicherte auf Grund eigenster Erfahrung, daß sie solche Macht über Wetter und Wind besäßen. Die Sache verhielt sich so:

Im Jahre 1590 brachte er seine Braut von Dänemark nach Schottland, selbstverständlich auf dem Seewege. Unterwegs überfiel sie ein heftiger Sturm. (In der Nordsee natürlich ein höchst seltenes Ereignis!) Selbstverständlich waren Hexen die Ursache. Man hatte auch bald die Missethäter heraus. Ein Dr. Fian und eine bekannte Zauberin, Agnes Sampson, wurden eingezogen und auf Kraft gefoltert; und, wie nicht zu bezweifeln, gestanden sie alles. Unter Brüllen und heulendem Kreischen kam's endlich heraus: Zweihundert Hexen und Zauberer hatten sich am Heiligabend, jedes auf einem Sieb, eingeschifft, dem uralten Symbol der triefenden Wolke, und waren so in See dem Teufel begegnet — nach einer Aussage war er in Gestalt einer „ungeheuern Welle" dahergekommen —; und der hatte ihnen eine schwarze Katze, einst das Zugtier an Freyas Wagen, gegeben. Diese war dann in die See geworfen worden unter dem Geschrei „Hallo!", und so war der Sturm entstanden. — Agnes Sampson gab Genaueres an. Sie hatte eine Katze ins Meer geworfen, an deren Füße Teile von einer Leiche, dem Unheil bringenden Schrecknis der Seefahrer, gebunden waren; diese wurde so weit wie möglich hinausgeschleudert, kam aber wieder und wieder in die Höhe. Da warfen sie um 11 Uhr nachts eine zweite hinaus vom Ende der Landungsbrücke. Das half!

Eine Hexe wurde auch einmal freigesprochen, weil die — Zeugen aussagten „man hätte sie nicht in Gestalt einer Krähe oder eines Raben um das untergegangene Schiff fliegen sehen"; was sonst die Regel war. Davon also hing ein Menschenleben ab!

Andere beliebte Mittel, Sturm zu erregen, waren — laut Protokollen über Hexenprozesse — ein nasses Laken auf einen Stein am Seestrande zu schlagen und dabei den Namen des Satans anzurufen; oder die Gestalt eines Schiffes, dem man übelwollte, in Wachs zu bilden und es unter Zauberflüchen ins Meer zu werfen; oder die Hexe

ließ eine Holzschale in einem Gefäß mit Wasser schwimmen und sang ihre Beschwörungen darüber, „bis das Wasser überlief.“ Dann war Schiff oder Boot verloren, das gemeint war. Oder sie zogen ihre Schuhe aus und schlugen Schaum damit in Seifenlauge; auch das war gut. Bei einer Haussuchung fand man einen Besenstiel „mit einem kleinen Segel daran“ und — einen getrockneten Fisch, das war Beweis genug; und weil im Kanal eine Heringsflotte im Sturm zu Grunde ging, wurde ein armes Weib in eine mit Nägeln gespickte Tonne gesteckt und einen Berg hinuntergerollt.

Aber nicht nur auf Sieben, auch auf Eierschalen schwammen sie über die See, und der Besenstiel ist ja das bekannte Fahrzeug der teuflischen Weiber. Der Besen bedeutet ursprünglich den Wind, der die Wolken zusammenfegt; eine Reise auf dem Besen ist also eine Reise auf den Flügeln des Windes. — Schlüssellöcher genügen ihnen zur Ausfahrt, und außer auf Eierschalen — vergl. später den holsteinischen Aberglauben betreffend das Zerbrechen der Schalen — dienen ihnen auch Muschelschalen zum Kahn. Und hier berührt sich der traurige Glaube mit dem heiteren an die elfenartigen Seezwerge.

Einen ganz eigenartigen Ruf, Zaubermacht — aber meist nur in bösem Sinne — über das Wetter zu besitzen, haben merkwürdiger Weise die Finnen. Auch die Lappländer. Jedenfalls ein Rest der uralten Überlieferung von den zauberkundigen „Jätten“ und „Zwergen“ des Nordens, die im Kampf mit den einwandernden Goten, welche schon germanische Stämme antrafen und mit ihnen sich verbanden, nach blutigem Kampf zurückgedrängt wurden. Die „Jätten“ werden beschrieben als große, starke, rohe, kriegerische Gesellen mit hellem Haar: die Finnen; die Zwerge, „Schwarzalfen“ dagegen als dunkle, kleine, aber gewandte und listige Leutchen, gleich den heutigen Lappen.*) Da ihnen die Kraft fehlt, sich an den Eindringlingen zu rächen, greifen sie im Volksglauben zu der geheimen Waffe der Zauberei. So damals in Urzeiten. Und 1857 wurde ein Matrose in England des Mordes an einem Mulatten angeklagt; er verteidigte sich damit, er habe ihn für einen Finnen gehalten und ihn aus dem Wege geschafft, damit er kein Unheil anrichte. — In dem hübschen Buch von Dana, Two years before the Mast erzählt er p. 55 von einem schwarzen Koch, der immer etwas gegen einen Mann hatte, den er für einen Finnen hielt, und der von

*) Vgl. Fabricius. Danmarks, Norges og Sverrigs Historie p. 3.

einem andern Finnen seiner früheren Bekanntschaft wirklich höchst verdächtige Sachen zu erzählen wußte. Der hatte nämlich eine Rumflasche in seinem Besitz gehabt, die immer halb voll gewesen war, obwohl er nie nachfüllte und viel aus ihr trank! Und sogar gesprochen hatte er mit dieser Flasche und — sich schließlich den Hals abgeschnitten! Natürlich! So etwas nimmt ein schlechtes Ende!

Ein andrer Finne kam auch nicht weit mit seinen Zauberkünsten. Als lange Zeit Gegenwind war und dieser sein Schiff nicht vorwärts kommen ließ, da sagte der Kapitän ihm ohne weitres auf den Kopf zu, er sei schuld daran — und ließ ihn im Bug einsperren; und richtig — nach anderthalb Tagen war er mürbe. Der Wind sprang um! Man muß seine Leute nur zu nehmen wissen. — Schmugglern und Seeräubern wird von je unheimliche Gewalt über Sturm und See zugeschrieben. Collin de Plancy in seinem dictionnaire infernal erwähnt ferner eines Aberglaubens auf französischen Schiffen, nach dem einzelne die Macht haben, durch den Besitz eines magischen Ringes Einfluß auf die Winde auszuüben, den sie am kleinen Finger der linken Hand tragen. Aber der Besitzer darf auf keiner Reise länger als drei Monat draußen, und nicht länger als drei Tage an Land sein. — Sébillot, p. 253.

Uralt ist auch schon der Glaube an Missethäter an Bord, um derentwillen die ganze Besatzung leiden muß. Ein eigentümlicher Fall von Selbstanklage aber begab sich auf einem amerikanischen Schiffe, auf dem ein Matrose bei andauerndem Sturm sich selbst als das Hindernis der Fahrt bezichtigte und über Bord sprang. Das Unwetter legte sich sogleich. Doch auf der Rückfahrt kam wieder schweres Wetter auf, und man gelangte zu dem Schluß, auch seine Kleiderkiste müsse ihm nachgeworfen werden. Es half wieder. Als aber nahe dem Heimatshafen dieselbe Geschichte mit schlechtem Wetter sich wiederholte, da war man anfangs doch ratlos, bis man zu der Überzeugung kam, es müsse immer noch etwas von den Sachen des Toten an Bord sein! Und so war es: Man fand noch ein Paar Schuhe, die ihm gehört hatten; und als auch die ins Wasser geflogen, da war alles in Ordnung und blieb auch so. Überhaupt sollen ja die Sachen eines toten Kameraden nicht an Bord geduldet werden. Sébillot II, p. 296. — Ein böser Kapitän — es wird erzählt, er sei ein Russe gewesen — war in See gegangen, ohne eine Schuld bezahlt zu haben, die er unter Eid gemacht hatte. Aber die Sache ging schlecht. Er bekam so fürchterliches Wetter, daß ihm zur Beruhigung des Gewässers und seines Gewissens

kein andrer Rat blieb, als die Kiste mit dem fraglichen Gelde über Bord zu werfen. Für den Gläubiger eine recht angenehme Lösung der Frage. Das half. Und daß ein Schiff schlechte Fahrt hat, auf dem ein Junge an Bord ist, der trotz seines Versprechens an seine Mutter doch zur See gegangen, ist auch hierher zu rechnen. Die Seefahrt verlangt Leute von Wort und unbedingter Zuverlässigkeit; und in der engsten Gemeinschaft des Bordlebens muß die Gesamtheit mehr mitleiden für den einzelnen, als in den erweiterten Kreisen an Land. In englischer Sage wird Sir Tristam dazu gebracht, Schach zu spielen an Bord eines Schiffes; aber während des Spieles geht der Kapitän heimlich ankerauf, und der edle Herr ist gepreßt — gebauernfängert. Doch der Kapitän hat kein Glück damit. Wütender Sturm wirft das Schiff zurück, Masten und Stängen splittern, bis er den Ritter an Land setzt. Die Seefahrt soll ein ehrliches Gewerbe sein!

In das Gebiet des Jonasglaubens gehört auch die starke Abneigung des Seemannes, einen Priester an Bord zu nehmen. Im ganzen bedeutet er nichts Gutes. Es wird das wohl zurückzuführen sein auf Jonas und Paulus, die beide schlecht Wetter in See hatten; nicht etwa auf die Ansicht, als wenn die Pfarrer besondere Missethäter vor andern wären, sondern möglicherweise darauf, daß ihr Amt ist, Sterbende zu trösten und Tote zu bestatten, und daß der Widerwille wiederum einmal aus der Verwechselung oder Umkehrung von Ursache und Wirkung entstanden ist; auch mag das mit hineinspielen, daß sie ja von Natur Feinde des Satans sind, der seinerseits ihnen allen Tort anzuthun sucht. Da müssen dann andre mitleiden! Nicht nur sie an Bord haben ist schlimm; auch nicht einmal von ihnen sprechen darf man; und ganz bedenklich ist's, einem zu begegnen, wenn man an Bord geht. — Dasselbe Los teilen die Advokaten; diese wohl auf Grund allgemeinen Widerwillens gegen die „Landhaifische“ in unbewußter Antipathie des biedern Seemannes, des schweigsamen, gegen die wortreichen, mit allen Hunden gehetzten Rechtskundigen. — Bassett erzählt p. 107, wie ein Schauspieler am Ostermorgen während eines Sturms beinah im Zorn „mitsamt seinen Komödien“ als „Jonas“ über Bord geworfen wäre, weil er Rollen las, „anstatt eines Gebetbuches.“ — Aber auch dies kann bedenklich sein, denn bei den Scillyinseln ging einmal eine Flotte aus keinem andern Grunde unter, als weil ein Verurteilter zur Hervorbringung eines Sturmes den 109. Psalm gelesen und seine Verwünschungen auf die Richter gelegt hatte; ein Ketzer aber

war an und für sich ja schon ein „Jonas“, und hat manches Schiff in Gefahr gebracht. Auch Frauen gelten im allgemeinen nicht als angenehme Fracht; sie hindern den Seemann ja im ganzen; er muß Rücksicht auf sie nehmen in mancher Weise: sie werden auch leichter seekrank; und wenn der Kapitän gar seine Frau an Bord hat, dann läßt er es aus Besorgnis um sie möglicherweise an der nötigen Schneidigkeit und Entschlossenheit fehlen. Daher bedeuten auch sie Unglück und stehen in der That in einem Ruf, der nicht gut schlechter sein kann. Auch an Land. Wer einem Frauenzimmer mit Plattfüßen begegnet, dem bedeutet's Unglück. In Schottland giebt's einen Fluß auf der Insel Lewis: von dem heißt es aus dem Jahre 1577, daß, wenn ihn ein Weib durchwatet, zwölf Monat nachher kein Lachs in ihn hinaufsteigt; und in derselben Gegend wurde in aller Frühe ein Fischer an den Strand geschickt, damit nur nicht zuerst eine Frau zu den Booten käme und den Fang so verdürbe; und wenn in Schweden eine auf eine Angelrute tritt, dann beißt gewiß kein Fisch. Aber daß es zu den glückbringenden Dingen gehört, vor dem Ausgang an Bord seine Frau blutig zu schlagen, ist freilich — es soll in Schottland vorkommen — Zeichen einer abergläubischen Verrohung, die nicht schlimmer sein kann.

Das Gebiet des Wettermachens streift auch die Redensart: „eine gute Mütze voll Wind“. Sie mag im engen Zusammenhang mit dem unheimlichen Manne im uralten Volksmärchen stehen, der, je nachdem er seine Mütze aufs rechte oder linke Ohr schiebt, den Wind heranbringt; und noch heute ist der Matrose nicht abgeneigt zu glauben, daß man bei Windstille den Wind heranpfeifen kann. Ein gutes Mittel ist's auch — aber ein rares — wenn ein reiner Junggeselle dreimal an den Fockmast kratzt; dann kommt die Hilfe auch geflogen.

Was das Pfeifen angeht, das auf der Vorstellung beruht, der schlafende Wind könne wachgepfiffen werden, so ist es aber doch ein zweischneidig Ding. Es ist wohl erlaubt, in Stille nach Wind zu pfeifen, aber ebenso streng verboten, es im Sturm zu thun, und im Boot es zu wagen, könnte dem frohgemuten Fahrgast möglicherweise, wenn er einen alten Matrosen zum Bootführer hat, hier und da eine Grobheit oder noch Unangenehmeres eintragen. Vor allem darf eine Frau nicht pfeifen; denn dann kommen zwei unglückbringende Momente zusammen. Nach Bischof Heber ist (Bassett, p. 146) dieser Aberglaube von der Bedenklichkeit des Pfeifens sogar bei den Hinduschiffern gäng

und gäbe. Auf unsern Kriegsschiffen ist es streng geahndet, wo immer und aus welchem Grunde es geschehen mag, und ich habe manchen Ersten Offizier in Zorn geraten sehen, wenn aus einer Kammer plötzlich dieser ominöse Ton etwa einmal zaghaft hervorschallte. Die Besorgnis, daß es verderblich werden könnte, läßt in mehrfacher Weise Erklärungen zu. Die eine, aus den Tiefen des Aberglaubens geschöpfte, ist die, daß der Böse doch ein gar reizbarer Geselle ist und solch Pfeifen möglicherweise auch für eine Störung oder Herausforderung hält, die er sich nicht gefallen lassen kann, und für die er sich rächt durch allerlei Seeleid; möglicherweise ist es auch das wenig erfreuliche Pfeifen des Sturms, woran es unliebsam erinnert; am wahrscheinlichsten dünkt mich die nüchternste von allen, nämlich die, daß es da, wo die schrille Pfeife des Bootsmanns jedes Manöver einleitet oder begleitet, dieser unangebrachte Konkurrenz zu machen imstande ist, besonders bei schlechtem Wetter, wo ihr aus zwingender Notwendigkeit dasselbe alleinige Vorrecht bleiben muß, wie etwa dem Signalhorn in der Schlacht. Und ich glaube, daß wo sich für Entstehung eines Aberglaubens im Seeleben praktische Gesichtspunkte finden lassen, diese allemal vorzuziehen sind. Auch bei gutem Wetter oder in Stille ist das Pfeifen nach pommerschen Anschauungen weit weniger zu empfehlen, als eine freundlich kameradschaftliche Aufforderung an den Wind, als: „Na, komme nur, alter Junge!" Das hat er noch lieber — und es hilft ebenso gut. — Bezeichnend und erfreulich ist in dem allen die Grundanschauung, daß der Seemann und der Wind als alte, lebenslängliche Kameraden doch eigentlich auf sehr vertrautem Fuße miteinander stehen und sich gegenseitig auch mal einen Gefallen thun. Das ist jedenfalls ein besseres und anständigeres Verhältnis, als wenn er, der luftige, zuweilen recht unzuverlässige Geselle zur käuflichen Ware gemacht wird, wie's ihm auch wohl manchmal ergeht.

Da sind's denn wieder die bösen Finnen, welche die unheimliche Kunst besitzen, „Enden" mit drei Knoten drin zu verkaufen, zu festgesetzten Preisen. Wird einer gelöst, dann giebt's schöne Brise zum Selbstgebrauch; zwei, giebt's Sturm; drei, — ja dann kommt halt ein Wetter, daß man nicht längs Deck mehr sehen und keinen Ausguck halten kann, um die Klippen zu erkennen, noch am Ruder stehen, um das Schiff zu lenken. Aber nicht auf die Finnen allein beschränkt sich dieser Handel; im alten Winland, der Küste von Nordamerika, die Erik Raude um 1000 entdeckte mit seinen kühnen Mannen, in Schleswig

noch im ersten Drittel dieses Jahrhunderts, auf der Insel Man zur selben Zeit hat er sich wiederholt — ob er's noch thut? Auf uralten Ursprung dieser Vorstellung von solcher Zaubermacht über die Fesselung und Lösung der Winde weist auch die Macht hin, die den Meerweibern, ursprünglich also den Töchtern Aegirs in derselben Art gegeben ist. Ein Fischer fängt ein Meerfräulein im Netz. Sie bindet zwei Knoten — und Dunkelheit fällt ein; sie bindet den dritten — und Sturm erhebt sich. Es ist eine dämonische Macht, mit der er zu thun hat; darum kann er sie durch eine Beschwörung von sich abwenden; das Meerfräulein stürzt sich in die See, und der Sturm hört auf. Nur daß die Meerweiber die verhängnisvollen Knoten in ihr Haar schlagen. — Aber sollte eine Spur dieses Glaubens noch heute darin zu finden sein, daß der Seemann nach „Knoten" die Schnelligkeit der Fahrt mißt? Je mehr Knoten er macht, desto schneller geht's; denn je flinker die Loggleine abläuft, desto stärker faucht auch der Wind. Nur daß die Sache hier gerade umgekehrt liegt.

Sechstes Kapitel.

Wettermachende Tiere, Dinge und Handlungen.

Die Hexen sollten sich, wie oben erwähnt, zur Ausübung ihrer Schandthaten schwarzer Katzen bedienen, und dies offenbar, weil die Katze ein Nachttier ist, dem auf seinen schleichenden Gängen entschieden etwas Unheimliches anhaftet. Daher, wegen dieser berufsmäßigen Verbindung mit den gefürchteten Zauberinnen, ist die Katze dem Seemann nicht sympathisch, ganz im Gegensatz zu der naheliegenden Annahme, daß ein Tier, welches so tapfer mit Ratten und Mäusen, jener greulichen Plage an Bord, Krieg führt, ihm eigentlich hochwillkommen sein müßte. Aber sie steht sogar auf einer Stufe mit dem Priester; „der Fischer", heißt es einmal, „nimmt vieles nicht gern an Bord, unter anderm Priester und Katzen". — Auch die Weiber bekommen bei der Gelegenheit wieder ihren Hieb. Wenn sie spielt, ist es an sich nicht gut — aber greulich ist es, wenn sie gar mit einer Schürze oder einem flatternden Weiberrock spielt; und wenn die Schweden weder eine Katze, noch ein Spinnrad an Bord nehmen mögen, läuft auch das auf dasselbe hinaus. Es heißt von ihr: „sie trage Sturm im Schwanz"; und je munterer sie umherspringt und je lustiger sie spielt, desto trüber sind die Aussichten. Aber es geht mit den Katzen wie mit dem Pfeifen. Ein ganz klarer Kanon über die Art ihrer Behandlung ist nicht zur Ausbildung gekommen. Am besten ist es, man nimmt überhaupt keine an Bord; fraglich aber ist es, was man mit ihnen aufstellen soll, wenn man sie einmal hat. Sie ins Wasser werfen, ist bei Windstille manchmal gut, denn solche Katz' ist auch solche Art von Jonas, die allerlei Unglück bringt, und der Prozedur folgt häufig angenehme Brise. Die Sache kann aber auch höchst bedenklich werden, denn man hat Beispiele, daß auf den Mord einer Mies die schwersten Stürme gefolgt sind. So wird erzählt, daß zwei Leute auf einem Kriegsschiff von oben kamen und sich tot fielen. Die Mannschaft fand heraus, daß

ein Mann an Bord eine Katze erschlagen hatte, und sah ihn deshalb für den eigentlichen Missethäter an. Er wurde gepeitscht und zuletzt abkommandiert, um sie zu beruhigen. — Würde bei uns wohl kaum möglich sein, derartige Gerichtsbarkeit! Jedenfalls ist die Katze Gegenstand eingehender Beobachtung gewesen, wenn man doch bis zur Festsetzung so genauer Regeln gekommen ist, wie, daß es gut Wetter bedeutet, wenn sie sich über beide Ohren putzt, und schlechtes, wenn nur über eins. — Im allerletzten Grade wird man das Diabolische, das den armen, niedlichen Katzen, besonders aber den schwarzen Katern anhaftet, auf die Katzen, welche den Wagen der Freya zogen, zurückführen müssen; in ähnlicher Weise, wie das Grauen vor Pferdefleisch auf die heidnischen Opferfeste, bei denen Pferde geopfert und gegessen wurden. „Pferdefleisch essen" war im Norden das Zeichen für Heidentum, und vor allem andern wurde es ernstlich den neuen Christen verboten. Auch auf die Katzen ist so ein Streiflicht von diesem Bannstrahl gefallen, das die Opferaltäre der Alten traf. Der Hase ist auch von je ein höchst bedenkliches Tier. Wahrscheinlich wohl, weil ihm, wie der Katze, das Sehen bei Nacht nachgesagt wird — alle Nachttiere sind dämonisch, gefährlich. Ein Hase, der dem Seemann über den Weg läuft, wenn er an Bord geht, bedeutet Unglück; ein weißer Hase — Sturm. Kommt wohl selten genug vor! Hasen sind sogar verwandelte Hexen, und der Anblick eines toten Hasen verursacht dem Fischer an englischer Küste heftigen Schrecken. — Aber auch das Schwein darf ihm nicht über den Weg laufen und ist ungern gesehen, ja darf auch nicht genannt werden. Liegt dem das Andenken an sehr viel Pökelfleisch mit zu Grunde, das dem Seemann draußen vorgesetzt zu werden pflegt, und woran er sich nicht gern erinnern läßt? Auch Fuchs und Wolf sind Unglücksbringer. Wer einen Fuchs sieht vorm Ausfahren, bleibt besser zu Hause, und ein Wolf, der über den Weg läuft, ist — recht begreiflicher Weise — eine durchaus unangenehme Erscheinung. Hasen und Schweine sind mittlerweile an Bord von Kriegsschiffen sehr gut angesehene Leute geworden, letztere oft zärtlich geliebte Kameraden.

Der Hund kommt schon besser fort, aber es gilt von ihm:

> Soll ich mit dir das Zimmer teilen,
> So laß das Bellen, so laß das Heulen.

Wenn er auch ganz gut an Bord gelitten ist — wenn er heult, dann bedeutet's doch nichts Gutes; wenigstens steckt auch in ihm so viel Ernsthaftes, daß der Wind aus der Ecke herkommen wird, nach der

er die Nase beim Heulen steckt. Alles Beobachtungen, aus denen man herausmerkt, daß es Zeiten giebt auf See, in denen jeder Unterhaltungsstoff Wert hat, und in denen man auf alles achtet, wo die Welt so klein, so eng begrenzt ist. Aber ein einzelnes Mal erscheint der Teufel wohl auch unter der Gestalt eines Hundes. Darum darf dieser hier und da auch gar nicht genannt werden, so wenig wie das Schwein. Sonst giebt's Sturm!

Nicht nur was an Deck lebt, auch was über die Toppen hinzieht, hat Einfluß auf das Schicksal des Schiffes. Daher müssen auch die Wandervögel, die in dunkler Nacht über das einsame Menschenschifflein hinfliegen mit geheimnisvollem Ruf, der durch die Stille der Finsternis tönt, ihre Bedeutung haben. Bei Tage bemerkt man sie nicht so. Aber der Wachegehende in schweigsamer Nacht achtet auf alles, hört alles. So auch auf den Flug der Schnepfen, die nichts Gutes ansagen. Auch sie zeigen Sturm an. Weil sie pfeifend über ein Boot hingezogen, darum fing es an zu regnen und zu wehen, und nach greulicher Nacht wurde ein anderes Boot auf den Strand geworfen, und sieben Mann ertranken! Es geht viel vor zwischen Himmel und Erde, wovon unsre Philosophen keine Ahnung haben.

Aber wenn sie, die wandernden, verschlagenen Vöglein, matt sich aufs Schiff niederlassen, dann soll man sie gewähren lassen und ihnen Frieden geben, denn die Hände, die sich rühren, die Schutzlosen zu fassen, werden bald genug sich rühren müssen, Segel zu reffen und zu bergen. Da bricht wieder einmal die Gutmütigkeit des Seemanns durch. — Die Schwalben bedeuten im ganzen nichts Gutes, wo sie sich sehr anhänglich zeigen. Pyrrhus verlor in Italien, weil Schwalben auf seinem Zelt sich niederließen, und Antonius, weil sie auf dem Mast seines Schiffes ausruhten; aber ein gutes Tier ist unter den Landvögeln der muntre Hahn. Während einer Seeschlacht, die der Admiral Rodney 1782 lieferte, krähte ein Hahn bei jeder Breitseite, die abgefeuert wurde, und das hielten die Leute für ein vorzügliches Vordeuten. Und, so erzählt Bassett, p. 450, — bei St. Domingo wurde der Käfig eines Hahns, der an Achterdeck stand, durch einen Schuß zertrümmert; auf dem „Superb“. Der brave Gockel flog auf die Gaffel und krähte vergnügt in das Kampfgetöse hinein, und als die Gaffel herunterkrachte, hüpfte er unverzagt auf Deck zurück. Das wurde für ein sicheres Zeichen guten Erfolges gehalten.

Ähnlich erzählt Miß Knight in John's Credulities, p. 14 von

einem kleinen Landvogel, der, gleich wie dieser Hahn, allerdings keinen Einfluß auf das Wetter, aber auf den Gang einer Schlacht hatte, indem er nämlich in der Schlacht bei Abukir auf Nelsons Flaggschiff kam und da ganz vergnügt an Deck umherhüpfte, und die Leute hielten das Tierchen für ein sicheres Zeichen des Siegs.

Wenn sich dagegen ein Rabe auf Topp oder Raa niederläßt, dann ist das weniger günstig. — Man sieht: es ist so ziemlich jedem Tier seine Rolle im Spiel des Aberglaubens zugeteilt.

Immer und überall freundlich bewillkommnet ist die Taube gewesen, sie, die schon dem Noah in der Arche, dem ersten Seefahrer aller Zeiten, von dem wir hören, Frieden verkündete, und unter deren Bilde der Heilige Geist herabkam; und noch heute hat der Bootsmann seine Freude dran, wenn er vorn bei der Kombüse seinen Taubenschlag einrichten darf, und mit Behagen sieht der Mann in seinen Freizeiten zu, wie sie um den Schornstein fliegen, oder lacht, wenn sie in dem fast luftleeren Raum vor der Fock wie Blei herabfallen. — Kindlich beinah klingt die Geschichte von den Leuten des Cortez 1519. Ihre Lebensmittel waren zu Ende, und Durst quälte sie; verzweifelnd bereiteten sie sich auf den Tod, entweder in der See oder im Magen eines Kariben, der das ausgestorbene Schiff entern möchte — — da in der Stunde der größten Not flog eine Taube heran zum Schiff, gerade bei Sonnenuntergang am Karfreitag, und ließ sich auf dem Großtopp nieder. Das hielten alle für ein Wunder und gutes Zeichen, und einige weinten vor Freude; andre sagten, Gott selbst habe die Taube gesandt, sie zu trösten; wieder andre sagten — nicht ganz ohne Grund — es sei Land in der Nähe; — aber alle dankten Gott von Herzen; dann richteten sie ihren Kurs dorthin, woher die Taube gekommen war (Bassett, p. 278).

Die Argonauten leitete eine Taube durch die Symplegaden, und griechische Kolonisten führte sie nach Cumae — von alters her dem Seemann lieb und erfreulich.

Den Krähen, als offenbaren Unglücksvögeln — hier spielt wohl Farbe und Schrei eine Rolle — traute man gar nichts Gutes zu; aber von einer merkwürdigen Anwendung derselben berichtet Plinius, nach welchem die Einwohner von Taprobane sie mit hinaus nahmen auf See in Ermangelung eines Kompaß und sie zu gegebener Zeit los ließen, um nach ihrem Fluge die Richtung des Landes zu bestimmen. Auch die Normannen sollen sich ihrer in gleicher Weise bedient haben.

Die Elster erst bedeutet nun gar nichts Gutes; wohl ihrer sprichwörtlichen, dem Seemann immer unlieben Geschwätzigkeit und Rastlosigkeit wegen und wohl auch wegen ihres positiv schlechten, mörderischen Charakters. Walter Scott erzählt (Bassett, p. 275) von einer Landreise in Gesellschaft eines Matrosen, der beim Anblick solchen Vogels geäußert habe: „Wenn's nur kein Unglück giebt!“ und dies weiter erklärend bemerkte: „Eine bedeutet Unglück; zwei, das geht an; aber drei und der Teufel selbst ist eines.“ Er habe nur zweimal drei Stück erschaut; und das erste Mal hätte er beinah sein Schiff verloren; und beim zweiten Mal sei er vom Pferde gefallen! — Der Zaunkönig dagegen ist gut; seine Federn, oder gar ein ganzer toter Vogel sind ein guter Schutz gegen Schiffbruch auf der Insel Man. — Wer erklärt's?

Mehr in das Gebiet der Beobachtung dagegen, als in das des Aberglaubens fällt die in allen Küstenländern gäng und gäbe Vorstellung, daß es Sturm von See her bedeute, wenn die Möwen an Land fliegen. Dagegen ist eigentlich nicht viel einzuwenden; daß auch den Seevögeln, wenn sie es möglich machen können, der Aufenthalt an der Küste lieber ist bei stürmischem Wetter, als draußen, wo sie vom Orkan machtlos umhergeschleudert oder von den überkämmenden Seen endlos übergossen werden, wobei auch der Nahrungszweig jedenfalls leidet, das ist kaum zu bezweifeln; ebensowenig, daß gerade den Vögeln — wie die schon im Hochsommer erwachende Wanderlust der Zugvögel beweist — ein besonders feiner Sinn für bevorstehenden Witterungs- und Wärmewechsel innewohnt; aber doch ist als Ergebnis gewissenhafter nüchterner Beobachtung nur so viel festzustellen, daß der Umzug unserer leichtbeschwingten Freunde nicht etwa lange vor dem Sturm, sondern höchstens nur ein paar Stunden vor Eintritt des Unwetters, oder gar erst, wenn seine Vorboten schon über die dunkle See hinfauchen, stattzufinden pflegt.

Eigentümlich ist die Sage von der Möwe, daß niemals einer sie bluten sieht: sie taucht unter in die See, wenn sie wund ist und kommt nicht wieder auf. An der bretonischen Küste genießt sie hohe Ehre; da gehen die Weiber, deren Männer zu lange ausbleiben, in ihrem besten Staat an den Strand und streuen Blumen ins Wasser und rufen den Möwen zu: „Bringt uns unsere Männer und Kinder zurück von der See!“ und die „ruhelosen Seelen“ des Bosporus sind unzählige, rastlos flatternde Möwen, in welche die Seelen der aus

Eifersucht ertränkten und versenkten Weiber übergegangen sind, die im Fegefeuer Qual leiden; die âmes damnées des de Morray, p. 137. — Ruhelos auch zieht der Sturmvogel einher über die wilde See, seine Eier unter seinen Flügeln ausbrütend; er, der Sturmwarner par excellence, wenn er sich auf die Raanock niederläßt.

Aus eigenster Erfahrung als ganz sinnlos, kann ich selbst das Gerede von „Mother Cary's Chickens", den Küken der Mutter Cary, erklären. Im allgemeinen tritt der Aberglaube mit großer Bestimmtheit auf, daß ihr Erscheinen Sturm bedeute. Es sind das die reizenden kleinen Meerschwalben, die wohl jedes Schiff, das aus dem Kanal in den Atlantik segelt, in Empfang nehmen und in lautlos behendem Fluge weit, weithin geleiten durch die große Wasserwüste; nie ruhend, immer in pfeilschneller Bewegung; jetzt mit den Füßchen das Wasser streifend, um geringe Beute zu greifen und in zierlicher Bewegung der Fänge dem Schnabel mitten im Fluge zuzuführen. Wenn sie aber jedes Schiff geleiten, dann müßte auch jedes Schiff nach jener dummen Regel Sturm bekommen und das thut's eben nicht. Uns hat es wenigstens nichts geschadet, so oft wir auf Deck der Fregatten oder Korvetten des Reichs unsere Freude hatten an der zierlichen Begleitung; wohl aber hat jener andere Aberglaube, der sich an das Erscheinen der Procellaria knüpft, eine unbestreitbare innere Berechtigung: daß es nämlich Unglück bedeute, wenn eines der Tierchen von Bord aus gefangen oder getötet werde. Solch Thun gehört eben in das Gebiet der vollständig zwecklosen Roheit — so ungefähr wie das berüchtigte Taubenschießen in einzelnen Seebädern — und die bringt wohl nie Glück. — Der Name „Mother Cary's Chickens" deutet schon die gewissermaßen zarte Verehrung an, deren sich die zarten Vöglein in ihrer Anmut und behenden Zierlichkeit und Wehrlosigkeit erfreuen. Er bedeutet nämlich ursprünglich nichts anderes als: die Küchlein der „Mater Cara"; es sind die Aves sanctae Mariae; „les oiseaux de Notre Dame". Darin liegt schon eine Art Heiligsprechung, eine Unverletzlichkeitserklärung. — Auch die versuchte Deutung dieses Aberglaubens ist eine verfehlte: nämlich daß vor dem Sturm die Nahrung der Tierchen reichlicher auf dem Wasser schwimmt, als nachher, wenn die tosenden Wogen die glatte Oberfläche der See verwüstet und umgewühlt haben; damit wäre doch eben nur gesagt, daß sie bei stillem Wetter eher als bei schlechtem Wetter erscheinen. Aber auch dann kommen sie längsseit.

Weniger unverletzlich sind ihrem ganzen Auftreten nach die Albatrosse, obgleich sie natürlich ebenfalls im alten Seemannsglauben Sturmbringer sind, wie ja im letzten Grunde jedes lebende Wesen, das auf öder See erscheint und die Aufmerksamkeit auf sich zieht, den weisen Altweiberspruch: „das hat etwas zu bedeuten“ über sich ergehen lassen muß; und dann selbstverständlich etwas Böses. Der Mensch, der allein und verhältnismäßig hilflos den Naturerscheinungen gegenüber gestellt ist, traut ihnen nun einmal nicht. Für gut gilt es auch nicht, einen zu töten. Ich denke mir, der letzte Grund dieser Schonung liegt auch hier ursprünglich in der natürlichen Gutmütigkeit des Seemanns, dem es leid thut, ohne zwingenden Nützlichkeitsgrund Wesen zu vernichten, an denen sein Auge Freude gehabt hat in einsamer Zeit. Daß Nützlichkeits- oder Menschlichkeitsgebote in die Form abergläubischer Vorstellung sich kleideten, um sich leichter durchzusetzen, ist nichts Ungewöhnliches. Wenn es im Schleswig'schen auf dem flachen Lande für gefährlich gilt, die Eierschalen auf dem Teller ganz und unzerbrochen zu lassen, so liegt solchem Glauben das Wirkliche zu Grunde, daß die Hühner, denen die Schalen wieder vorgeworfen werden, sich sonst daran gewöhnen, die ganzen Eier im Nest aufzupicken; oder wenn ein Messer, oder an Bord eine Axt, die mit der Schneide nach oben liegen, Böses bedeuten, so soll nur davor gewarnt werden, daß man mit gefährlichen Werkzeugen nicht leichtfertig umgehe. In der Weise ist so mancher Aberglaube in einer Art wohlmeinender Absicht entstanden. Und, um auf den Albatros zurückzukommen, so kann man allerdings stundenlang, ohne zu ermüden, dem prächtigen sausenden Fluge dieser Flieger ersten Ranges zuschauen, „die auf ihren Flügeln schwebend schlafen“ nach dem Glauben des Seemanns; wie sie minutenlang, ohne die mächtigen Schwingen zu regen, pfeilartig dahinschweben; jetzt durch kaum merkliches Regen des einen Flügels die Richtung ändernd, nun im gewaltigen, schön gerundeten Bogen sich abwendend, das Schiff, wie spottend seiner Langsamkeit, umkreisend, und plötzlich strahlartig niederschießend, um die erschaute Beute mit gierigem Schnabel zu fassen; aber der ganze Riesenvogel ist mächtig genug, um trotz seiner Vorzüge kein unmittelbares Mitleid mit ihm aufkommen zu lassen, wenn er doch aus irgend einem Grunde getötet wird; denn ganz notwendigerweise muß das Töten eines Albatros auch kein Unglück geben. Man kennt Fälle, in denen nachher die Reise noch ganz gut verlaufen ist. Und jener Ma-

trose meinte wenigstens: „Einen zu schießen, ist bedenklich, aber ihn zu angeln mit einem Stück Speck und an Deck ihn sterben zu lassen, das ist ja ganz etwas anderes!“ Das macht vor allen Dingen Spaß und vertreibt die Langeweile in angenehmster Weise. Da schwindet denn manches Bedenken. Wir müssen aber später noch einmal in sehr ernster Veranlassung auf den schönen, mächtigen Vogel zurückkommen.

Lokalisiert zum Teil auf das Mittelmeer, aber aus uralten Tagen her von einem poetischen Hauch durchweht ist die Sage von den Halkyonischen Vögeln, den Seeamseln oder Eisvögeln. Aus tief mythologischer Zeit her klingt sie zu uns herüber und malt uns das friedliche Bild der Halkyonischen Tage; jener beiden Wochen, die vor und nach dem Wintersolstitium liegen, und in denen das Mittelmeer, besonders in den sizilianischen Gewässern, still und glatt zu liegen pflegt im Gegensatz zu den Stürmen, die es vor- und nachher aufregen. Nach jener Sage ist diese Ruhezeit um eben dieser Vögel willen geschaffen, die in diesen Wochen ihr „auf dem Wasser schwimmendes Nest“ erbauen. Eine naive, aber freundliche Verwechselung von Ursache und Wirkung; und eigenartig sympathisch mutet diese alte Schiffersage uns an, die aus fernen Heidentagen zu uns dringt, wie ein Anklang an jenes Wort von den Sperlingen, deren keiner vom Dache fällt ohne den Willen des Vaters im Himmel.

Merkwürdig aber ist es, daß diese alte poetische Sage vielleicht eine noch viel ältere Geschichte hat, als wir meinen, und möglicherweise eine der den arischen Stämmen vor und zur Zeit ihrer Trennung gemeinsame war: denn wir lesen, daß die Sturmgeister der Hindus, die Ribhus, zwölf Nächte hindurch um die Wintersonnenwende schlafen und ruhen in dem Hause des Sonnengottes; in Lancashire heißt es noch heute, daß das Wetter des kommenden Jahres durch das der zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Epiphanias vorbezeichnet ist, und ganz ähnlich findet sich diese Sage in Norddeutschland. Klingt das nicht her wie ein unverstandenes, dunkel weissagendes Wort von der Weihnachtsfreude, eine Ahnung des: „Friede auf Erden“? Ein merkwürdiger und vielbesprochener Vogel ist er überhaupt. Selbst die afrikanischen Neger achten darauf, ob er rechts oder links von ihnen ruft; und in See, bei uns, ist er ein guter Wetterprophet, sogar tot, wenn er am Mast beim Schnabel aufgehängt, die Brust dem kommenden Winde zuwendet.

Aber nicht allein, was über den Wassern schwebt, hat in der einen oder anderen Weise solche Einflüsse, auch was in ihm sich regt. Und da schwimmen an der Spitze des feuchten Gesindels der See die munteren, flinken, speckrückigen Delphine. Es ist eine Lust, sie so in Scharen das Wasser aufregen zu sehen, wenn sie tollend, übermütig aus der See aufschnellen, und platschend, rauschend untertauchen, hastig, in schneidiger Fahrt heran und auf das Schiff zu kommen, das gerade ihre Aufmerksamkeit erregt hat und mit dem um die Wette zu schwimmen sie offenbar die größte Lust haben, um dem großen, ungeschlachten Onkel zu zeigen, daß sie es noch viel besser können als er; ja, daß ihre Mittel ihnen sogar erlauben, zwischendurch noch allerlei Unfug zu treiben, als wie unter dem Kiel wegzutauchen, oder einen Ausflug weit in See zu machen, um den Kahn doch noch Hand über Hand zu holen, in rasender, schäumender Fahrt zurückkommend. Man freut sich ordentlich, wenn solch ein Schwarm von Tümmlern längsseit kommt, um seine Künste zu machen. — Viel Gutes wird dem muntren Gesellen von je nachgesagt. Er soll ein großer Freund sein von Spiel und Sang, und ein gar geselliges Wesen, der, wie wir sehen werden, auch Vorwissen vom Wetter hat. Besonders Kindern sollen sie hold sein; der zuverlässige Älian erzählt wenigstens von einem, der sich von einem Kinde füttern und reiten ließ. Das Altertum schenkte ihnen besondere Liebe und erzählt uns von Sängern und ganzen Liebespaaren, die sie an Land gerettet; ja Amphitrite selbst ward von zwei Delphinen dem Poseidon zugeführt. Zu hoher Würde stieg der Delphin, als er sich mit dem „Fisch" darin teilen durfte, als Symbol des Heilands über den Gräbern zu stehen, wohl mit Anknüpfung an die Sagen von dem Tragen durch das bewegte Meer zum sichern Hafen. So auch trägt der Herr die Seinen durch das Meer des Lebens zur Ruhe; als der φιλάνθρωπος, der Menschenfreund. — Der gute Delphin hat auch oft Heilige und Märtyrer an Land getragen; und auch als Sinnbild der Schnelligkeit und Gewandtheit erwarb er sich Gunst; aber daß sie in ihrer Munterkeit über die Segel des Schiffes sich wegschnellen, das glauben wir nicht. — Hochinteressant ist auch die Sage über die Entstehung des deutschen Namens „Schweinfisch". Die Säue der Gergesener, in welche die ausgetriebenen Teufel fuhren (Matth. 8, 28 ff.), und welche sich von der Höhe in den See Genezareth stürzten, sind in „Schweinfische" verwandelt worden, welchen Namen sie wohl wegen des glatten, feisten, speckglänzenden Rückens tragen, den sie, auf und nieder

tauchend, zeigen. Erwähnt sei hier gleich eines anderen Fisches, den die Sage in Verbindung bringt mit der Heil. Schrift: die Jaune dorée, engl. John Dory, lat. Deus Faber. — Das dorée soll aus adorée entstanden sein; und die Anbetung kommt ihm darum zu, weil er derjenige Fisch war, der einst in seinem Munde dem Petrus die Münze für die Tempelsteuer brachte. Matth. 17,27.

Aber es ist gar nicht so ganz gleichgültig, von wo die Delphine herankommen. Denn natürlich bedeuten sie auch Sturm, das versteht sich ziemlich von selbst; nur sind gerade sie so aufmerksam, immer die Richtung anzugeben, woher er kommen wird; denn er wird daher wehen, woher die munteren Gesellen heranrauschen. In den Windstillen sind sie gar gern gesehenes Volk, denn alles, was dort auf Brise deutet, ist herzlich willkommen, und jedenfalls sind sie liebenswürdige Gesellschafter, die außerdem das Gute haben, daß zu Zeiten der eine oder andere zu waghalsige Schwimmer sich vom Bootsmann harpunieren läßt, um einen festen, fetten Braten zu liefern; und ich glaube nicht, daß wegen solcher Jagd schon ein Schiff untergegangen ist.

Nicht entfernt kann sich mit ihnen der schwerfällige Wal messen, der auch als Sturmbringer gilt, wenn er in größeren Scharen sich draußen umhertreibt und bläst und Wasser schnaubt, noch gar der unappetitliche Tintenfisch; aber in den Kreis der vordeutenden Betrachtung ist dieser doch auch gezogen worden. Erscheint er an der Oberfläche, so sagt er Sturm an; und wenn er gar aus dem Wasser flieht und sich an den Uferfelsen fest macht, dann treibt ihn dazu jedenfalls die Ahnung, daß es im Wasser nächstens sehr ungemütlich sein wird; und sogar der biedre Seeigel hat dem allgemeinen Geschick nicht entgehen können, unter die üblen Wetterpropheten gerechnet zu werden, wenn er an Land geht und den Versuch macht, sich mit Sand zuzudecken. — Um noch einmal nach oben, auf den Himmel zu schauen, so ist auch zu Zeiten die dem Unkundigen unerklärliche und, wie die Erzählung von dem brennenden Teufelsschiff zeigt, geradezu unheimliche Erscheinung des Meerleuchtens älteren, besorgten Beobachtern ein böses Zeichen zukünftigen Sturmes gewesen; und eine ebenso die Aufmerksamkeit auf sich lenkende Beleuchtung des nächtlichen Nordhimmels, das vom Volk immer mit einem gewissen Grausen geschaute Nordlicht, entgeht auch dem Verdacht nicht, heftige Stürme im Gefolge zu haben. Besonders auf Island legt man einigen Wert auf die Beobachtung dieses Meteors. Wenn die Strahlen zucken, und es sehr dunkel leuchtend er-

scheint, nimmt man an, daß Wind folgen wird. Ist es licht und ruhig, schließt man auf schön Wetter. (Sébillot, p. 72.) Nach ihm erklären sich die Grönländer das schöne Schauspiel in geistreichster Weise so, daß zur Zeit der Erscheinung die Verstorbenen im Himmel mit einem Walfischkopf Ball spielen.

Summa: 1) Der Seemann liebt nun einmal doch den Sturm und das schlechte Wetter nicht; trotz aller Romanphrasen von dem alten oder jungen Seebären, dem eigentlich das Herz erst aufgeht bei Windstärke 9, und der bei Windstärke 11 mit doppeltem Behagen auf der Raanock seine kurze Pfeife stopft. Und es ist ihm eigentlich gar nicht zu verdenken, wenn gut Wetter ihm lieber ist: er arbeitet weniger, schläft besser, fühlt sich überhaupt wohler, wird nicht naß, muß nicht in dunkler Nacht Segel bergen, wenn das Schiff 35 Grad überholt, verschüttet seine Erbsensuppe nicht und ist nicht in Gefahr, so viel Salzwasser zu schlucken, bis er ganz genug hat. Und

2) Er achtet in seiner Einsamkeit und Verlassenheit, sagen wir sogar geradezu: Langenweile — unwillkürlich auf alles, was um ihn her vorgeht und was ihm vor Augen kommt, wo sonst meistens recht wenig zu sehen ist.

3) Er verbindet in solcher Stimmung sehr gern scheinbare Ursachen und Wirkungen, die weiter keine innere Verbindung haben, als daß das Eine eben nach dem Andern hier und da einmal eingetroffen ist; und

4) er renommiert zuweilen ganz gern einmal, sowohl mit den Gefahren, die er zu bestehen gehabt, wie auch mit seiner eigenen Klugheit, die das alles aus diesen und jenen Zeichen vorher herausgelesen hat und ihm die Mittel gegeben, dem Verhängnis rechtzeitig aus dem Wege zu gehen oder sonst vorzubeugen. So entstehen derartige Vorstellungen und werden durch gegenseitige Mitteilung land-, bezw. seeläufig, um mehr in das Gebiet der Leichtgläubigkeit, als in das des Aberglaubens zu fallen.

Anders ist es z. B. mit der Furcht vor Leichen an Bord, die geradezu abergläubischen Charakter trägt. Woher sie stammt? Einmal wohl aus der im Grunde auf See ebenso lebhaften Angst vor dem Tode, wie am Lande. Und das kräftigste Memento mori ist und bleibt immer eine Leiche, die das Bild des Lebensräubers am deutlichsten und unmittelbarsten zum Ausdruck bringt. — Sogar der heilige Ludwig von Frankreich mußte darunter leiden nach seinem Tode. Das Schiff,

das die Leiche nach der Heimat bringen sollte, traf unterwegs schlecht Wetter, so daß es recht heftig von Wind und Welle umhergeworfen wurde; und das hatte seinen Grund nur darin, daß ein Schiff es nun einmal nicht ertragen kann, zur Totenbahre gemacht zu werden, und wäre es für den heiligsten der Männer. Eine höchst bedenkliche Fracht waren wenigstens — ob sie's noch sind, ist zu bezweifeln; der Mensch gewöhnt sich schließlich an alles — die Mumien, die aus Ägypten ins Abendland verschifft wurden; und mancher alte Regierungsrat unter Ramses oder Rhampsinit, den die Matrosen mit rauher Hand im Sturm über Bord geworfen, mag noch spät ein unerwartetes Grab in den Tiefen des Mittelmeers gefunden haben. Es wurde den Leichen aber auch noch eine unheimliche magnetische Kraft zugeschrieben, die den Kompaß zu den tollsten Streichen der Mißweisung verleiten sollte. Dieser Magnetismus des menschlichen Körpers sollte nach einem spanischen Jesuiten so weit gehen, daß eine Leiche, in ein Boot gelegt, wenn man dasselbe sich selbst überließ, geradeswegs nach Norden sich fortbewegte. Vor hundert Jahren noch war die Furcht und das Grauen vor Leichen so groß, daß, als Kapitän Warren oben im Eismeer ein Schiff fand, dessen erfrorene Besatzung lautlos auf die eindringenden Lebenden starrte, ihm seine Leute keine Zeit ließen, das Schiff zu untersuchen, sondern eiligst absetzten. Und allein auf eigne Hand scheint er auch keine große Lust verspürt zu haben, das Wagnis zu unternehmen. — Sogar ein Nelson mußte sich dem abergläubischen Widerwillen gegen unmittelbare Todeserinnerungen fügen. Der Sarg, den ihm die Offiziere der Flotte von Abukir schenkten, gezimmert aus dem Holz des Großmastes des französischen Admiralschiffes l'Orient, und den er in seiner Kajüte aufgestellt hatte, mußte schließlich aus Rücksicht auf die Mannschaft, die darin ein böses Vorzeichen erblickte, verstaut und den Blicken entzogen werden. Ein englischer Marinekaplan erzählt aus dem Jahre 1847, daß sie plötzlich in See gehen mußten mit der zur Landbeerdigung schon eingesargten Leiche eines Mannes, der nun in See nach altem Brauch bestattet wurde, ohne Sarg. Die Mannschaft aber ruhte nicht, ehe dieser zerschlagen und gleichfalls über Bord gegeben war.

Aber auch unbeerdigte Leichen an Land sind Sturmbringer in See noch heute. Die Besatzung eines untergegangenen Schiffes schrieb alles Sturm- und andre Unglück dem Umstand zu, daß sie an Land einen ermordeten Kameraden gefunden hatten, ohne ihn zu beer-

digen; und sie hatten sich vorgenommen, so viele ihrer gerettet waren, nicht zu ruhen, bis sie den Leichnam unter die Erde gebracht. (Bassett, p. 474.)

Wohl auch an sich ein Totes, dem aber doch wenigstens Klang des Lebens innewohnt, und von einem kräftigen poetischen Hauch umweht, sind die Glocken. Noch hört der einsame Fischer an unsrer Ostseeküste aus der Tiefe den geisterhaften Klang der Glocken von Vineta in stiller Abendstunde; noch schaut der Fischer der Normandie hinab, dort wo vor Zeiten jene Glocken versunken sein sollen, die einst herübergeschafft wurden aus Guernsey, um eingeschmolzen zu werden in Tagen harter Kriegsnot und in Münzengestalt hinauszugehn in alle Welt; und wenn er ihren dumpfen Ton vernimmt aus der Flut, dann geht er nicht hinaus: dann giebt's stürmendes Unwetter. Auf dem Kirchhof von St. Leven in Cornwallis glast eine Glocke die halben Stunden im Grabe eines Schiffkapitäns, der in See starb. Aber wer an das Grab tritt in der Absicht, ihren Klang zu hören, dem bringt es kein Glück! Ein Matrose hörte einmal „acht Glas“ schlagen (NB: das Ende je einer Wache) — aber damit war auch seine Lebensuhr abgelaufen. (Bottrell, Traditions of Cornwall p. 477.)

Ein Sklavenhändler ging in See beim Klange der Weihnachtsglocken. Nach langer sündenreicher Abwesenheit kehrte er heim, reich an schändlich erworbenem Geld und Gut. Wieder läuteten die Weihnachtsglocken, als er mit günstigem Wind dem Hafen sich nahte — da sprang plötzlich der Wind um, und sein Schiff zerschellte an den Klippen. So wird erzählt aus Hartington.

Südlich von Kahleby liegt in der Schleswiger Föhrde eine Glocke aus uralten Zeiten, die hier mit dem Seeräuberschiff sank, welches sie wegführen wollte. — In den Niederlanden, im holländischen Nijkerk, holten auch Seeräuber eines Tages die Glocken ab und luden sie auf ihre Schiffe, aber auf den Ruf der Priester gingen die Glocken auf den Grund und zogen die Schiffe mit hinab in die Tiefe. Ähnliches wird von Cammarana in Süditalien erzählt, wo die versunkene Glocke noch immer am Jahrestag des Raubes und ihres Unterganges läutet. Auch das „Fulgura frango!“ —: „ich breche den Blitz!“ hatte einst auf See sein Recht; aber in wunderlicher Begründung. Die bösen Sturmgeister — also wieder im letzten Grunde die wilde Jagd der alten Heidengötter — fürchten sich vor dem Klang der im Sturm geläuteten Schiffsglocke: wahrscheinlich wohl, sie verwechselnd mit den

verhaßten Kirchenglocken, aus deren Bereich alles flieht, was dem Gesindel der bösen Geister, der Zwerge und Schwarzelfen angehört; der Ton ist ihnen unleidlich als Stimme eines Stärkeren, der über sie gekommen ist.

Etwas wie Wehmut klingt durch die Sage, daß die Glocke eines sinkenden Schiffes von selbst zu läuten anhebt; mag sie noch so fest gezurrt sein, sie macht sich selbst zur Totenglocke für die mit ihr Sterbenden, wie sie ja mit langsamen Schlägen sonst denen das Geleit giebt, die am Fallreep niedergesetzt werden, auf der Bahre, unter der Flagge, in Segeltuch eingenäht, um über Bord gegeben zu werden und aufrecht auf den Grund zu gehen, eine Kanonenkugel oder ein Rosteisen, sei's auch nur einen Stein, zu Füßen.

Eine schöne Sage wird von Helgoland gemeldet, aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. Da soll eines Tages eine Glocke auf einem Kruzifix angetrieben sein, keiner weiß woher, im wilden Oststurm. Und so oft nachher Ostwind nötig und nütze war, dann war's genug, daß man in die Kirche ging, vor dem Kruzifix sein Gebet verrichtete und aus dem Kelch trank. Dann kam der Wind in drei Tagen. —

Weniger tief und edel will uns die Kraft bedünken, die auch im seemännischen Aberglauben dem Besen zugemessen wird, guten Wind zu erregen. Die Frau eines Seemanns darf, solange ihr Mann draußen ist, keinen Besen so hinter die Thür stellen, daß die Bürste nach oben steht; das bringt ihm Unglück. Aber möglicherweise finden wir gerade auf dem Meere die Lösung der Frage, wie eben diesem häuslichen Werkzeuge die Würde zugefallen, die Landhexen auf ihren Reisen tragen zu dürfen. Der Besen ist wohl nichts andres als das Symbol des Windes, der die Wolken zusammenfegt auf der großen Himmelstenne. Wenn die Hexen auf dem Besen reiten, dann fliegen sie halt auf Flügeln des Windes ihrem Ziele zu; vulgo: sie fahren durch die Luft. Und die Beziehung des Besens auf den Wind liegt deutlich genug ausgesprochen in dem alten Hamburger Seemannsglauben, daß, wenn ein Schiff lange Gegenwind gehabt hat und es einem andern begegnet, welches vor den Winde herankommt, daß es dann genüge, diesem einen alten Besen vor den Bug zu werfen, um selbst guten Wind zu bekommen. In Pommern, an der Seeküste, soll es als sicheres Mittel gelten, wenn man einen Besen ins Feuer wirft, aber so daß der Stiel dorthin zeigt, woher der Wind gewünscht wird; und der Besen, den Van Tromp, der große holländische Admiral am

Großtopp fuhr zum Zeichen, daß er die Engländer von der See wegfegen wolle, mag immerhin in einiger Beziehung zu diesem Seeglauben der Windbegünstigung gestanden haben.

Zu der schlimmsten Gattung öden und inhaltslosen Aberglaubens aber gehört die unreinliche Vorstellung, daß es bedenklich sei, sich in See die Nägel zu schneiden, oder auch das Haar. Sollte dem wohl gar der Gedanke zu Grunde liegen, daß man auf See einmal so recht nach Herzenslust sich gehen lassen kann, nur etwas aufgeputzt durch die Fürsorge für die Mitmenschen und Schiffskameraden, als ob man ihretwegen sich solche Beschränkung in der Toilette auferlegte? Dann macht sich's ein bißchen besser. — Aber die Sache geht in ferne Zeiten zurück! Nach isländischer Sage ist, wenn die Operation des Nägelschneidens vorgenommen wird, wenigstens gut darauf zu achten, daß das Abgeschnittene zerschnitten wird, denn sonst baut der Teufel ein Schiff daraus; und hier haben wir also doch wohl den Ursprung jenes Aberglaubens zu suchen: denn laut der Edda wird am Tage des Weltuntergangs das Schiff Naglafara daherschwimmen, das aus den Nägeln toter Männer gebaut ist: deshalb soll keiner mit ungekürzten Nägeln sterben, um jenen furchtbaren Tag nicht zu beschleunigen. Wurzelt diese Vorstellung etwa wieder in dem Irrglauben, daß den Leichen die Nägel noch wachsen, also gewissermaßen am Leichnam, dem toten, scheinbar das einzig lebendige sind? — Nach Jones, Broad, broad Ocean p. 239 wurde auf französischen Schiffen „bis vor kurzem“ — dieser Zusatz, den man nicht selten trifft, ist bezeichnend — Kartenspielen für sturmerregend angesehen. Wohl eine praktische Auslegung des im ganzen begreiflichen Verbots eines Spiels, das nur zu leicht im engen Kreise entweder auf die gute Kameradschaft störend wirkt, oder in der Einsamkeit durch allzuhäufige Übung zur bedenklichen Gewohnheit werden kann. Auch das „Knobeln“ geht nicht frei aus. Bei Zante wurde einmal von einer französischen Brigantine ein Mann von einem gehörnten Ungeheuer in die Tiefe gezogen, weil er die heilige Jungfrau durch Würfelspiel geärgert hatte. Gewiß liegt also eine im Grunde alle bedrohende Gefahr darin. Auch das Spielen musikalischer Instrumente sollte sturmerregend wirken. Jedenfalls hat schon manch ein unglückliches, zur Unzeit gespieltes Klavier, wenn andre schlafen wollten, in der Messe einen Sturm des Unwillens entfesselt: die gute Harmonika vorn auf der Back aber war wohl immer willkommen, und nicht mit unter den „Windjammer“ gerechnet worden.

Ins Gebiet der Rohheit schon fällt unmittelbar der Versuch, durch das Leiden andrer sich selbst den Vorteil der schnellen Fahrt zu verschaffen. Wenn ein Schiffsjunge an den Mast gebunden und gepeitscht wurde, dann sollte das sehr gute Wirkung bei Stille oder Gegenwind haben, besonders, wenn der betreffende Körperteil des Delinquenten dorthin gekehrt wurde, woher der neue Wind kommen sollte; und man sagt, daß beispielsweise italienische Seeleute durchaus nicht abgeneigt seien zu glauben, man könne durch eine gewisse, nicht ganz höfische Gebärde auch selbst, ohne fremde Hilfe, den Wind heranlocken.

Es muß doch wohl einmal geholfen haben, denn wie könnte es sonst erzählt werden! Die Kinder des alten Äolus sind ja selbst zuweilen etwas rauhe Gesellen; und man muß von den „Seebären“ und Teerjacken nicht durchgehend Salonmanieren verlangen. — Aber lassen wir wieder für eine Weile „was da atmet im goldigen Licht“, und tauchen wir wieder hinab in die Tiefe, da unten wo's fürchterlich ist.

Siebentes Kapitel.

Der Kraken.

Daß der feuchte Abgrund furchtbare Ungeheuer berge, das stand fest von je; und Beschreibungen derselben hat's auch gegeben von jeher; aber wenige, die so poetisch großartig dahergehen, wie die Schilderung, die Hiob im 40. und 41. Kapitel vom Leviathan giebt.

„Kannst du ihn ziehen mit dem Hamen und seine Zunge mit einem Strick fassen? Kannst du ihm eine Angel in die Nase legen und mit einem Stachel ihm die Backen durchbohren? — Kannst du mit ihm spielen wie mit einem Vogel oder ihn für deine Dirnen anbinden? Meinst du, die Gesellschaften werden ihn zerschneiden, daß er unter die Kaufleute zerteilet wird? — Niemand ist so kühn, der ihn reizen darf — wer darf es wagen, ihm zwischen die Zähne zu greifen? Seine stolzen Schuppen sind wie feste. Schilde; eine rühret an die andere, daß nicht ein Lüftlein dazwischen gehet. Sein Niesen glänzet wie ein Licht; seine Augen sind wie die Wimpern der Morgenröte; aus seinem Munde fahren Fackeln, aus seiner Nase gehet Rauch, sein Odem ist wie lichte Lohe; auf seinem Halse wohnt die Stärke, und vor ihm her hüpft die Angst —; wenn er sich erhebet, so entsetzen sich die Starken; er achtet Eisen wie Stroh, und Erz wie faul Holz, und fährt wie mit einem Dreschwagen über den Schlamm. Er macht, daß das tiefe Meer siedet, wie ein Topf und rühret's ineinander, wie man eine Salbe mengt, und nach ihm leuchtet der Weg!" — daß hier übrigens nicht das Krokodil, sondern ein im Meer lebendes Ungeheuer gemeint ist, liegt im Wortlaut selbst.

Wie überplump lautet dagegen der Talmudische Bericht von einem Ungeheuer, das an der Küste des Mittelländischen Meeres an Land kam, so groß, daß sechzig Städte davon aßen und andere sechzig sein Fleisch einpökelten, und daß dreihundert Maß Öl aus einem seiner Augen gepreßt wurden. — Das läßt sich hören.

Der Araber El Kazwini erzählt auch nicht übel (vgl. Bassett,

p. 204), daß in der chinesischen See ein Fisch vorkommt, der über dreihundert Ellen lang ist: wenn er eine Flosse hebt, ist es gleich einem ungeheuren Segel. El Masudi, der schon öfter erwähnte, redet gar von einem Untier von 45 tausend Ellen Länge, das irgendwo vorkommen soll und Landrin in les Monstres marins, p. 150, führt einen Ausspruch aus einem jüdischen Werke Bara Bathra an, nach dem ein Schiff drei Tage gebrauchte, um vom Kopf bis zum Schwanz solchen Unholds zu kommen. Möglicherweise haben wir es hier mit ins Ungeheuerliche übertriebenen Schilderungen von Walen zu thun, deren es in alten Zeiten ja freilich wohl recht stattliche Exemplare gegeben haben mag. — Nearchus, der Admiral Alexanders des Großen, dem Wassertiere von solcher Größe wohl nicht oft mochten vorgestellt worden sein, begegnete einem Schwarm derselben — es werden Pottwale gewesen sein — im Persischen Meerbusen. Schnell entschlossen ließ er gegen die Unholde Dwarslinie formieren und suchte ihrem Angriff durch kräftigen Vorstoß rammend zuvorzukommen; dazu wurde mit allen Hörnern geblasen. Das wird zusammen wohl geholfen haben. (Bassett, p. 232.)

Landrin, les Monstres marins, p. 152, bringt einige alte Abbildungen von wunderlichen Walfischen. Auf dem einen Bilde speit ein scheußliches Ungeheuer eine derartige Menge Wasser aus dem Hirnschädel, daß es damit sofort ein Schiff zum Kentern bringt; auf dem andern ist der Charakter des Wales insofern gut beobachtet und gewahrt, als er hier deutlich als Säugetier erkennbar ist, nach dessen Zitzen zwei kleinere, ebenso wunderliche Unholde schnappen. Mutter wie Kinder haben krallenbewehrte Vorderbeine und eberartige Köpfe; längs des Rückens läuft eine Art von Schuppenkamm, und das eine der Jungen hat mitten auf dem Rückgrat einen langen dornartigen Aufbau, nicht unähnlich einer Haifloſse, der auch an dem Muttertier in der Nähe des Kopfes bemerkbar ist, wenn auch weniger deutlich. Die große Schwanzflosse ist etwas im Rokokostil gehalten, sonst ganz richtig. Natürlich speit das Tier Wasser aus zwei Röhren, aber in recht bescheidener Weise.

Bischof Münster weiß von Walen zu erzählen, die Schiffe zerstört haben. Darf man neueren Reiseberichten trauen, rammt auch jetzt noch zuweilen ein solches Untier ein morsches Holzschiff, und dürfte ganz wohl imstande sein, ihm ein paar Planken einzudrücken bei dem gewaltigen „Moment“, mit dem es den Stoß ausführt.

Die Isländer, die bei genauerer Bekanntschaft aus alten Tagen her mit den Walen auf gutem und vertrautem Fuß stehen, wissen sogar einen Unterschied zwischen gut- und bösartigen Tieren dieser Art zu machen. Die guten Wale speien sehr hoch, das ist ihr Haupterkennungszeichen; sie äußern diese Güte aber auch dadurch, daß sie die Menschen gegen die bösen Wale verteidigen, die in kurzen Zwischenräumen wenig Wasser abblasen. — Wehe dem Undankbaren aber, der einen guten Walonkel zur Belohnung für freundliche Hilfe etwa harpunieren wollte. Einem solchen Menschen kann es natürlich nur schlecht gehen.

Auch ihre Geschwindigkeit ist eine wunderbare: sie sind imstande, sich auf geheimnisvoll unbegreifliche Art durch ungeheure Entfernungen fortzubewegen, und unter den Waljägern kann man noch heute die Behauptung aufstellen hören, daß man Wale in der Südsee gefangen, die Harpunen in sich trugen, mit welchen man sie in Grönland beworfen. Für die Geschwindigkeit ihrer Art zu reisen entscheidet dies aber im Grunde durchaus nicht; nur für einen starken Wandertrieb würden daraus Schlüsse zu ziehen sein.

Schon etwas näher an die Seeschlange rückt in der Beschreibung jene Art von Walen, die eine Mähne von Tang auf dem Rücken hat. Eine Sorte giebt's gar, die hat eine rote Mähne; aber das ist ein ganz böses Tier! Ein unlöschbarer Durst nach Menschenblut wohnt ihm inne; nur wenn es sieben Brüder auf einmal überschluckt, dann wird er gestillt; der Fisch selbst aber geht dann ein. Ein anderer kann mit größter Leichtigkeit ein Schiff entzwei beißen. Manchmal aber können diese Ungeheuer — und das ist keine üble Beobachtung — auch ganz spaßig aufgelegt sein. Wenigstens wird erzählt, daß Seeleute oft, wenn ihnen Wale begegneten, leere Fässer über Bord warfen, und daß die Tiere ganz anmutig und gut gelaunt damit ihr Spiel trieben. Aldrovandus giebt ein sehr hübsches Bild davon — auf dem die beiden Wale zwar nicht ganz naturgetreu aussehen mit den beiden Lancierröhren, die sie auf dem Kopf tragen und aus denen sie heftig spritzen, der eine vor-, der andre rückwärts die mächtigen Strahlen lenkend; sie scheinen aber doch ein gewisses Behagen auszudrücken, wie sie auf ihr Spielzeug losschießen.

Zu derselben Familie mag der fabulose Physeter des Plinius gehören. Er hat nach jenem gewissenhaften Beobachter Kopf und Hals wie ein Roß; aber in diesem Kopf ein Rohr, aus dem er so

reichliches Wasser auswirft, daß ein Schiff davon sinken kann. Der Alceter hat Kopf und Schnauze eines Bären und schnaubt auch Wasserstrahlen.

Olaus Magnus, der Nordmann, giebt dem harmlosen Römer nicht viel nach und weiß auch Wunderbares genug zu berichten. Bei ihm sind einige der Seeungetüme haarig und vier Acker groß; ein Acker aber ist 240 Fuß lang und 20 breit. Eine andre Art hat so große Augen, daß fünfzehn Mann in jeder Höhle Platz haben; zuweilen, bei gut geratenen Tieren, auch zwanzig oder mehr; seine Hörner sind sechs bis sieben Fuß lang und er hat davon nicht weniger als hundert und fünfzig über jedem Auge, die er aufrichten und niederlegen kann. Ferner kennt er greuliche Geschöpfe in der See mit ungeheuren und eckigen Köpfen, in denen schreckliche Augen sitzen, die zehn Ellen im Umfang haben und zur Nacht einer Leuchte gleich glühen; ihre Haare aber sind Gänsefedern ähnlich. Die größten Schiffe sind ihnen nur Spaß. Und wenig erbaulich auch klingt seine Versicherung, daß rund um die Küsten der Nordsee Höhlen von unergründlicher Tiefe sind, in denen die Ungeheuer des Abgrundes lauern. Im Landrin, p. 249, weiß er noch von einem scheußlichen Ungetüm zu sagen, das an Land kam und schlafend von den Fischerleuten gefangen wurde, indem sie starke Trossen um seinen Schwanz schlugen und diese an Felsen und Bäumen festmachten. Und dann weckten sie erst das schlafende Tier, indem sie mit Steinen danach warfen, und zwangen es so, ins Wasser zu fliehen mit Hinterlassung seines Felles. Das erinnert nicht undeutlich an die Art, wie Münchhausen den Wolf aus seinem Pelz herauspeitschte, und dürfte in der That wohl nur als eine Fischerschnurre erster Güte von recht hohem Alter zu betrachten sein.

Der Pater Fournier (Landrin, p. 148) erzählt von einem Untier, das zur Zeit Philipps II. von Spanien erschien, halb über, halb unter dem Wasser, mit zwei Riesenflügeln versehen, vor denen es wie ein Schiff segelte. Ein Seeschiff entdeckte die Bestie und schoß, tapfer genug, mit Kanonen danach. Es wurde auch ein Treffer konstatiert, denn bald zog das Tierchen unter großem Geschrei ab: der eine dieser Flügel war ihm zerschmettert worden, weshalb es eiligst der Straße von Gibraltar zusteuerte, vermutlich um irgendwo zur Reparatur ins Dock zu holen. Aber schon in Valencia ließ es sich auf den Strand laufen, wo es einging. Der Rachen war so groß, daß sieben Mann darin stehen und ein Mann zu Pferde hineinreiten konnte; im Magen

fanden sich zwei tote Menschen. Der Kinnbacken, siebenzehn Fuß lang, soll im Eskurial aufbewahrt sein.

Bei Hamburg — und damit kommen wir der Neuzeit näher — soll 1615 ein Untier in die Elbe heraufgekommen sein, das an Scheußlichkeit der Beschreibung nach wirklich nichts zu wünschen übrig läßt; denn eine Zusammensetzung aus einem Pferderumpf mit einem Schweinskopf, aus dem vier Riesenhauer hervorragen, kann man doch nicht hübsch finden. — Im Jahre 1638 wurde die Geschichte noch ärger, denn da kostete es ein Menschenleben. Ein Fischer wollte auf den spukhaften Gesellen Jagd machen, der mit einem Hirschkörper und Hirschgeweih umherschwamm; aber es bekam ihm auch danach. Als er ihn mit der Harpune traf, ging durch die Leine ein elektrischer Schlag, der den armen Harpunier lähmte und sofort tötete. Die Geschichte erinnert etwas an den Kandidaten, dem in der Nacht vorm Examen träumte, er sei durchgefallen und den sofort aus Schreck im Schlaf der Schlag rührte.

Sehr in die Neuzeit aber rücken wir zu unserer Verwunderung ein mit dem Bericht des Kapitän Neill vom Schiff Robertson von Greenock, der 1834 eine Zeichnung aufnahm von einem Ungeheuer, dessen Auge gleich einer großen Höhle blickte. Der Kopf überm Wasser war etwa zwölf Fuß lang; seine Weite — soll wohl heißen: Breite — fünf und zwanzig Fuß; die Schnauze aber war fünfzig Fuß lang!

Doch wenden wir uns enger begrenzten Gebieten dieses sagenumwobenen weiten Reiches zu und fragen wir zunächst: Giebt es Kraken, jenen Schrecken der Seefahrer früherer Zeiten?

Aristoteles (Landrin, p. 20) erzählt von einem ungeheuren Polypen, dem Kalmar, der zehn Fuß und vier Zoll lang war. Von einem andern Polypen wird die Eigentümlichkeit erzählt, daß er gern Salzfleisch aus einer Niederlage am Seestrande fraß. Er kletterte dazu an Land über einen hohen Zaun, wurde von Hunden angegriffen und endlich mit großer Not überwältigt. — Trebius Niger erzählt so. Der Kopf, d. h. der Leib, war so groß wie ein Faß — ein sehr unbestimmter Begriff! — seine Arme dreißig Fuß lang, und das Gewicht des Körpers wurde auf siebenhundert Pfund geschätzt. — Aelian berichtet, daß einer in Spanien getötet wurde, der Lagerschuppen zerstört hatte. Man beachte den Gegensatz zu dem nüchternen, zuverlässigen Aristoteles, von dem Lee geradezu sagt, daß in der ganzen Zeit von 320 vor Christo bis auf die letzten 25 Jahre, in denen unsere großen

Aquarien gebaut wurden, dieser einsam in seiner Zeit dastehende Forscher unvergleichlich größere und vollkommenere Kenntnis der Meertiere hatte, als irgend ein Mann, der lebte, seitdem der große Stagirit seine Beobachtungen niederschrieb. Plinius gar weiß von einem Polypen, der — außer dem Namen Arbas — so lange Arme hatte, daß er nicht durch die Straße von Gibraltar kommen konnte, ohne auf Grund zu kommen. (Bassett, p. 204.)

Aber erst Skandinavien ist wieder das eigentliche klassische Heimatsland der Kraken in all ihrer Grauslichkeit und Furchtbarkeit, und wieder marschiert auch hier Olaus Magnus, der letzte katholische Bischof von Schweden, um 1555 an der Spitze der Berichterstattung in seinem de Gentibus Septentrionalibus. Nach ihm hatte das erwähnte Untier auf seinem Fell einen Überzug, der dem Kies am Seestrande ähnlich. Dadurch ließen sich häufig genug die Seeleute dazu verführen, die in seine Nähe kamen, wenn er sich gerade friedlich sonnte, ihn für eine Insel zu halten, an ihm zu landen, Pfähle einzuschlagen, ihre Schiffe daran zu vertauen und ein Feuerchen auf seinem Rücken anzumachen, um endlich unter blassem Entsetzen zu bemerken, daß das nunmehr als solches erkannte Inseltier plötzlich, auf die Dauer von dem Feuer doch unangenehm berührt, sich zu bewegen anfing und Anstalten machte, nach unten zu gehen, was für die festgemachten Schiffe nicht ohne Bedenken war.

Aber auch von Osten her kommt uns ganz ähnlich lautende Kunde. Jener maurische Gelehrte El Kazwini beschreibt dasselbe Abenteuer fast wörtlich genau so; auch daß erst das Feuer, welches auf ihm angezündet wird, das irrtümlich für eine Insel gehaltene Ungeheuer aus seinem Schlummer im chinesischen Meer weckt, und daß die Leute durch die Bewegung des mit Bäumen und Pflanzen bewachsenen Rückens aufmerksam gemacht und zur Flucht getrieben werden. Und doch liegt hier die Sache anders. Weshalb soll hier nicht einfach ein Fehlschluß Vater der Wahnvorstellung sein? Ein in dortiger Inselwelt gerade nicht seltenes Erdbeben mag den Leuten den Gedanken eingegeben haben, das, worauf sie standen, sei ein in Bewegung begriffenes Tier. — Um 1700 berichten ein Arzt in Eisenach, Christian Paullinus, und ein Däne Bartholinus vom Kraken. Letzterer erzählt, wie Erik Falkendorf, Bischof von Nidaros, laut eines Briefes an Papst Leo X. aus Versehen eine Messe auf dem Rücken eines Kraken gelesen habe; und auch der heilige Brandanus rühmt sich dessen in seiner später zu er-

wähnenden Reise. — Früher noch erklärt Olaus Wormsius (um 1650) ihn für unsterblich, und unsere gewöhnlichen Medusen für Krakenbrut. Leben und System kommt aber erst in die Sache durch den jüngeren Pontoppidan, dessen merkwürdige Originalberichte ich hier frei und etwas gekürzt wiedergebe, vorausschickend, daß Lee in seinen „Seamonsters unmasked“, dieser gelehrte Meerzoologe, dessen Büchlein zu lesen eine wahre Freude ist, durchaus nicht ansteht, den viel genannten und viel als verlogenen, unwissenden Pfaffen gehöhnten Bischof von Bergen kräftig in Schutz zu nehmen. Er sagt von ihm: „Pontoppidan war kein Fälscher. Er glaubte nur den derzeitigen Berichten und Überlieferungen zu sehr; aber wenn die, welche ihn heute lächerlich machen, in seinen Tagen gelebt hätten und in seinem Volk, dann würden sie wahrscheinlich ganz dasselbe gethan haben.“ — Auch Linné ließ sich verleiten, an den Kraken zu glauben, und führte ihn in der ersten Auflage seines „Systema Naturae“ an. In der zweiten Ausgabe ließ er ihn freilich, als nicht gut genug bezeugt, wieder aus. — „Pontoppidan sucht nach Kräften Wahres und Falsches zu scheiden, und war zum großen Teil darin erfolgreich.“

Lassen wir ihn reden. (Naturhistorie von Norwegen, übersetzt von J. A. Scheiben, cap. VIII, p. 368). „Unsere Fischer versichern einmütig und ohne die geringste Abweichung in ihren Erzählungen, daß sie, wenn sie mehrere Meilen in die See hinaus rudern, besonders an heißen Sommertagen, oft an als tief bekannten Stellen, die sie nach Landmarken kennen, nur zwanzig oder dreißig Faden Wasser finden statt der gewohnten achtzig oder hundert. An solchen Stellen finden sie dann am meisten Fische, ja in ganz ungeheurer Menge. Aber sie wissen: da unten liegt der Kraken! — Manchmal sind zwanzig Boote und mehr beisammen, die ihre Angeln in kleinen Abständen voneinander auswerfen. Sie haben nun fleißig zu loten, ob auch die Tiefe dieselbe bleibt. Sobald sie sich vermindert, wissen sie, daß der Kraken sich hebt, und dann ist's gefährlich, länger zu bleiben; dann gilt's davonrudern, so schnell wie nur möglich. Sobald sie außer Gefahr sind, bleiben sie auf Riemen liegen, um wenige Minuten nachher das Ungeheuer an die Oberfläche kommen zu sehen, wenigstens teilweise; seine ganze Gestalt hat noch kein Auge geschaut. Seine Rückenfläche erscheint dann wie eine Anzahl kleiner Inseln, die umgeben sind von etwas, das wie Seegras treibt und wellenförmig sich bewegt. Hier und dort bemerkt man größere Erhöhungen, auf denen

verschiedene Arten kleiner Fische herunterrollen. Zuletzt erscheinen einige helle Spitzen oder Hörner, welche dicker und dicker werden, je höher sie sich aus dem Wasser heben, und manchmal stehen sie wie die Masten eines mäßig großen Schiffes. Dies scheinen die Arme des Tieres zu sein; und man sagt, daß sie das stärkste Kriegsschiff auf den Grund ziehen können, wenn sie es fassen. — Nach kurzer Zeit beginnt der Kraken wieder zu sinken, und dann gerade ist die Gefahr groß wegen des Wirbelstromes, den er erzeugt."

„Außer den mächtigen Armen oder Fühlhörnern, mit denen der Schöpfer dieses zu den Polypen gehörige Untier begabt hat, ist ihm auch ein besonderer Duft verliehen, den es zu bestimmten Zeiten von sich geben kann und vermittelst dessen es die Fische in Haufen zu sich heranlockt. Während dieser Entleerung — P. nimmt an, daß es die Exkremente des Ungeheuers sind — wird das Wasser gefärbt und erscheint dick und trübe. Diese Unklarheit des Wassers eben soll den Fischen so sehr angenehm sein. „Ich erzähle", sagt P., „was mir von vielen versichert ist, aber ich kann so bestimmte Angaben über die Einzelheiten nicht machen, wie über das Dasein des Tiers im allgemeinen".

Er führt dann eine Erzählung des Konsistorialassessors Friis von Bodö an über den Fang eines vollständigen Exemplars dieser merkwürdigen Species:

1680 verlief sich ein Kraken zwischen die Skjären von Alstaboug, obgleich des Tieres Gewohnheit ist, sich mehrere Meilen von Land entfernt in freier See aufzuhalten. Hier, wo er sich nicht frei bewegen konnte, mußte er sterben. Er hatte einige seiner mächtigen Arme um freistehende Bäume geschlungen, die nah dem Wasser standen, aber seine Kraft war gemindert dadurch, daß er sich mit dem Leibe zwischen den Felsen eingeklemmt hatte und nun so fest saß und so unglücklich hing, daß er nicht wieder herauskonnte, und starb. Der Kadaver, welcher ein gutes Stück des engen Kanals ausfüllte, verweste und machte die Wasserstraße durch seinen Gestank beinahe unpassierbar.

Pontoppidan schließt — und diese Schlußworte „zeigen ihn in einem Lichte, das sehr verschieden ist von dem, in welchem man ihn gewöhnlich sieht" (Lee, p. 8), und von einer wissenschaftlichen Bescheidenheit, „welche seine Tadler wohlthun würden nachzuahmen" —: „Ich will nicht im allergeringsten darauf bestehen, daß meine Behauptung, der Kraken gehöre zu den Polypen, d. h. zu den Kopffüßlern oder

Asteriden — wahr sei, sondern gern und willig mein Urteil denen unterordnen, die mehr Erfahrung haben. Ich verlasse deswegen das Thema hier und überlasse es zukünftigen Skribenten, das, was ich unvollkommen skizziert habe, durch bessere Erfahrung, welche immer der beste Lehrer ist, zu vervollständigen."

Wir haben hier in diesen Beschreibungen nach Lee, dem vielerfahrenen Naturforscher, der das Studium der Kephalopoden im Aquarium zu Brighton sich jahrelang zur Lebensaufgabe gestellt, fraglos den „Tintenfisch" vor uns. Die Arme, die Trübung des Wassers, der Duft, den man bemerken will und der, eine bezeichnende Eigentümlichkeit jener tintenartigen Absonderung, so stark sein kann, daß eine Art danach Eledone moschatus benannt ist — alles weist darauf hin. —

Und zwar kann's kein eigentlicher Octopus sein; denn der hält sich an der Küste auf, über die Steine hinkriechend oder an die Felsen mit einzelnen Armen geklebt und festgesaugt auf Beute lauernd, aber sonnt sich nicht auf dem Wasser; und man hat keinerlei sichere Beweise, daß er eine Größe erreicht hat, welche eine Länge der Arme von etwa einem Meter übersteigt; eine Riesensepie ebensowenig; denn ein Kalkschild, das Os Sepiae, von solchen Riesen, wie sie thatsächlich vorkommen, ist noch nie gefunden; man kennt keine Sepie, die länger wäre als einen halben Meter: bleibt noch die dritte Klasse der Kopffüßler, der echte Kalamar; so benannt, weil er im Rücken als Halt einen langen, hornigen, griffelähnlichen Calamus oder Stift zu seiner Stärkung hat; zu den Teutidae zählend und den Zehnfüßlern, welche außer den acht, mit Saugscheiben besetzten Fangarmen der Achtfüßler noch zwei bedeutend längere „Fühler" haben, die für gewöhnlich und im Zustande der Ruhe in zwei Taschen des „Mantels" zusammengeklappt liegen, bei gegebener Gelegenheit des Raubes aber mit einer solchen Gewalt und Schnelligkeit vorgeschleudert werden, daß nach Lee sogar die Geschwindigkeit, mit der die Eidechse ihre Zunge vorstreckt, dagegen weit zurücksteht. Im selben Augenblick werden die oft mit energisch sich einbohrenden Haken versehenen Saugscheiben dieser Fühler durch Zurückziehen eines Stempels in Arbeit gesetzt, um sich mit unheimlicher Gewalt auch auf die glatteste Schuppenhaut des Opfers zu heften. So in den Bereich der Fangarme gebracht, von diesen unauflöslich umstrickt wie Saugnapf an Saugnapf sich reiht, wird es dem papageiähnlichen, harten Schnabel des Unholds zugeführt, um zerrissen und gewissermaßen gekaut zu werden.

„Alle, welche Gelegenheit hatten, lebende Kopffüßler zu sehen“, bemerkt Cuvier, „stimmen darin überein, daß der Blick aus den großen Augen des Tieres etwas außerordentlich Wildes, Stieres, Unheimliches an sich hat.“ Die Iris des Auges ist golbglänzend, die Pupille länglich viereckig, und die Augen leuchten in der Nacht wie die der Katzen. (Schleiden, Leben des Meeres p. 580.) —

Jener von Trebius Niger erwähnte Freund von Salzfleisch in Carteja an der Küste von Grenada und der des Aelian können dagegen nur, wenn ihnen etwas Thatsächliches zu Grunde liegt, Oktopoden gewesen sein; denn Sepien und Theutiden, die nur freischwimmenden, würden an Land sofort zu Grunde gehen. —

Lee sagt p. 24, daß er die Frage, ob ein Oktopus einem Menschen gefährlich werden könne, unbedingt bejahen würde, sogar wenn es nur Exemplare der bei uns heimischen Arten beträfe, deren längste Arme nicht mehr als ungefähr 75 cm messen. Er giebt mehrere überzeugende Beispiele, deren Anziehung hier zu weit führen würde.

Was nun den Kalamar, vulgo Kalmar, angeht, so schwindelt kein anderer als Herr Denys de Montfort, Assistent am naturhistorischen Museum in Paris und Herausgeber eines Werkes über die Mollusken, ein halbes Jahrhundert später als Pontoppidan, in unverschämtester Weise von einem solchen, der in freier See riesengroß ein Schiff übermannte, bis in die Bramraaen des Dreimasters hinaufgreifend; und den er trotz seines Freischwimmens als Oktopoden einführen möchte, nach Maßgabe seiner Zeichnung von dem Untier. Mr. de Montfort endete als Falschmünzer auf der Galeere.

Anders klingt es aus einer Erzählung eines Augenzeugen, des ehrlichen Jean Magnus Dens, der in Dünkirchen sein seefahrtsreiches Leben beschloß. Er berichtete Herrn Montfort, wie ein ungeheurer Tintenfisch bei ganz stillem Wetter aus dem Wasser sich zeigte zwischen St. Helena und St. Negro, zu einer Zeit, in der der Kapitän das Schiff außerbords kratzen und malen ließ. Drei Mann standen auf Planken, die über Bord gelassen waren. Einen Arm warf das Tier um zwei der Leute und riß sie weg samt dem Hängegerüst, und einen zweiten schlang es um den dritten Mann. Die andern im Schiff stürzten ihm zur Hilfe und retteten ihn, indem sie den Fangarm des Unholds mit Äxten und Messern durchschnitten — aber der Mann starb aus Angst schon in der Nacht. Die beiden andern waren nicht zu retten. Der abgeschnittene Arm soll 25 Fuß lang gewesen sein, dick

wie eine Marsraa und mit Saugscheiben wie ein Topfdeckel. — Die Begebenheit hält Lee für wahr; die Maße für falsch.

Im British Museum ist nämlich in Spiritus und Glas ein Arm eines Kalmars aufbewahrt, von neun Fuß Länge, zwölf Zoll Umfang am Grunde und auslaufend in eine feine Spitze, mit gegen dreihundert Saugscheiben, deren größter Durchmesser einen halben Zoll beträgt. Lee (p. 49) schätzt nach dieser Probe die Länge der Fühler auf 36 Fuß, die des Körpers auf 11, die Gesamtlänge des Tieres auf 47 Fuß, und hält mit diesem für jedermann sichtbaren Beweisstück die Existenz des Riesenkalmars und mit ihm des sogenannten Kraken für erwiesen. Er zweifelt nicht daran, daß ein Tier von solcher Größe imstande wäre, sogar einen Wal kleinerer Art zu überwältigen, wenn diese „acht geschmeidigen, klebrigen, klammernden Arme bewaffnet mit einer Batterie von 2400 Saugnäpfen“ sich um seinen bald wehrlosen Leib winden.

Ich kann mir nicht versagen, wörtlich anzuführen, was er abschließend und anschaulich sagt:

„Erik Paulsen, Hans Ohlsen und Olaf Bruhn gehen eines Tages hinaus zum Fischen. Ein „etwas“ ersteht vor ihnen an der Oberfläche der ruhigen See, nicht weit von ihrem Boot. Sie sehen, daß viel von dem Tiere noch unter Wasser ist, wieviel, können sie nicht sehen. Der Sache nicht trauend, wollen sie ihren Anker aufholen, da plötzlich, auf dreißig Fuß Entfernung, schießt blitzschnell etwas wie eine Leine auf Hans zu und bleibt an ihm hängen — und ebenso plötzlich wird er aus dem Boot gerissen, auf die sonderbare schwimmende Masse zu. Dort bewegt es sich: aus der aufrauschenden See winden sich mehrere Schlangen um den unglücklichen Hans — nun sinkt das Ungeheuer unter und Hans mit ihm, und wirbelnd schließen sich die Wasser über ihm — — entsetzt eilen die andern nach Hause und erzählen in fliegender Aufregung die bald weiterlaufende und ins Riesige vergrößerte Kunde: — und der Kraken ist nach acht Tagen fertig!“ — Er sagt weiter p. 95:

„Kalmars von gewöhnlicher Größe haben seit Menschengedenken existiert und gehörten zu den gewöhnlichsten Seetieren; aber dennoch genügte noch vor wenigen Jahren der Glaube an ein solches Tier, das groß genug wäre, ein Boot umzureißen oder einen Mann herauszuholen, um den, der es glaubte, lächerlich zu machen.“ — Wir wissen jetzt, daß ihre Existenz keine Einbildung ist; auch Schleiden (Leben des Meeres p. 582) gesteht das zu, daß es Exemplare von

mehr als 50 Fuß, ja nach einzelnen Berichten sogar von mehr als 80 Fuß Länge gegeben hat.

Folgen wir den Spuren dieser weiter nach.

Der später berühmte Kapitän Cook brachte von seiner ersten Reise Teile eines Kalmars aus der Südsee mit, die noch heute in Spiritus wohl erhalten sind im Hunterian Museum, und zwar Teile der Arme, die ebenso wie die Enden der Fühler mit Haken versehen waren, den Schnabel mit Zunge, und einzelnes mehr. Die Leibeslänge des Tieres wurde auf sieben Fuß berechnet; der längste bekannte Kalamar mit Armhaken.

1801 sah Peron, der bekannte französische Zoologe, bei Van-Diemens-Land einen Kalamar mit einem Körper wie ein Faß und Armen von 6 bis 7 Fuß Länge. Dies läßt auf bedeutend längere Fühler schließen, die immer verwahrt sind, wenn das Tier nicht „klar Schiff“ gemacht hat.

Der dänische Naturforscher Steenstrup hat 1853 einen bei Skagen an der jütischen Küste gestrandeten riesigen Kopffüßler beschrieben, dessen Leib ohne die Arme, die leider immer sehr schwer zu erhalten sind, einen Lastwagen füllte. Der Schnabel des Tieres war neun Zoll lang. Steenstrup nannte ihn Architheutes Dux. Schon 1848 war ein Kalmar von 39 Fuß Länge auf Seeland gestrandet.

Kapitän Kent beschreibt ein solches Tier (Bassett, p. 230), welches Fischer in einem Boot angriff, und unter Drangabe eines Fühlerstücks von neunzehn Fuß Länge in die Flucht geschlagen wurde. Im Verhältnis dazu mußte sein Leib wenigstens zwanzig Fuß im Durchmesser haben, und die volle Länge der Arme dreißig Fuß betragen. — Ein klassisches und viel beweisendes Zeugnis ist und bleibt immer dasjenige der Offiziere des französischen Avisos Alecton, dessen Kommandant Kapt. Bouyer nebst dem freilich nicht an Bord befindlichen Konsul Berthelot Originalbericht über diese höchst merkwürdige Begegnung einreichten. Am 30. November 1861 trafen sie zwischen Teneriffa und Madeira auf einen mächtigen Polypen, der ohne die Arme 16 bis 18 Fuß lang war. Der Mund hatte eine Öffnung von ungefähr 18 Zoll. Sein Gewicht wurde auf 4000 Pfund geschätzt. Nach langer Jagd mit Gewehrschüssen und Harpunenwurf glückte es endlich, das Ungeheuer in einer Schlinge zu fangen; aber als es nachschwabbern sollte, hatte der weiche Körper nicht Widerstandsfähigkeit genug, sondern wurde von der Schlinge hinter den Schwanzflossen durchschnitten. Das

geborgene Stück wog vierzig Pfund. Eine Zeichnung des Tieres ward der französischen Akademie eingeschickt. Offenbar hatte das Tier während des Gefechts seine Tintenblase entleert; denn aus dem getrübten Wasser verbreitete sich starker Moschusgeruch.

Ganz entscheidend aber wirkten die beiden schnell hintereinander gemachten Funde von Neufundland; der eine am 26. Oktob. 1873 in der Conception-Bay, nicht fern von St. Johns. Zwei Fischer, welche das Untier entdeckten, waren ganz ahnungslos, bis es auf einen Stoß die beiden Fühlarme ausschnellte. Der eine Fischer hatte das Glück, beide mit der Axt abzuhauen, die klar vorn im Boot lag, worauf das Ungeheuer verschwand, eine Masse Tintensaft als Zeichen seines Unbehagens und um seinen Rückzug zu decken, von sich gebend. Nach sorgfältiger Berechnung der Verjüngung, der Breite und des Umfangs eines der geretteten Arme, kam Professor Verril zu folgenden Ausmessungen (Lee, p. 43): der Körper war zehn Fuß lang — (NB. die Fischer hatten ungefähr 60 angegeben!), sein Durchmesser 2½ Fuß. Die Länge der langen Fühler 32, des Kopfes 2 Fuß; Gesamtlänge: 42 Fuß. Der Oberkiefer des Schnabels war etwa 3 Zoll und der Unterkiefer 1½ Zoll lang.

Schon drei Wochen später hatten andre Fischer das Glück, etwas näher noch bei St. Johns, in ihren Netzen ein solches Ungeheuer lebendig zu fangen, dem aber der Kopf abgehauen werden mußte, ehe man es ins Boot nehmen konnte. Seine Gesamtlänge betrug 32 Fuß. — Durch diese Funde wurden früher, 1870 und 71 gemachte, aber bisher angezweifelte Angaben bestätigt, die von 40 und 47 Fuß Länge erzählten; und zwei Jahre später wird gar von 80 Fuß berichtet.

Doch genug davon, die Einzelgeschichten haben keinen besondern Zweck mehr. — Nur zweierlei sei noch bemerkt, die äußere Gestaltung angehend, was auch für das folgende Kapitel von Wichtigkeit sein wird. — Franklin erzählt, er habe eines dieser Tiere, wenn auch keines von den größten, aus dem Wasser springen und auf Deck niederfallen sehen. Wie macht es das? Lassen wir uns die Antwort von einer Autorität wie Lee geben. Er sagt p. 23: „Die längliche und pfeilartige Gestalt des Leibes macht es ihnen möglich, durch das Wasser mit großer Geschwindigkeit zu gleiten (NB. rückwärts durch Wirkung des Wasserstrahls, den sie durch ein Spritzloch in der Stirn nach vorwärts mit besondrer Gewalt ausstoßen). Die Kraft, welche durch diesen Wasserstrahl ausgeübt wird, ist oft so groß, daß die Tiere

jene rückwärtige Bewegung mit der Richtung nach oben so steigern, daß sie im Winkel aus dem Wasser herauskommen und unter Umständen sich emporschnellen bis zu solcher Höhe, daß sie auf Deck niederfallen können."

Und ein Zweites ist, daß sie an beiden Seiten des torpedoartig glatt und spitzzulaufenden Hinterkörpers eine Art Flossen haben, die nach dem Körper zu sich verbreitern und diesem die Gestalt einer breiten Pfeilspitze geben. Bei solcher rückwärtigen Bewegung ragt sie hoch aus dem Wasser auf, den Anschein erregend, als wäre dies der pfeilartig zugespitzte Kopf. Die aneinander gelegten Arme schwabbern lang gestreckt und elastisch nach und kommen stellenweis wellenförmig zu Gesicht, das Wasser hinter — eigentlich vor — dem in hastiger Bewegung befindlichen Tiere aufregend, so daß dieses viel länger erscheint als es wirklich ist. So hat Lee das Tier im Aquarium zu Brighton ausstudiert, und darauf — es sei gleich vorausgeschickt — seine Behauptung gegründet: die Seeschlange existiere zwar, sei aber wesentlich mit dem in Bewegung befindlichen Riesentintenfisch identisch. — Sehen wir sie uns näher in ihren Einzelerscheinungen darauf an, ob wir ihm beipflichten können; noch bemerkend, daß nach Buckland die Lernäische Hydra des Herkules eigentlich ein ungeheurer Achtfüßler gewesen ist.

Achtes Kapitel.

Die Seeschlange.

Wenden wir uns denn diesem anderen Untier zu, gewissermaßen dem Vetter oder Zwillingsgeschwister des Kraken im Lande der Sage — der so viel besprochenen und bestrittenen Seeschlange.

Man hat den schon erwähnten Leviathan des Hiob dafür erklären wollen, und es ist nicht recht einleuchtend, weshalb eigentlich nicht; und Amos IX. lesen wir, v. 3: Und wenn sie sich vor meinen Augen verbergen im Grunde des Meers, so will ich doch den Schlangen befehlen, die sie daselbst stechen sollen. Bassett bemerkt dazu, obgleich er als ein äußerst skeptischer Seeoffizier auftritt: „Wer will behaupten, daß die Ungeheuer, wie der Elaeomosaurus oder der Ichthyosaurus, der Plesiosaurus und Teleosaurus im frühsten Altertum nicht noch gelebt haben, oder wenigstens die Tradition von ihnen; und ist es unmöglich, daß ihre entarteten Nachkommen noch heute am Grunde der großen Ozeantiefen hausen?" — Lee sagt darüber p. 101, daß Agassiz das Vorkommen der Enaliosaurier in amerikanischen Gewässern auch jetzt noch für möglich halte nach den Gesetzen der Analogie; denn vielfach kämen die fossilen Formen der Alten Welt in lebenden der Neuen Welt zur Erscheinung; und Newman, der Leiter des „Zoologist", p. 2356 sagt (nach derselben Quelle), daß ein Bericht des Kapitän Hopes von dem Kriegsschiff Fly, der selbst ein alligatorähnliches Tier beobachtet haben will, nur mit weit längerem Halse, wie es bei seichtem, ganz stillem, klarem Wasser auf dem Meeresboden hinkroch, statt der Beine mit vier flossenähnlichen Füßen wie die Schildkröten versehen — daß dieser Bericht in jeder Beziehung die interessanteste naturhistorische Mitteilung des Jahrhunderts sei, da die Ähnlichkeit des beschriebenen Tieres mit einem Ichthyosaurus oder

Plesiosaurus eine sehr auffällige sei. — Maße gab der Kapitän freilich nicht an.

Was wird nun mit Bezug auf die Seeschlange berichtet?

Wieder wird uns der Norden die reichste Ausbeute auch hier gewähren; und wieder ist's der Erzbischof von Upsala, einst Propst von Strengnäs, Olaus Magnus, der 1555 die älteste Beschreibung giebt: Zweihundert Fuß ist sie lang, zwanzig Fuß dick und bewegt sich in rundlichen Windungen, die auf und ab gehen. Sie hat langes schwarzes Mähnenhaar und flammende Augen und scharfe Schuppen an ihrem Leibe. Dafür beruft er sich auf das Zeugnis aller Seeleute. Daneben unterscheidet er einen „Wurm“ an der norwegischen Küste, an dem Krabben sich festsaugen, der vierzig Ellen lang und kaum so dick wie ein Kinderarm, aber gänzlich harmlos ist. Nur ist die Berührung seiner Haut giftig. — Ein wunderliches Hirngespinst. De gent. septentr. LXXI. c. 37, p. 766.

Aber er giebt noch anderes, und für die Meinung Lee's, der man, willig oder unwillig, sich schließlich zuneigen muß, merkwürdig Bestätigendes.

Er giebt zwei alte Bilder. Auf dem einen holt eine gewaltige, aufgeringelte, in der Mitte mit einem Längsstreifen und vielen Querstreifen versehene Seeschlange mit dem Kopf über die Reeling langend einen Mann aus dem Schiff. Man muß Lee Recht geben, daß der Arm eines Riesenpolypen eigentlich gar nicht anders gezeichnet werden könnte, und daß der Eindruck eines solchen auf die Leute an Bord jedenfalls der einer Schlange sein würde.

Merkwürdiger noch ist das zweite Bild. Es stellt eine riesige, scherenlose Languste dar, die mit dem einen der vordersten Füße einen Mann von Bord reißt. Die Ähnlichkeit zwischen dem an sich ganz sinnlosen Tiere mit seinen beiden langen Fühlern, dem dicken Leibe und den acht kürzeren Füßen, und einem Kalamar mit seinen beiden langen Fühlern, dem dicken Leibe und den acht kürzeren Armen ist in der That eine recht auffällige. Nicht auffällig dagegen wäre, wenn die zu genauer Beobachtung wenig geneigten Angegriffenen ihnen Unbekanntem die Form von Bekanntem gegeben hätten.

Der Bischof von Bergen, der auch schon oft genannte Pontoppidan, läßt sie schon sechshundert Fuß lang sein. Lee meint auch hier, der tote Löwe sei schon so oft getreten worden, und unverdient, daß er selbst es füglich bleiben lassen könne. Hören wir ihn denn: „Ihr

Leib ist so lang, daß ihre Windungen gleich einer Kette von schwimmenden Oxhoftfässern auf dem Wasser erscheinen."

Diese Reihe von rundlichen Windungen ist entscheidend, daß in den angezogenen Fällen, in denen zum Teil sehr gewissenhaft beobachtet und ausgesagt ist, doch keine Schlange gesehen worden ist. Denn eine Schlange macht nur horizontale, aber keine vertikalen Windungen, und die Seeschlangen des Indischen Ozeans schwimmen nach der Art eines Aals. Diese „Rundungen" liegen nach den Erzählungen, die Pontoppidan forschend sich vortragen ließ, oft so weit auseinander, wie ein Mann sehen kann. Da hätten wir's also offenbar mit einer kurz oder lang auseinandergezogenen Kette von Schweinfischen, Tümmlern, Delphinen zu thun, die in fröhlicher Meerfahrt, genau Abstand haltend, hintereinander herziehen, den runden, glänzenden Rücken ins Wasser senkend und aus ihm auftauchend.

Ebenso die Seeschlange des Olaus Magnus. — Nur der aus dem Wasser aufragende Kopf bleibt hierbei freilich unerklärt! Lee hält ihn in diesen Fällen für einen Zusatz der Angst, oder ein Zufälliges. Damit erledigen sich dann alle später erzählten Fälle von auf und nieder sich windenden Seeschlangen, wie gut sie auch bezeugt sind. — Pontoppidan giebt dann noch einige Beschreibungen, wie sie ihm gemacht worden von Seeleuten, die den Mund etwas voll genommen; das Zeugnis aber, auf das er sich vor andern beruft, ist das amtlich abgegebene und von der ganzen Mannschaft eidlich bekräftigte des Kapitän L. de Ferry, das er zu Bergen am 21. Februar 1751 ablegte, und worin er die Schlange, die er sah, so beschreibt: „Der Kopf, den sie zwei Fuß über Wasser hielt, ähnelte dem eines Pferdes. Sie war von grauer Farbe, das Maul war ganz schwarz und groß. Sie hatte schwarze Augen und eine lange weiße Mähne, die vom Hals bis aufs Wasser herabhing. Rückwärts von Kopf und Nacken sahen wir sieben bis acht Wulste oder Knäuel, und zwischen diesen sehr dicken Wulsten war etwa ein Faden Abstand (6 Fuß)." — Sollten wir es hier nicht gerade mit einem rückwärts sich bewegenden Kalamar zu thun haben, der die dicken Arme, die rundlich auf- und abtauchenden, nachschwabbern läßt? Besonders auch, weil, als de Ferry schießt und das Tier untertaucht, das Wasser „dick und rot" erscheint? Dann kommt die Mähne auch zu ihrem Recht: es sind die herabhängenden Schwanzflossen, oder anklebender, mitgenommener Seetang.

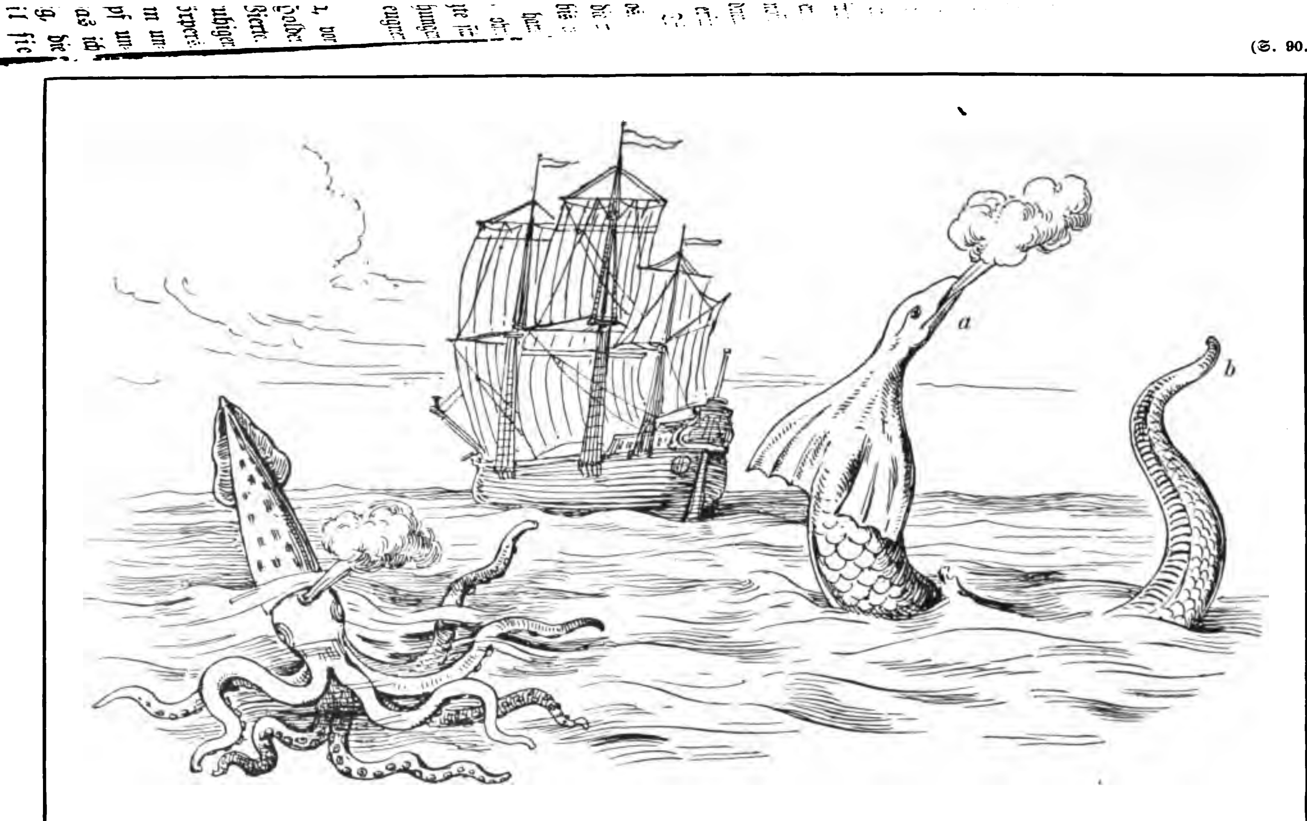
Hans Egede, um 1730, erzählt ganz anders — und doch ähnlich —

von seiner großen Missionsfahrt nach Grönland: „Den 6. Juli sahen wir ein Ungeheuer, welches sich so hoch aus der See hob, daß sein Kopf bis zum Großsegel reichte. Es hatte eine lange, scharfe Schnauze und blies Wasser aus wie ein Wal; und sehr große flügelartige Ohren. Der Leib schien mit Schuppen bedeckt. Die Haut war uneben und runzelig, und der untere Teil wie eine Schlange gebildet. Nach einiger Zeit tauchte das Ungeheuer rückwärts ins Wasser und steckte dann seinen Schwanz übers Wasser, eine Schiffslänge vom Kopf entfernt". Egede sagt gar nicht, daß er eine Schlange gesehen; und es war auch keine. Es war ein Riesenkalmar, der in der oben erwähnten Weise den Hinterleib in die Höhe geworfen hatte; die spitze Schnauze war das spitze Schwanzende; die flügelartigen Ansätze waren die Flossen; das Wassersprühen war der schräg nach oben gerichtete Wasserstrahl zur Fortbewegung, der Staubdampf aufwarf, und das angenommene Schwanzende war ein Arm des Tieres, den es aus dem Wasser streckte. Auf der Zeichnung eines der Genossen Egedes sind auf diesem „Schwanzende" die in Reihen angeordneten Saugnäpfe sogar nicht undeutlich erkennbar. Sie ist nach dem ersten Eindruck offenbar mit Geschick und möglichster Treue gefertigt. Daß Lee hier geradezu genial das Richtige trifft, scheint mir zweifellos.

Ein Hebridenpfarrer Mc. Lean beschreibt eine Seeschlange, die im Jahre 1808 sein Boot verfolgt habe, zwei Meilen von Land, bis es ihm endlich gelang, Schutz hinter einem Fels zu finden. Sie hatte, 70 bis 80 Fuß lang, einen großen Kopf mit schlankem Hals ohne Flossen und spitzte sich nach dem Schwanz hin zu. Sie bewegte sich in auf- und niedergehenden Wellenwindungen oder Zusammenziehungen des Körpers. Auf Grund des letztern meint Lee die Schlange leugnen und doch wohl einen Kalmar annehmen zu müssen.

1819 wurde ihr Erscheinen bei Marblehead, Nordamerika, von vielen Leuten bezeugt. Mr. Chase in einem Briefe an C. H. Holder, in „Lippingcotts Magazin" beschreibt sie so: „Obgleich sie eine Viertel- (engl.) Meile von Land ab war, konnte man doch bei dem ruhigen Wasser ihren Kopf deutlich erkennen, wie die Bewegung ihres Körpers. Später am Tage sah ich sie noch ein Mal; sie kam dann ungefähr hundert Fuß von meinem Standpunkt vorüber, den Kopf ungefähr zwei Fuß über Wasser, mit großer Geschwindigkeit. Was ich von ihrer Länge sah, betrug 50 bis 60 Fuß. Es war schwierig, die Windungen ihres Körpers bei solcher Bewegung zu zählen, weil sie

(S. 90.)



Riesenkalmar in Bewegung.
(Egedes Seeschlange, wie sie wirklich war.)

Egedes Seeschlange, wie sie in der Eile gezeichnet wurde.
(a. Das Schwanzende. b. Ein ausgestreckter Fangarm des Kalmar.)

eben nicht alle auf einmal sichtbar wurden bei dem wellenförmigen Vorwärtsschießen. Die Farbe der Haut war dunkel". — Nach Bassett, p. 226, hatte er fünf zuverlässige Zeugen bei sich. Einer derselben schreibt:

„Meine Aufmerksamkeit wurde plötzlich durch einen etwa 150 Ellen entfernt aus dem Wasser auftauchenden Gegenstand gefesselt. Der erste Eindruck war mir der eines Pferdekopfes. Er hob sich ungefähr zwei Fuß übers Wasser und senkte sich allmählich während der Vorwärtsbewegung." Er schätzte die Schlange auf 80 Fuß Länge.

Diese interessante Beobachtung ist wohl wert, daß man sie in möglichst vielen Zeugenaussagen verfolgt. Ein Mr. James Prince sagt weiter über dieselbe Erscheinung: „Der Kopf erschien etwa drei Fuß über Wasser. Ich zählte dreizehn gleichzeitig erscheinende Erhöhungen des Leibes im Schwimmen." Ein Seemann, John Marston, erklärte auch auf seinen Eid, er habe auf 2—300 Ellen vom Ufer einen eigentümlichen Fisch in Gestalt einer Schlange gesehen. — Der Zollkreuzer machte mit Schleppnetzen Jagd auf das Untier, Boote kreuzten in derselben Absicht, und ein kühner Jäger schoß ihm gar eine Ladung Schrot ins Auge. Sogar die Linné-Gesellschaft in Boston sandte eine Kommission an Ort und Stelle, welche berichtete, das Ungeheuer sei 80—90 Fuß lang gewesen, von dunkelbrauner Farbe, und die hervorragenden Windungen seien mit großen Fässern verglichen worden. — Lee, p. 71, hält hier sein Urteil zurück, führt aber ein Zeugnis an, nach dem trotz aller Eide diese Mitteilung stets für etwas „amerikanisch" gehalten worden ist.

1829 sah zwar ein Dr. Barclay den Leib einer toten Schlange, die gegen 50 Fuß lang war, bei 18 Fuß im Umfang, mit einer Mähne am Halse und Flossen in der „Schultergegend"; doch ein s. Z. vorgezeigtes Skelett einer Seeschlange erwies sich als geschickte Fälschung.

Aber 1848 erblickten die Offiziere des Kriegsdampfers „Dädalus" sie nahe der afrikanischen Küste. Der Kapitän zeichnete und veröffentlichte sogar eine Skizze des Tieres. In seinem Bericht an die Admiralität erwähnt er, daß sie dicht vor dem Bug vorbeischoß, so daß sie von allen gesehen werden konnte, trotz der Schnelligkeit ihrer Bewegungen. Die Schlange war ungefähr 20 Minuten in Sicht; er schätzte den Durchmesser auf 16 Zoll. Kopf und Hals ragten an vier Fuß über dem Wasser auf. Flossen hatte sie nicht, wohl aber eine „Art von Mähne." Die Länge des Tieres dicht unter Wasser betrug

mindestens 60 Fuß. Sie ging schnell hin und wich, solange sie mit dem Kieker verfolgt werden konnte, nicht im allergeringsten von ihrem geraden Kurse „Süd-West“ ab. Von der ganzen Länge des Leibes wurde kein Teil zur Fortbewegung benutzt, weder in horizontaler noch vertikaler Windung, bei einer Geschwindigkeit von etwa 12—15 Meilen in der Stunde. — Da haben wir wieder ganz unmißverständlich den Kalmar, den 1848 keiner kannte und an den keiner glaubte. „Der Kopf lang, spitz und flach an der Spitze.“ „Der Kopf horizontal zu der Oberfläche des Wassers gehalten, und in ziemlich erhobener Stellung, zuweilen für kurze Zeit in der See verschwindend, und scheinbar nicht um zu atmen“; und vor allem die Starrheit des Körpers. Die Bewegung geschieht ja durch das Ausstoßen eines Wasserstrahls, der hinter dem Tier her eine Art Brandung erzeugend, die Länge desselben scheinbar vergrößert.

Kapitän Harrington vom „Castilian“ machte in der Nähe von St. Helena eine noch genauere Beobachtung im Jahre 1857. Vergl. Lee, p. 88; Bassett p. 224: „Während ich mit mehreren Offizieren in Lee vorn im Bug stand und nach der Insel hinübersah, wurden wir plötzlich durch den Anblick eines ungeheuren Tieres erschreckt, welches 20 Ellen vom Schiff entfernt den Kopf aus dem Wasser streckte, dann auf etwa anderthalb Minuten verschwand und auf ganz dieselbe Art wieder erschien, uns deutlich seinen Hals und Kopf ungefähr zehn oder zwölf Fuß außerhalb des Wassers zeigend. Der Durchmesser des Kopfes war etwa sieben oder acht Fuß in der Breite mit einem Wulst loser Haut, der ihn gegen zwei Fuß vom Scheitel umgab. Das Wasser war auf mehrere hundert Fuß vom Kopfe ab gefärbt, so daß ich erst das Gefühl hatte, das Schiff sei in flachem Wasser. Aber sein zweites Erscheinen zerstreute diese Befürchtung und versicherte uns, daß wir ein Ungeheuer von außerordentlicher Länge vor uns hatten, das sich langsam nach Land hin zu bewegen schien. Nach dem, was wir von Deck aus sehen konnten, mußte es wenigstens 200 Fuß lang sein. Es war von dunkler Farbe um den Kopf und mit einzelnen weißen Flecken bedeckt“. Offenbar auch ein Kalmar, schon wegen der Verfärbung des Wassers.

Enthalten wir uns aller Zeitungsberichte über die Seeschlange, durch welche sie eben in den schlechten oder doch mindestens zweifelhaften Ruf gekommen, dessen sie sich im allgemeinen erfreut, und deren Zuverlässigkeit ja allerdings nicht über alle Zweifel erhaben zu sein

pflegt; aber hören wir noch einige unverdächtige und einander ähnelnde Berichte aus neuester Zeit.

Bassett, p. 227, läßt sich von einem lange beim Küstenzoll angestellten Herrn persönlich erzählen von der Erscheinung des Untiers am Kap Cod. Erst stand es gerade aus dem Wasser hervor, einem großen Faß ähnlich; dann bei seinem Wiedererscheinen, gegen 300 Fuß entfernt, erschaute man ein Stück von etwa 30 Fuß Länge, das winkelig aus dem Wasser aufragte und mit großer Eile sich entfernte.

Am 28. Januar 1879 wurde eine Seeschlange von dem Dampfer „Baltimore“ aus gesehen im Golf von Aden. Der Beobachter sah einen langen dunklen Gegenstand sehr schnell aus dem Wasser sich erheben und dann zurücksinken, dem Schiff immer näher kommend. Als das Untier seinen Kopf hoch genug aus dem Wasser gehoben hatte, ließ es sich schwer zurückfallen. Diese Bewegung verursachte ein Aufspritzen der See von etwa 15 Fuß Länge zu jeder Seite des Halses „in der Gestalt eines Flügelpaares.“ Die Fassung des Berichtes ist zu unklar, um daraus etwas machen zu können. Berichterstatter ist ein Laie in Seesachen, ein englischer Generalstabsoffizier Senior. (Lee, p. 92.)

An diese Erzählung möchte ich Selbsterlebtes anknüpfen; vergl. „Rund um die Erde“, p. 374. Am 27. Juli 1883 kurz nach der Abendmusterung stürzte ein Seekadett mit der Meldung in die Offiziersmesse S. M. Fregatte Elisabeth: „Die Seeschlange!“ Wir dampften damals nördlich von Gabun und dem Äquator in dem Knie, das hier Nord- und Südguinea gegeneinander bilden, nicht sehr weit von Land, das aber doch nicht in Sicht war. Wir stürzten eiligst an Deck, und wirklich, da drüben nach See zu, etwa eine halbe Seemeile querab, hob es sich wohl an 20 Fuß, jedenfalls sehr hoch aus dem Wasser, ähnlich wie ein Riesenaal; — ich selbst bin ziemlich kurzsichtig und kann also wesentlich nur berichten, womit andere, die sich mit Kiekern versehen hatten, das ergänzten, was mir entging; — und hinter dem stammdicken Ungeheuer zog sich ein langer, schaumiger Streifen, aus dem es zuweilen strudelnd aufsprühte, wie von gewaltigem Schlag. Als der Kommandant, Kapitän z. S. Hollmann, auf das seltsame Tier abhalten lassen wollte, versank es im Wasser.

Acht Jahre vorher bekundeten feierlich der Kapitän, die Steuerleute und die gesamte Mannschaft der Bark „Pauline“ aus London, daß sie am 8. Juli, in derselben Gegend, etwas südlicher, eine riesige Schlange

gesehen hätten, die noch etwa 30 Fuß über ihn hinausragend, um einen mächtigen Wal zwei Ringe geschlagen hatte, ihn umherwirbelte, als wäre er ein Stück Holz, und schließlich mit sich nach unten zog. Wenige Tage danach, am 13., sahen sie wieder ein ähnliches Ungeheuer, das erst Kopf und Hals nur einige Fuß aus dem Wasser hob, dann aber sich zu einer Höhe von 60 Fuß lotrecht in die Luft streckte. Diese zuletzt angegebene Höhe ist ohne allen Zweifel übertrieben. Das ist für eine Schlange einfach unmöglich. Was die Leute gesehen, läßt sich im übrigen nicht feststellen. Ob eine Liebesscene zwischen zwei sich umeinander rollenden Walen, ob einen Riesenkalmar, der seine Arme um das Tier geschlagen, ob eine wirkliche Seeschlange — das muß dahingestellt bleiben. — Summa: Ob auch die Hypothese Lee's nicht als völlige Lösung der interessanten Frage anzusehen ist, so ist sie doch jedenfalls ein wertvoller Beitrag zu solcher Lösung; ausgiebiger jedenfalls als die früher gebräuchliche Erklärung, die auf eine Kette von Seetang, auf Massen von Fischrogen, schwimmende Baumstämme mit Seegras umwunden u. s. w. sich beschränkte. Für einzelne Fälle paßten nachweislich auch diese. — Lee selbst stellt seine Lösung des Rätsels nicht als durchaus unfehlbar hin; er will die Möglichkeit der Existenz einer Riesenseeschlange nicht leugnen; nur bewiesen ist sie ihm nicht. Ebenso ausdrücklich erklärt er sich dagegen, daß der Glaube an solche Möglichkeit, wie bisher, mit dem Fluch der Lächerlichkeit zu strafen sei. — Es sei Wunderbares genug in den letzten Jahren aus den Tiefen ans Licht gebracht, daß man ruhig noch mehr derart erwarten dürfe.

Ob mit der Seeschlange auch nicht blutsverwandt, so an Abenteuerlichkeit ihr doch ebenbürtig ist das seltsame Tier, das die Offiziere der englischen Königsjacht, der „Osborne" bei Kap Vito (Sizilien) sahen, und über das sie an die Admiralität in aller Form dienstlich berichteten. (Bassett, p. 214; Lee, p. 93.)

Bei ganz stiller See kam am 6. Juni 1877 zuerst eine der Länge nach engaufgeschlossene Reihe wie von Rückenflossen des Haifisches in Sicht, ungefähr 30 Fuß lang, und zwischen fünf bis sechs Fuß jede Flosse hoch. Auf etwa 900 Fuß Entfernung durch ein Fernrohr betrachtet, stellten sich dann deutlich ein Kopf, zwei flügelartige Seitenflossen und ungefähr 30 Fuß von der Schulter des Tieres dar. Der Kopf war etwa sechs Fuß dick, der eingeschnürte Hals ungefähr fünf Fuß, die Schultern gegen 15 Fuß breit, und die Flossen jede an 15 Fuß lang. Die Bewegungen derselben waren die einer Schildkröte,

und das Tier sah einem ungeheuren Seehund gleich, besonders von hinten gesehen. Der berichtende Offizier hält die zuerst erschaute und bald verschwindende Flossenreihe möglicherweise für den stacheligen Schwanz des Tieres. Zwei Zeichnungen begleiten den Bericht. Auf der einen sieht das, was man von dem Ungeheuer schaut, wie eine große Kugelboje oder ein Schwefelsäureballon mit zwei Flügeln aus. Eine Erklärung läßt sich nicht geben.

In dasselbe Kapitel gehört der Bericht des Kapitäns und des Schiffsarztes des englischen Dampfers „Nestor“, die auch im Jahre 1877 in der Malakkastraße, am hellen Tage, eines Ungeheuers ansichtig wurden, das einer Riesenschildkröte entfernt ähnlich sah (Bassett, p. 215), deren Kopf auf 25, deren Leib auf 45 und deren Schwanz sogar auf 150 Fuß geschätzt wurde. Das Tier war schwarz und gelb gestreift. Dabei fällt einem die Bemerkung Lee's ein, daß der Plesiosaurus mit einer Schlange verglichen werden könne, die durch eine Schildkröte gezogen sei; und ohne daraus für dies hier vorgestellte Tier eintreten zu wollen, sei die andere Äußerung Lee's angezogen, daß die Beweise gegen das Fortbestehen der Saurier aus den Sekundärschichten bis auf unsre Zeit doch nur rein negative seien, und daß das Dasein von Verwandten dieser großen Reptile durchaus nicht unvereinbar sei mit den Grundsätzen der zoologischen Wissenschaft (p. 99). Mit einem Wort: noch ist die interessante Frage im letzten Grunde eine offene. Künftige Erfahrung und Forschung mag sie zum Abschluß bringen!

Neuntes Kapitel.

Der Fliegende Holländer und andere Gespensterschiffe.

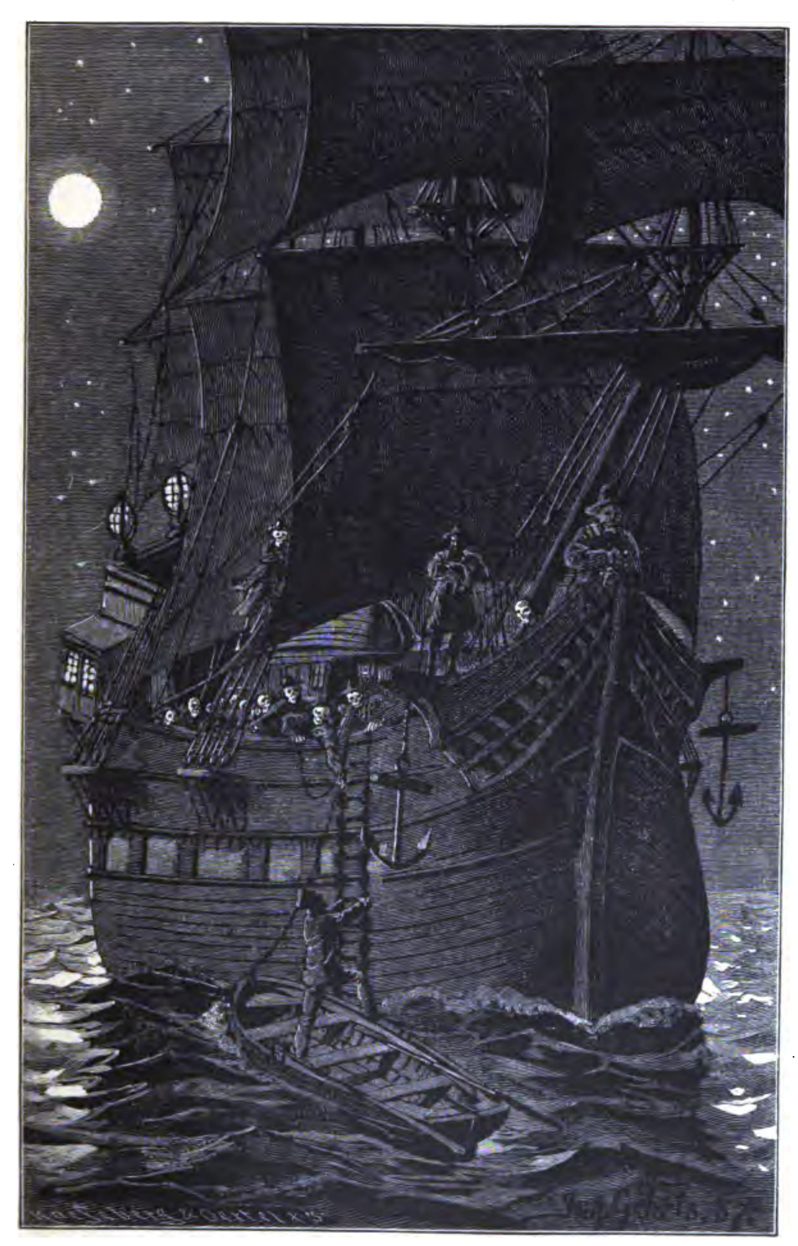
Die schönste, tiefste aller Seesagen ist die vom „Fliegenden Holländer“. Sie hat ja in ihrem Kern eine gewisse, nicht leicht zu verkennende Ähnlichkeit mit der vom Ewigen Juden; aber doch macht sie mir nicht den Eindruck, als ob sie sich an diese anlehne oder gar nur eine Verwandlung der Landsage sei. Zunächst scheint sie mir, wie so viele ihrer Schwestern, einen historischen Mittelpunkt zu haben: Sie hat ihre Entstehung an irgend einem wirklichen Geschehnis gehabt, das nicht gar zu weit zurückverlegt werden darf; und daß sie sich immer wieder erneut hat, beruht auch nicht bloß auf wandernder Überlieferung, sondern auf noch einer andern Art von Thatsächlichkeit. Davon später.

Wie ist die Sage entstanden? Und wo?

Sie ist jedenfalls entstanden in Anknüpfung an das unheimliche Schicksal irgend eines bestimmten, besonders verwegenen und verruchten Kapitäns. Der Mann selbst stammt wahrscheinlich nicht aus Holland, sondern aus Deutschland; die ganze Sage aber aus der berüchtigten, unheimlichen Nordsee — Mordsee. Und zwar hieß der Mann aller Wahrscheinlichkeit nach mit Namen v. Falkenberg. Jedenfalls kommt er so in der ältesten Fassung vor; auch Van der Decken oder Bernhard Focke, Van Straten und Van Diemen werden genannt, aber später.

Die wahrscheinlich älteste Fassung der Sage ist eben die, daß ein deutscher Edelmann, von Falkenberg, der in wilder Eifersucht seine Braut und seinen Bruder erschlagen hatte, vom Fluch der bösen That getrieben, immer nach Norden wanderte, bis er eines Tages an die Nordsee kam. Da fand er ein gespenstisches Boot seiner harrend am Meerufer. „Exspectamus te!“ lautete der Gruß des unheimlichen, geisterhaften Bootssteurers: „Wir erwarten dich!“ Er stieg ins Boot, und das Boot setzte ab und brachte ihn an Bord eines höllischen

(S. 97.)



Der fliegende Holländer.

Schiffes, begleitet von seinem guten und seinem bösen Geiste, die um seine Seele die Würfel werfen, während es seit 600 Jahren auf der See treibt, nordwärts, ohne einen Mann am Ruder, unabhängig von Wind und Seegang und Strom und Flut und Ebbe. So fährt er dahin: der Rumpf des Schiffes ist grau, dunkel die Segel, falb die Flagge. Kein Mann ist an Bord zu schauen, und nächtlich leuchten höllische Flammen von seinen Toppen. Der „Klabautermann" sitzt auf dem Bugspriet und raucht dort seine Pfeife. — Das Schiff ist ein Zweidecker und kommt immer zu leewart in Sicht, im wildesten Sturm selbst unter vollen Segeln, immer in Nebel und Wolken gehüllt. Aber auch in Stille schnaubt es durchs Wasser ohne einen Fetzen von Leinwand gesetzt zu haben, oder es schlingert und stampft unter vollen Segeln bei schönstem Wetter, als ob es durch schwere See liefe, über Bänke und Küsten hin; oder man sieht in Nebel gehüllt nur undeutlich den Rumpf. Und wehe dem Menschenschiff, das ihm begegnet. Kommt es in die Nähe, dann wird der Wein sauer, und aller Proviant wird zu — Bohnen! Wenn es Briefe bringt oder schickt, darf keiner die verfluchte Sendung anrühren, sonst ist er verloren. Aber verloren ist so wie so jedes Schiff, das ihm begegnet; es kentert im Sturm und die Seen schlagen über ihm zusammen, und nimmer kommt nach Hause, wer seinem gespenstischen Kapitän ins Weiße der Augen geschaut. Dem „Fliegenden Holländer" begegnen ist, mit einem Worte, ärger, als den Teufel zu schauen.

Etwas anders lautet die Sage in französischer Fassung. Da hat ein ungläubiger holländischer Kapitän vergebens versucht, gegen einen schweren Sturm ums Kap Horn, den Schrecken der Seefahrer, sich aufzukreuzen. Aber er schwur, es zu vollenden, und der Befürchtungen seiner Mannschaft spottend, saß er bequem in der Kajüte des furchtbar arbeitenden Schiffes, trank sein Bier und rauchte seine Pfeife. Schließlich warf er gar einige der Leute über Bord, die ihn zwingen wollten, einen Hafen aufzusuchen. Zuletzt machte der Heilige Geist selbst den Versuch, den Frevler zu retten, und kam an Bord (das St. Elms-Feuer wird hier und da als die Zungenflammen des Pfingstfestes aufgefaßt); jedoch der Ruchlose schoß auf ihn, aber zerschmetterte sich selbst die Hand und lähmte sich den Arm. Da fluchte er dem Herrn — und nun traf ihn der Verdammungsfluch, daß er ohne Rast und Ruh auf See treiben, Galle zum Getränk und glühendes Eisen zur Speise haben und ewig Wache gehen sollte. Seine Mannschaft — hier

ist er nicht allein an Bord — besteht aus lauter Höllengesindel: Mördern, Seeräubern und Feiglingen. Sie müssen ohne Ende in alle Ewigkeit arbeiten und haben nichts zu essen und zu trinken! Man hört das Pfeifen der Bootsleute und Kommandorufe an Deck, — aber bald verschwindet er in Nebel und Gewölk. Am liebsten erscheint er bei Sonnenuntergang, von fahlblauem Licht umgeben.

Man sieht dieser Fassung schon ganz deutlich die Ausschmückung in der Wiedererzählung an, wie das Schiff hier schon mehr allgemein als eine „Hölle auf der See" für alle Teile gedacht wird, und die Strafe ereilt den Kapitän im Grunde nur, weil er seine Mannschaft schlecht behandelt hat.

Viel mehr Realität hat die Sage wieder in der Gestalt, in welcher sie einen Bernhard Focke im siebzehnten Jahrhundert als den verbrechenden Missethäter nennt. Nach dem „Ausland", 1841, No. 237, war er ein verwegener Seemann, der seine Masten mit Eisen beschlug, damit er mehr Segel führen könnte. Er soll nach Ostindien in neunzig Tagen gesegelt sein — notabene: in Saigon habe ich das alte französische Linienschiff „Tilsit" liegen sehen, das in hundert Tagen von Brest nach Hinterindien gesegelt war! Das wirft gerade kein gutes Licht auf die Geschwindigkeit der alten holländischen Kauffahrteikuffs — und weil er überhaupt so gute und schnelle Reisen machte, dachte man ihn im Bunde mit dem Teufel. Auf einer Reise endlich holte ihn sein Patron, und nun ist er verdammt zwischen den drei südlichen Kaps zu kreuzen, niemand an Bord als einen Bootsmann, einen Koch und einen Lotsen. Zuweilen schickt er ein Boot ab — aber plötzlich verschwindet dann sein Schiff: er darf nicht in unmittelbare Verbindung treten mit den Lebenden. Auch hier ist es der Leuteschinder, den die verdiente und gewiß oft angewünschte Strafe ereilt.

Mehr an eine einzelne Örtlichkeit gebunden ist die Sage von dem „Fliegenden Spanier", der in der Gegend des La Plata kreuzen soll. Seine Mannschaft hatte einen jungen vornehmen Peruaner, der mit seiner Braut nach Spanien segeln wollte, samt dieser um ihrer Schätze willen ermordet, ihn schwerverwundet an den Mast gebunden und dem Dürstenden Wasser zur Seite gestellt, das er aber in seinen Fesseln nicht zu erreichen vermochte. Da traf die Erbarmungslosen der Fluch des Fliegenden Holländers — ewig, ruhelos zu kreuzen. So kommt er daher im falben Licht, unter Führung eines kohlschwarzen Kapitäns. Am Heck steht, einen Speer in der Hand, ein Gerippe; Gerippe

arbeiten in der Spinnwebtakelage und lassen die Spinnwebsegel fallen oder machen sie fest. Das einzige Wort, das von ihm herschallt, ist das winselnde „Wasser!“

Ähnlich klingt die schauerliche Sage von dem Höllenschiff der Bretagner, die von einem ungeheuern Schiff erzählt, das mit riesigen menschlichen Gestalten und mit Hunden besetzt ist. Die Männer sind scheußlicher Verbrechen schuldig, und die Hunde sind Teufel, die sie peinigen und quälen sollen. So muß das Schiff von Jahrhundert zu Jahrhundert kreuzen, ohne je in den Hafen zu kommen. Die Befehle werden durch Sprachrohre von gewundenen Muschelschalen gegeben, und da der Lärm derselben so weit vernehmbar, ist es leicht, das teuflische Schiff zu vermeiden. Und wer ihm unter „Ave Maria“ sich naht, hat so wie so nichts zu fürchten (Bassett, p. 351).

Grausig klingt auch die Sage vom Totenschiff (Schmidt, Seemannssagen). Aus seinen Geschützpforten grinsen Totenköpfe, und Totenköpfe sind auf den Segeln zu schauen. An Deck steht ein Gerippe mit dem Stundenglas in der Hand. Die Bemannung besteht aus Verdammten, die hundert Jahre lang in jedem Grad dienen müssen, und dann jeder eine kurze Zeit lang Kapitän sein dürfen. Dunkel ist das Schiff, dunkel die Masten, dunkel die Segel — und hohnlachend steht der Teufel am Ruder!

In dasselbe Fach gehört das Schiff „Libera nos“. Das unheimliche Fahrzeug fährt unter schwarzen Segeln und unter schwarzer Flagge, die silberne Totenköpfe und Flammen zeigt neben der Inschrift: „Libera nos!“, das heißt: „Erlöse uns!“ Die Besatzung besteht aus Knochenmännern, und Kommandant ist der Kapitän Requiem (s. v. a. „Grabmesse“). Sie müssen so lange ohne Rast und Ruh fahren, bis christliche Seeleute auf dem geenterten Schiffe eine Seelenmesse lesen.

Daß irgend ein besonders schlimmer Kapitän unter all diesen wechselnden Masken unglückbringend die Jahrhunderte lang durch die Meere gefahren, scheint mir deutlich zu sein; und ebenso, daß der erstgenannte Herr von Falkenberg das Original für all die andern Sagenbildungen geworden ist. Was diesen Sagen aber ihren Bestand im Glauben der Seeleute so lange und so allgemein bei allen seefahrenden Völkern gegeben hat, ist nach meiner Ansicht der Umstand, daß der „Fliegende Holländer“ thatsächlich dann und wann gesehen worden ist, und wahrscheinlich noch in Zukunft oft gesehen werden wird, auch ohne daß man an ihn glaubt.

Ich entsinne mich, vor einigen Jahren einen Reisebericht — ich weiß nicht mehr wo — gelesen zu haben, in welchem jemand ein unheimliches Gesicht schilderte, das die Zugehörigen eines Segelschiffes bei ruhigem Wetter während einer Seereise im Golf von Mexiko gehabt: Wie sie plötzlich in nicht allzugroßer Entfernung ein schemenhaftes, in Wassernebel eingehülltes Schiff an sich hätten vorbeiziehen sehen, wie vorm Sturm herfliegend mit zum Teil flatternden und schlagenden Segeln, lautlos und schattengleich, und doch deutlich erkennbar, das dann im Nebel verschwunden sei, zum Entsetzen der Mannschaft, die den im Sturm daherjagenden Fliegenden Holländer darin erkannt und böse Anzeichen für die Reise in solcher Geisterwarnung gesehen hätten.

Ich halte die Geschichte nicht für erfunden, sondern für wahr, und zwar nach dem Gesetze der Fata Morgana, der Luftspiegelung, die ja darin besteht, daß sehr ferne Gegenstände sich uns in größter Nähe zeigen, ja unter dem Horizont liegende Gegenstände sichtbar werden durch sehr starke Erwärmung der untern ruhenden Luftschichten, welche die auf sie fallenden Lichtstrahlen zurückwerfen und mit ihnen das Bild des Gegenstandes, von dem sie zurückgeworfen werden; also auch das Bild eines Schiffes, das weithin in der Ferne mit dem Sturm kämpft, während an dem Ort der Beobachtung schönstes Wetter ist. Daß solcher Anblick etwas Grausenerregendes hat, ist gar nicht wunderbar; besonders für Leute, die für Reflexion der Lichtstrahlen kein besonders ausgebildetes Verständnis haben. Daß solche Erscheinung sogar der Vorbote schlechten Wetters und infolgedessen allerlei Unbehagens und Unfalls sein kann, ist auch nichts Unerhörtes für den, der aus der plötzlichen Erwärmung einer kühleren Luftschicht und aus dem schnellen Aufsteigen der so erhitzten Luftteile wieder auf ein Zufließen seitlicher Luftströmungen dorthin, also auf Wind, beziehungsweise Sturm, schließen kann, in den er selbst möglicherweise verwickelt werden mag! So kommt die Sage vom Fliegenden Holländer auch physikalisch unerwartet zu ihrem Recht. Ein schlagendes Beispiel, auf welche Ferne durch solche Spiegelung ein Bild vertragen werden kann, giebt Owen, Voyage to Africa 1833. Nahe bei Port Danger an der südafrikanischen Küste sahen sie eines Tages ganz in der Nähe das Bild eines ihnen wohlbekannten englischen Kriegsschiffes so deutlich, daß sie, doch wohl mit dem Kieker, einzelne Gesichter an Bord erkannten und sogar beobachteten, wie ein Boot zu Wasser gelassen und bemannt wurde. Alle erkannten den

„Barracouta“ und waren überzeugt, ihn kurz nach ihrer eigenen Ankunft in Simonsbay zu Anker gehen zu sehen. Es dauerte aber noch eine volle Woche, ehe er ankam. Nach den eingezogenen Erkundigungen war das Schiff damals mindestens 300 Seemeilen entfernt gewesen. — Auch die größere und geringere Feuchtigkeit der Luft kommt hierbei ja in Betracht, indem diese, wenn sie eine gewisse Menge Wasser enthält, ganz wie ein geschliffenes Glas wirkt. Das Schattenbild eines Schiffes, das in Devonport zu Hause war, wurde eines Tages einkommend gesehen, in eine Wolke gehüllt, aber — nach und nach wieder verschwindend. — Kurz nachher kam es wirklich in den Hafen ein. (Bassett, p. 355.)

Ein in unsern Breiten seltenes Beispiel einer Luftspiegelung wurde, während ich diese Seiten schrieb, aus Savile bei Udine unter dem 20. Dezember 1886 gemeldet. Es heißt in dem Bericht: „Am Himmel trat plötzlich aus einem leichten Wolkenschleier hervor das Bild der Meeresfläche; leichte Boote schaukelten auf den Wellen, und ein Dampfer durchschnitt die wogende Flut; aber dies Bild verschwand bald, und ein Häusermeer kam in die Erscheinung, immer deutlicher in seinen Umrissen werdend, bis man genau Paläste, Kirchen und Kathedralen erkannte, und endlich die Markuskirche und der Markusturm allem Zweifel ein Ende machte, wessen Bild die Lüfte wiederspiegelten. In all ihrer Großartigkeit zeigte sich die Lagunenstadt in Himmelshöhe“. — Die Luftlinie zwischen Udine und Venedig beträgt etwa hundert Kilometer.

Keine Geringeren haben ihn, den Fliegenden, denn auch zuletzt noch vor kurzem, 1881, geschaut, als die Enkel der Königin Victoria an Bord der „Bachante“, auf der sie als Seekadetten dienten. In der „Fahrt der Bachante 1879—1882“ berichten sie folgendes darüber:

„Juli 11. 1881. Um 4 Uhr morgens fuhr der Fliegende Holländer bei uns vorüber. Wir sahen — es war in der Nähe von Sidney — ein seltsames, rotes Licht, welches ein Schiff gespenstisch beleuchtete. Inmitten dieses Lichtes hoben sich Masten, Raaen und Segel einer etwa 200 Meter entfernten Brigg sehr deutlich ab. Als das Schiff sich näherte, wurde es angerufen. Zugleich wurde dasselbe auch vom Offizier der Wache von der Brücke aus gesehen, ebenso bemerkte es auch der Kadett der Achterdeckswache. Als er aber nach vorn lief, sah er keine Spur eines Schiffes mehr. Das Meer war ruhig, die Nacht hell. Dreizehn Personen zusammen sahen das Schiff. Die „Tourmaline“

und die „Kleopatra" gaben am nächsten Morgen Signale, ob wir das merkwürdige rote Licht gesehen hätten. Der Mann, welcher den „Fliegenden" zuerst gemeldet hatte, fiel heute morgen aus der Vorbramstänge und schlug sich tot. — Auch dem Admiral passierte im nächsten Hafen ein Unglück." — Natürlich; gilt doch sogar, was das Grausen betrifft, schon hier und da ein in Luftspiegelung auf den Toppen stehendes Schiff beim gemeinen Mann als böses Vorzeichen.

Daß es zuweilen im Interesse der Besatzung lag, für den Fliegenden Holländer gehalten zu werden, illustriert ganz lehrreich die kleine Erzählung von dem Kriegsschiff, das, nach Monroe, in die Hände von Meuterern gefallen war, die sich nun, um die Verfolger irre zu leiten, Mühe gaben, das Fahrzeug nach dem Muster des Geisterschiffs umzutakeln. Aber die Sache glückte nicht recht, und nachdem sie dem wirklichen, ob dieses Plagiats erbosten Holländer begegnet, wurden sie schließlich doch abgefaßt und geziemend bestraft. — Wie oft mag diese Maske aber von Seeräubern und ähnlichem Gesindel gebraucht worden sein!

Nicht weniger unheimlich, wenngleich etwas weniger harmvoll an sich, sind andere von dem Fliegenden Holländer zu unterscheidende Gespenster-, oder richtiger gesagt, Geisterschiffe, die über die Tiefe hinfahren, wesenlos, grausig, unfaßbar. Da pullt ein Boot ganz friedlich über die ruhige See. Vor ihm taucht im Dunkel plötzlich ein Schiff auf, daß sie es fast rammen. Der Mann im Bug will die Reeling fassen — aber er greift in leere Luft und stürzt über Bord — und Schiff und Staglaterne verschwinden — — am nächsten Tage geht das Schiff, zu dem sie gehören, mit Mann und Maus unter. — Hoffentlich ist doch wenigstens einer gerettet, der die Geschichte erzählen konnte. — Als Walter von Aquitanien nach Irland segelt, da begegnet ihm ein Geisterschiff mit schwarzer Mannschaft und schwarzem Kapitän, der mit der Geistlichkeit auf gespanntem Fuß stehen mußte, denn auf die Frage woher? und wohin? antwortet er, er fliehe vor dem Erzbischof und gehe ins Totenreich!

Eine echte Gespensterschiffssage ist die von den beiden dänischen Seeräuberschiffen, die im Solwaybusen an schottischer Küste das Ende ihrer schändlichen Fahrt fanden, in ihm scheiternd und sinkend. Und jährlich am Tage ihres Untergangs wiederholt sich das Geschehnis. Die Wracks liegen unzerbrochen da unten. Und wenn der Tag da ist, dann kommt einer — es wird wohl der böse Feind sein — und rudert hinüber zu der Stätte, wo sie das Wasser deckt, und schlägt mit dem

Riemen gegen das Wrack. Und siehe da, sie erheben sich aus der salzigen See, vollgerüstet und getakelt, setzen Segel und gehen hinaus; und kommen wieder herein und versinken — aber Ruhe finden sie nicht!

Oft ist das Geisterschiff der Totenkahn Satans, in dem er die Seelen der ihm Verfallenen holt. So lebte an öder Küste ein Seeräuber, der in Not befindliche Schiffe dadurch ins Verderben lockte, daß er sein Pferd am Strande gehen ließ zur Nachtzeit, eine brennende Laterne am Hals, so daß die Leute an Bord meinten, dort gingen hilfreiche Menschen, die ihnen sichere Einfahrt zeigen wollten; und in solchem Vertrauen elend scheiterten. Als es mit ihm zum Sterben ging, da kam in dunkler Wolke ein Schiff mit vierkant gebraßten Raaen daher, und aus ihm her schallten schauerlich die Worte: „die Stunde ist gekommen, aber nicht der Mann!“ Als das Schiff über dem Hause wegging, da hörte man im Zimmer des Sterbenden ein Tosen wie von überkämmenden Seen und spülendem, gurgelndem Wasser, und als die Seele des Bösewichts nun übergenommen ward an Bord des Geisterschiffs, da bebte das Haus in seinen Grundfesten.

Erfreulicher ist die Geschichte, die aus Nordamerika herübertönt, von der Küste von Labrador. Dort landet ein junger Kapitän und findet an einsamer Meerbucht zwei wunderschöne Schwestern, die beide den stattlichen Mann lieb gewinnen.

Er aber liebt nur die jüngere. Doch als sie mit ihrem Verlobten fliehen will, da schließt die harte Mutter sie ein; statt ihrer aber schleicht sich die ältere Schwester ins Boot und wird an Bord gebracht. — Als der Kapitän merkt, daß es ihm ergangen, wie einst Jakob mit der Lea, da wendet er und kehrt um; aber sein Liebchen ist tot, vor Kummer und Jammer gestorben — und der Schoner kehrt nimmer heim, und pflügt die See unter dem toten Schiffer und seiner toten Braut.

Im Busen von St. Lawrence zeigt sich ein Geisterschiff: Lichter funkeln, von Soldaten wimmelt das Deck. Vorn steht ein Offizier, der mit dem Säbel nach Land deutet, eine Frauengestalt am Arm — aber plötzlich verlöschen die Lichter, vielstimmiges wildes Geschrei ertönt gellend, und das Schiff sinkt hinab in die kühle, gurgelnde Flut. — — Es ist das Admiralschiff einer Flotte der Königin Anna, welch erstere hier im Sturm zu Grunde ging.

Ist es hier der brave Soldat, der keine Ruhe findet, weil er in

den nassen Tod ging, ehe er an Land seine Pflicht thun konnte, auf grüner Heide, im weiten Feld, und der elend ertrinken mußte, statt den schönsten Tod auf der Welt zu sterben, so findet ein ander Mal der gewissenlose Korsar keine Ruhe, sondern wird nach seinem Tode noch durch Sturm und Wogendrang gehetzt. — War da ein junger Mann hinausgegangen gegen den Willen der Eltern — 's thut wunderselten gut auch in der Sage — und war nach Jahren wüsten Lebens heimgekehrt mit einem wilden Genossen, der ihm in Sünde und Seeraub Bescheid gethan und mit ihm wohl gar sich den bösen Mächten zu eigen gegeben hatte. Bei jedem wilden Sturm fuhren sie zusammen aus in ihrem Boot, und was sie draußen thaten, wußte keiner. Aber eines Tages starb der verlorene Sohn, und sein Gefährte packte seinen Leichnam in einen Sarg und setzte den ins Boot, und so fuhr er hinaus in den wilden Sturm mit dem Toten. Aber auch draußen können sie nicht bleiben; gegen Wind und Strom kommen sie zu Zeiten wieder herein mit ihrem großen Boot, drin die beiden Männer und ein großer Hund — und so oft die unheimliche, stille Gesellschaft erscheint, giebt's Sturm und Schiffbruch.

W. Irving in „Chronicles of Wolferts Roost" im 2ten Kap. erzählt auch von einem Geisterboot. Ramhout van Dam hatte getanzt bis zum Sonntag-Morgen und wollte um Mitternacht zu seinem Schiff zurück. Er wurde gewarnt, es sei Anbruch und Morgengrauen des Feiertags; aber er schwur, er wolle nicht landen, ehe er sein Schiff erreicht, und wenn's ihm dreißig Sonntage kosten sollte. Er ward nie wieder gesehen, aber man hört ihn mit den Riemen arbeiten, wie er rudern muß bis zum jüngsten Tag. Hier ist es wieder Gottvergessenheit und frevelnder Übermut, der sich so furchtbar straft, anderen zur Lehre und harten Warnung.

Interessant und packend vor anderen Erzählungen ist die, in welcher die berühmte Vermählung des Dogen von Venedig mit dem Meer ihrem Ursprung nach in Verbindung gebracht wird mit einem gespenstischen Schiff. Bei einem heftigen Sturm mußte ein Bootführer drei Männer erst nach verschiednen Kirchen und dann hinaus auf See fahren, wie gerade eine mächtige sarazenische Galeere hereinkam, deren Besatzung aus höllischen Geistern bestand. Aber auf einen Wink der drei Männer versank das teuflische Schiff, und schreiend, zeternd und brüllend sprangen die Unholde über Bord oder klammerten sich an die Wanten, während die Masten in verzehrendem Feuer auflohten und

blutigen Schein über die See warfen. — Als die drei Männer aus dem Boot stiegen, gaben sie dem Gondolier einen Ring: das war der erste, mit dem das Meer dem Dogen vertraut wurde; und die drei Männer waren St. Markus, St. Nikolaus und St. Georg, die so die Stadt vor dem Verderben gerettet hatten.

Die ersten Spuren solcher Gespensterschiffe finden wir erst zu Kaiser Justinians Zeiten, als die Pest durch die Küstenstädte des Reiches zog. Da sahen die Leute Schiffe mit schwarzen Männern ohne Kopf vor den verseuchten Häfen kreuzen; und Bassett hat wohl nicht unrecht, wenn er meint, ihre eigentliche Ausbildung habe diese Art von Sagen erst erhalten, als die Weltmeere in ihrer Unendlichkeit den Gespensterschiffen freiere Fahrt gaben, als auf den beschränkten Gewässern der älteren Zeit. —

Aber wo von Gespenstern der See die Rede ist, da sei — last, not least — noch Eines gedacht, der alle Rücksicht erfordert: des Klabautermanns, der schon einmal erwähnt wurde. Er gehört offenbar zum Geschlecht der Zwerge und Hauskobolde in ihrer ganzen Gemütlichkeit, Schlauheit und bedenklichen Anhänglichkeit. Er ist ein kleiner Mann mit großem, feurigem Kopf und grünen Zähnen. Seine Kleidung besteht aus gelben Hosen, Reiterstiefeln und spitzem Hut. Im allgemeinen steht er auf gutem Fuß mit der Mannschaft — d. h. solange sie ihn gut behandelt: ganz wie die Hauskobolde an Land, deren Wohlwollen sehr leicht in Rachsucht umschlägt. Aber solange er gut gelaunt, ist er unsichtbar überall, achtern und vorn; hilft den Leuten beim Ballastverstaun und beim Segelbergen und -setzen, lichtet und hiewt den Anker mit — aber weh den Faulpelzen, die faul ihn allein wollen die Arbeit thun lassen: die quält und plagt er Tag und Nacht, und kneift und knufft sie blau und braun; und wehe erst recht dem, der ihn unberufen mit Augen schaut: er ist ein dem Tode geweihter Mann. —

Am liebsten sitzt er auf dem Klüwerbaum. Aber er geht auch achteraus zum Kapitän und trinkt ein Glas mit ihm; auch Essen verschmäht er nicht — der richtige humorvolle Hauskobold; aber seinen Stolz hat er auch: man darf ihm keine alten Kleider anbieten! — Der Name Klabautermann mag mit „Klütermann“ zusammenhängen, abgeleitet von dem populären Wort „klütern“, d. h. in geschickter Weise geschäftig sein.

Ganz anders, nämlich nur bösartig und tückisch, schildert ihn Werner. Nach ihm ist das Glück der Fahrt dahin, wo jener sich

einmal eingenistet. Nebel, Regen, Windstille und schlechtes Wetter sind seine steten Begleiter. Er hat Macht, an Bord derjenigen Schiffe zu kommen, die am Freitag in See gehen, und wer am 29. Februar in der Mitternachtsstunde eines neuen Jahrhunderts geboren ist, der kann ihn mit Augen sehen. Seine Hauptfreude ist, wenn ein Unglück im Anzuge, von 12 bis 1 Uhr nachts unterm Bugspriet zu hocken, einen Fischkopf zwischen den Schultern, mit langem, struppigem Haar, blutigem Rachen und langen, fletschenden gelben Zähnen. Hier ist er also der vollständige Höllengeist und -gast. — Besser will er uns in der Gestalt des im Grunde wohlthätigen und wohlmeinenden Schiffsgeistes gefallen, wie ihn Kopisch in seinem schönen Gedichte malt, gleich die Auslegung dazu gebend:

Flink auf, die luftigen Segel gespannt!
Wir fliegen wie Vögel von Strand zu Strand;
Wir tanzen auf Wellen um Klipp und Riff,
Wir haben das Schiff nach dem Pfiff im Griff,
Wir können, was kein anderer kann,
Wir haben einen Klabautermann!

Der Klabautermann ist ein wackerer Geist,
Der alles im Schiff sich rühren heißt,
Der überall, überall mit uns reist,
Mit dem Schiffskapitän flink trinkt und speist:
Beim Steuermann sitzt er und wacht die Nacht,
Und oben in der Mars, wenn das Wetter kracht

Ist's Wetter klar und die Fahrt gelingt,
So nimmt er die Geige und tanzt und springt,
Und alles muß auf dem Deck sich schwingen,
Unzählige, selige Lieder singen.
Nicht Sturm, nicht Wurm, nichts ficht ihn an:
Wir haben den wahren Klabautermann!

Hei, entert er auf! Sei die See auch groß,
Klabautermann läßt kein Ende los;
Er läuft auf den Raaen, wenn alles zerreißt,
Er thut, was der Kapitän ihn heißt.
Und wißt ihr, wie man ihn rufen kann?
Courage heißt der Klabautermann!

Seine dämonische Geisternatur offenbart er aber doch auch oben als Mitbewohner des Fliegenden Holländers, von dem Bassett am

Schluß seiner Betrachtungen über denselben so schön sagt, daß ich es wörtlich anführen möchte: „Die Einführung des Dampfes verwies für immer diese Sage aus den Gedanken der Seeleute und endete endlich die Strafe der Rastlosen. Als das erste Menschenschiff gegen Wind und Strom anfuhr, da war's gethan. Aber der gespenstische Kapitän hatte seine Rache: denn er scheint den alten, überlieferungsmäßigen Seemann mit sich genommen zu haben, der bald ebensowohl der Vergangenheit angehören wird, wie der Fliegende Holländer." — Leider! Jetzt kommen die Maschinisten ans Ruder.

Zehntes Kapitel.

Das St. Elmsfeuer.

An den Toppen und Raanocken des Fliegenden Holländers leuchtet gespenstisch jenes unheimliche, glänzende Licht, in dessen fahlem Höllenschein er daherfährt durch die Nacht. Aber lange schon, ehe Herr von Falkenberg seine Braut erstochen, hatten diese Lichter den Seeleuten geschienen. Auf dem Zuge der Argonauten leuchten sie über den Häuptern von Kastor und Pollux, ein Zeichen des Friedens und der gewährten Bitte des Orpheus, die er hinaufgesandt durch den heulenden Sturm zum Vater der Götter und Menschen. Und fortan tragen die heiligen Flammen, wo sie zu zweien sich niederlassen, die Namen der unzertrennlichen Brüder; wo aber nur eine Flamme über dem Topp züngelt, heißt sie Helena, nach der Schwester der beiden, der wunderschönen, verderblichen Tochter der Leda, und bedeutet Unheil.

Und durch's ganze Mittelalter hin sieht der Seemann diese harmlosen Lufterscheinungen mit einem Gemisch von Mißtrauen, Freude und Grausen über oder neben sich aufleuchten. Und wundersam wollen uns die Erzählungen aus alter Zeit anmuten, wie sie mit kindlicher Naivetät und wunderlicher Spekulation das ihnen so unfaßbare Geheimnis zu erklären suchen, oder ohne jeden solchen Versuch sich genügen lassen an der Thatsache der Vorbedeutung. Denn das waren sie nun einmal: Vorboten des Glücks oder des Leids, das den Seefahrern beschieden war, denen sie vor Augen kamen. Es wird nötig sein, um den vollen Eindruck der Anschauungen jener Zeiten zu bekommen, die Beobachter möglichst wörtlich reden zu lassen.

Lassen wir dem El Masudi, dem Mauren, den Vortritt. Er macht sich's leicht, berichtend, daß die, welchen Rettung aus drohender Sturmgefahr bevorsteht, an der Mastspitze ein Etwas erschauen, das mit einem leuchtenden Vogel Ähnlichkeit hat. Die Erscheinung ist so leuchtend klar, daß man gar nicht vertragen kann, hineinzusehen; also

auch nicht entscheiden kann, was sie eigentlich vorstellt oder woraus sie besteht. Im Moment, in dem sie erscheint, schläft der Sturm ein und die Wellen legen sich.

Dann schwindet allmählich der lichte Schein, und keiner weiß, von wannen die Lichtgestalt gekommen, noch wohin sie gegangen.

Hochinteressant ist es, aus den eigenen Äußerungen der großen Heroen unter den mittelalterlichen Seefahrern zu erfahren, wie sie sich zu dem Glauben und Aberglauben ihrer Zeit gestellt, um daran erst einmal ganz den Maßstab für das volle Heldentum zu haben, mit dem sie hinausgingen in unbekannte Meere und bedroht von ungekannten oder unaufgeklärten Schrecknissen.

Lassen wir zuerst Kolumbus reden. In der Historia del Almirante findet sich gelegentlich der zweiten Reise folgendes: „Am Sonnabend, zur Nachtzeit, wurde der Leib des heiligen Elmo gesehen mit sieben hellen Lichtern im Großtopp — und nachher folgte heftiges Gewitter mit Donner und Blitz und gießendem Regen. Ich glaube, daß es jene Lichter waren, welche die Seeleute den Leib des heiligen Elmo nennen; sie sangen Litaneien und sprachen Gebete zu ihm hinauf in der sichern Gewißheit, daß, wenn er erscheint, im schwersten Sturm keine Gefahr zu fürchten sei. Was daran ist, das überlasse ich anderen auszumachen. Plinius sagt, daß die Römer, wenn ihnen solches erschienen, sagten, es sei Kastor und Pollux.“ — Er läßt sich also, wie wir sagen würden, auf nichts ein. Er will den Volksglauben nicht geradezu leugnen — aber mit einem gewissen Gleichmut geht er doch an die Sache heran. Denn für Erreichung seiner Zwecke ist es nicht von Wichtigkeit, wie die Entscheidung ausfällt.

Der größte Seefahrer aller Zeiten, Magalhães, erzählt in Pigafetta's Geschichte der Reise, daß sie bei stürmischem Wetter oft das „Corpo Santo“ oder das St. Elm gesehen hätten. „In einer dunklen Nacht erschien es uns gleich einer leuchtenden Fackel auf dem Großtopp und blieb dort etwa zwei Stunden lang; und das war ein großer Trost für uns während des Sturms. Bei seinem Verschwinden goß es eine solche Fülle von Licht über das Schiff aus, daß sie uns fast blendete; aber der Wind schied augenblicklich aus.“ An einer anderen Stelle sagt er von großer Sturmgefahr: „Wir wären verloren gewesen; aber die drei heiligen Leiber: d. h. St. Anselmo, St. Ursula und St. Clara erschienen uns — und unmittelbar nachher legte der Sturm sich.“

Der treffliche Mann steht noch ganz in den Anschauungen seiner Zeit gewurzelt, und es dürfte zu beachten sein, wie sie ihm zum Trost werden in schweren Tagen. Aber auch die Namengebung der drei Flammen ist von Bedeutung. Danach ist St. Elmo nichts anderes als eine Abkürzung von Ans-elmo; und das dürfte die einfachste Deutung sein. Sonst tritt neben den heil. Anselm als zweiter der heil. Nikolaus, der schon früher erwähnte, und als dritte die heilige Anna. Eine bestimmte Rollenverteilung, sozusagen, läßt sich aber nicht nachweisen; auch St. Peter, als der, welcher auf dem Meere ging, und St. Helena kommen vor; in letzterer hat sich die schöne, sündige Heidin aber ohne ihr Zuthun in die Mutter Constantins d. Gr. gewandelt, in die Auffinderin des heiligen Kreuzes. Tempora mutantur, et nos mutamur in illis!

Eine andre Bezeichnung: St. Herms-Feuer ist offenbar nur eine Verdrehung von St. Elms-Feuer, dessen schönste Etymologie Bartolomeo Crescentio giebt in Nautica Mediterranea, wo er sich zunächst nicht ganz klar ist, ob es Saint-Telme, oder Saint-Helm heißt, schließlich sich aber für letztere Nennung zu entscheiden scheint mit dem prächtigen Zusatz, es hieße so, weil er sich in den „Helmen" der Krieger wiederscheinend spiegele. Das erinnert stark an die Ableitung von „dialectica" in den Epistolae obscurorum virorum, das aus δυω, zwei, und lectica Sänfte gebildet sein soll, weil zwei streitende Dialektiker sich gegenübersitzen wie zwei Leute in einer Sänfte.

Sehr häufig findet sich auch die Benennung Cuerpo Santo, und daraus gemacht Corposant oder englisch Corpusant, wohl zu erklären aus der Auffassung der Gegenwart der betreffenden Heiligen in ihrer verklärten, leuchtenden Leiblichkeit, wie sie aus ihrer Verklärung und Seligkeit denen thatsächlich zur Hilfe gekommen, die ihrer bedürfen in der Stunde der Not. Noch höher schwingt sich die Erklärung des tröstlichen Lichtes auf, nach der italienische Schiffer des fünfzehnten Jahrhunderts darin eine Lichtausstrahlung des verklärten Leibes Christi sehen wollten. —

Aber auch an thöricht-abergläubischen Auslegungen fehlt es nicht. Es wird ein Buch von 1624 (Anatomy of Melancholy) von Bassett angeführt, in welchem der Verfasser, Burton, sich über das Licht also äußert: Feuergeister und Teufel sieht man oft unter der Gestalt glühender Sterne, feuriger Drachen oder als ignes fatui; gleicherweise machen sie Sonne und Mond nach, auch die Sterne, und

sitzen auf den Masten der Schiffe. Da werden sie Dioskuren genannt. Sie bedeuten Übles, ob einige auch anders meinen."

Aber kehren wir zurück zu den Helden der Seefahrt.

Linschoten erzählt so: „In derselben Nacht (1588) sahen wir auf der Großraa und an vielen andern Stellen eine Art Zeichen, von dem man annimmt, daß es besseres Wetter bedeute. Als sie es zuerst sahen, pfiffen die Bootsleute und befahlen, daß jedermann es mit „Salve Corpo Santo" begrüßen sollte, und einem lauten: „Misericordia!" — Diese Lichterscheinung entsteht nach den Schriften der Astronomen (NB. also doch ein Unterschied gemacht zwischen der volkstümlichen und einer Art wissenschaftlichen Anschauung!) aus großer Feuchtigkeit und aus Nebeldämpfen, und sieht aus wie ein trübe brennendes Licht, das immer die Stelle wechselt und nie stille steht. Das nahm mich wunder; und ich hätte es nie geglaubt, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte."

Auch Dampier kennt sie (1687) und erklärt sie sich in seiner Art (Bassett, p. 310). „Nach vier Uhr hörte das Gewitter auf, und dann sahen wir ein Corpo Santo an unserm Großtopp. Das erfreute unsre Leute außerordentlich; denn wenn ein Corposant in der Höhe erschaut wird, hört der Sturm gewöhnlich auf; wenn es aber an Deck liegt, ist es übelbedeutend. Ein Corposant ist ein kleines, flimmerndes Licht; erscheint es im Topp, sieht's einem Stern ähnlich; an Deck einem großen Glühwurm. — Ich habe unwissende Seeleute darüber erzählen hören, als ob es umherkröche, oder wie sie sagten, durch die Speigatten an Deck käme (ein „Garn" von vor dritthalb Jahrhunderten!); aber ich habe nie eines seinen Platz wechseln sehen; nur an Deck, wenn eine See es wegspülte. Auch sah ich nie eins, ausgenommen bei Sturm und Regen; und daher glaube ich, daß es eine Art Gallerte ist." Denkt er dabei etwa an leuchtende Quallen und „Seewalzen", wie sie in stillen Nächten hinter dem Kiel verschwinden? — Noch in einem Buch von 1827, Sea and shore, findet sich eine ähnliche Deutung: „Ein Korposant ist eine phosphorescierende Gallerte, die an der Takelage klebt und an den Masten hinaufsteigt." Blechi, „de re navali" meint 1705, das St. Elmsfeuer könne möglicherweise von phosphorescierenden „Meerinsekten" herrühren, welche in die Luft emporgerafft seien.

Varenius, ein holländischer Schriftsteller, erklärt um 1656 die Sache so: „Die St. Elmsfeuer werden erzeugt aus einer schwefeligen,

harzigen Masse, welche durch die Bewegung der Luft niedergeschlagen und durch diese so zusammengeknetet wird, wie Butter durch die Bewegung der Sahne; und daraus folgern wir, daß Stürme von schwefeligen Dünsten herkommen, welche die Luft verdünnen und in Bewegung bringen.“ Gut gebrüllt, alter Löwe! Aber noch 1710 heißt es im „British Apollo“, daß, wenn dieses Licht erscheint, es ein Zeichen sei, wie der Sturm von schwefeligen Dünsten begleitet sei, welche die Wolken verdünnen und in Bewegung setzen.

Sehr schön ist auch die Wonderful History of all the Storms, Hurricanes etc. von 1700, wo es im dritten Band, p. 401, also lautet:

„Wenn verdünnte, feuchte Dämpfe aus dem Salzwasser und dem greulichen Schlamm aufsteigen und über der See schweben, dann werden sie oft durch die Bewegungen der Luft und durch heiße Winde feurig; diese Verdichtungen werden oft an den Masten in die Höhe klimmen, vermittelst ihrer Feuchtigkeit und klebrigen Beschaffenheit; und Seeleute von Erfahrung wissen, daß, wenn nur eine Flamme erscheint, dann Sturm bevorsteht; wenn aber zwei nah aneinander gesehen werden, daß gutes Wetter und glückliche Fahrt vorgedeutet wird. — Die natürliche Ursache davon ist die: Eine Flamme allein mag einen Sturm verkünden; denn soweit diese Materie zusammenhängt und nicht getrennt ist, ist es auch anzunehmen, daß die Materie des Sturms, welche nie vergeht, wie Wind und Wolken, ebenfalls zusammen ist und nicht zerstreut. Dann wird leicht ein Sturm entstehen. Aber wenn zwei Flammen zusammen erscheinen, das zeigt an, daß die Ausdünstung geteilt ist, welche sehr dicht ist, so daß nun die dichte Sturmmaterie getrennt ist durch dieselbe Ursache, durch welche die Flamme geteilt ist. Deshalb kann kein heftiger Sturm entstehen; sondern eher kann man Stille erwarten“.

Ähnliches wohl meint eine französische Schrift von 1702, wenn es da heißt: „die Seeleute ziehen daraus ihre Schlüsse. Wenn die Feuer still an den Toppen und Nocken kleben, dann meinen sie, ist kein Luftzug in der Atmosphäre, und es werde tiefe Stille folgen; wenn sie aber umhergetrieben werden, ist es ein Zeichen nahenden schlechten Wetters“.

Aber gehen wir noch einmal zurück in der Zeit, und zwar auf einen Laien auf dem Gebiete des blauen Wassers, einen frommen peruanischen Priester von 1639, der mit köstlicher Harmlosigkeit sein Abenteuer mit dem bedeutsamen Licht also erzählt in einem Briefe an seinen Vorgesetzten, welcher Brief in Duro „Disquititiones nauticae“, eine

ehrenvolle Stelle gefunden hat. Bassett giebt folgende Übersetzung, die wörtlich wiedergegeben werden muß:

„Aber wir kamen glücklich durch den Sturm, sintemal beim Beginn desselben, zwischen elf und zwölf Uhr nachts, Sant Elmo an der Spitze des Hauptmastes uns erschienen war in der Gestalt von drei unterschiedlichen Lichtern, mild und wohlthuend zu schauen: eben die Form, in welcher die Heiligen gern betrübten Seeleuten erscheinen bei ähnlichen Gelegenheiten. Wir baten alle die Erscheinung um eine gute Fahrt, und keiner unterließ das; und da erfuhren wir, daß sie unser Thun verstand und uns nicht in Unkenntnis ihres besonderen Schutzes lassen wollte, indem sie uns ein deutliches Zeichen davon gab: Der Heilige ging von der Spitze des Hauptmastes zur Spitze des Vordermastes über, in derselben Gestalt, und dann baten wir ihn noch dreimal um glückliche Fahrt — und da erschien der Heilige, wie um uns aufs neu zu vergewissern, zum dritten Male im Großtopp, und schien in der dreifachen Form dreier brennenden Lichter, und nochmals wünschten alle auf einmal glückliche Reise. Dann sahen wir ihn nicht mehr; aber wir hatten in uns selbst die feste Zuversicht und redeten sie einer dem andern ein, daß wir eine gute, glückliche Fahrt haben würden.“ — Man soll über solche kindliche Gläubigkeit nicht spotten!

Schön ist die von Werner wiedergegebene deutsche Auslegung, daß das Elmsfeuer der Geist eines verstorbenen Kameraden sei. Aufsteigend ist es ein gutes, niedersteigend ein böses Vorzeichen, und wem es gerade ins Gesicht scheint, dem bedeutet es Unglück. Verwandt damit ist die Vorstellung, daß es eine Seele im Fegefeuer sei. — Daß auch der „Heilige Geist“ selber darunter verstanden wurde, durch Heranziehung des Pfingstwunders mit seinen feurigen Zungen, ist schon oben beim Fliegenden Holländer erwähnt.

Wir wissen heute, was das St. Elmsfeuer in Wirklichkeit ist: eine elektrische Lichterscheinung bei starker Luftelektrizität, die sich allerdings nur während eines Sturmes oder vor demselben zeigt und naturgemäß von den Spitzen, und zwar von eisenbeschlagenen, mit Vorliebe ausstrahlt. Wenn sie einer mit dem Finger berührt, wird's ihm nichts schaden. Ich selbst habe übrigens nie welche gesehen.

Schauerlicher sind die Leichenlichter, die am Strande und auf dem Kirchhofswege und über dem Wasser brennen genau in der Zahl, in welcher Leichen Ertrunkener an den Strand gespült werden;

still und ruhig brennen sie in der weiten nächtlichen Einsamkeit; lautlose, scheinende, langsam hinziehende Todverkünder. — Heiterer wieder ist die französische Sage darüber, wie das Meerleuchten entstanden ist. St. Elmo spielt auch seine Rolle darin.

Der Teufel hatte nämlich einmal einen Dreimaster gebaut aus Holz von seinem eigenen Grund und Boden. Das Schiff roch greulich nach Schwefel und verbreitete Gestank auf hunderte von Meilen. Als Passagiere hatte der Satan Seelen von Verdammten hineingesetzt, und die quälte er nun nach Herzenslust. Das wurde dem St. Elmo eines Tages zu viel, wenn der böse Feind jedesmal eine laute Lache aufschlug, so oft er wieder eine Seele in den Kessel tauchte; da fuhr er herab und versetzte dem Höllenschiff einen Stoß, daß es im Nu anfing zu sinken. Die Sache ging so rasch, daß nur der Teufel selbst sich durch Schwimmen retten konnte. Der Heilige machte sich aus dem Mast einen Zahnstocher und aus dem Großsegel ein Tüchelchen. Aber wenn die Nacht dunkel und warm ist, dann brennt das Schiff wieder in schwefligen Flammen unten am Grunde und durchleuchtet die See.

Auch in Pommern muß der Teufel herhalten zur Erklärung des schönsten Schauspiels der See; aber in recht barocker Weise: Er segelt hier in einem brennenden, höllischen Teerfaß unter Wasser hin, wenn feurige Blitze von unten heraufzucken, als wäre großes Fest in Poseidons schimmerndem Palast, und als fiele, so oft die Pforten der strahlenden Halle sich öffneten, goldiger, blendender Lichtglanz in breitem, feurigem Strahl heraus in die See, die bis zum Spiegel durchfunkelte und vom Wiederschein durchleuchtete.

Ganz ins Gebiet des Heiteren aber gehören die Sagen von noch viel gewaltigeren, ebenso glaubhaften Schiffsbauten.

Elftes Kapitel.

Riesenschiffe und Wolkenschiffe.

Falls etwa jemand meint, er habe nun ausgelernt, wenn er all' die Schiffe kennt, die für gewöhnlich auf dem Meere schwimmen, als Schoner, Briggs, Barks, Vollschiffe, Kanonenboote, Korvetten, Linienschiffe, Fregatten, und wie sie alle heißen mögen, so irrt er sich. Denn es giebt noch viel mehr und andere. Als nämlich die Riesen und die Zwerge von den Priestern aus dem Lande getrieben waren, da blieb ihnen keine andere Wahl und Zuflucht als das Meer.

Zu diesem Geschlecht gehört auch der Riese Gargantua, der mit Felsen warf, als wären es Streukügelchen, und der es sich ruhig gefallen ließ, wenn man eine Klippe, die bis in die Wolken ragte, als seinen Daumen bezeichnete. Er trank die See aus, ging mit einem Schritt über den Kanal und verschluckte zum Zeitvertreib oder aus Irrtum Schiffe und ganze Flotten. Zeitweise wurden ihm wohl auch Schiffe durch den Schlund in den Magen geweht, und es kam vor, daß kämpfende Flotten da unten weiter fochten. Aber eine englische Flotte, die er einst übergeschluckt hatte, konnte er nicht vertragen. Ihm wurde schlecht davon. Um sich einige Bewegung zu machen und sich so vielleicht zu kurieren, lief er nach Indien; doch da konnte er nicht länger und gab sie wieder von sich.

Große Leute, die an der See wohnen, pflegen sich eine Privatjacht zu halten. So that er auch; aber sie wurde natürlich ziemlich groß. Ein ganzer Wald gehörte dazu, um das nötige Holz zu liefern. Dreißig Jahre lang wurde das Eisen gegraben, das für die Kniee, Bolzen und Beschläge gebraucht ward. Die Ankertrossen waren so dick, wie die Kuppel der Peterskirche in Rom, und die Signalleinen wie unsre stärksten Trossen. Ihre Kreuzmars war größer als Europa, und fünfundzwanzigtausend Mann konnten auf der Großsaling arbeiten. Die Untermasten waren so hoch, daß ein Schiffsjunge ein weißbärtiger Mann

ward, ehe er bis in die Püttings gekommen war. Deswegen war in jedem Block eine Kantine eingerichtet zur Erfrischung der Aufenternden. Ihre Kajüte war ein Paradies, mit den herrlichsten Baumanlagen und Rasenplätzen, mit allerlei Getier zur Lust und Kurzweil darin. Zum Wenden gebrauchte sie volle sieben Jahr, und wenn sie schlingerte und Wasser schöpfte, schwammen Walfische vergnügt im Wassergang. — Die Tabakspfeife des jüngsten Schiffsjungen war so lang wie sonst eine Fregatte, und ein Priemchen Kautabak eines Matrosen würde für ein Kriegsschiff neunzehn Monat lang für die ganze Besatzung ausreichen.

Das ist lachender Seemannshumor.

Auch die Engländer haben ihre „Merry Dun of Dover". Auch auf ihr kommen die aufenternden Jungens als Greise wieder herunter, und der Kapitän muß seine Befehle durch berittene Adjutanten überbringen lassen. Durch die Straße von Dover konnte sie nicht durch, und erst als sie mit Seife geschmiert wurde, da ging es zur Not. Davon kommen noch heute die wagerechten Streifen an den Kreidefelsen von Dover. Die Ostsee war nicht tief genug für sie. Um das Schiff zu erleichtern, warfen sie Ballasteisen über Bord: da entstand Bornholm, und das kleine Christiansö von der Asche, die aus der Kombüse kam.

Bei den Schweden heißt sie „Refanu." Als sie in der Nordsee wenden wollte, da fuhr sie mit dem Klüverbaum über England weg und nahm ein Regiment Soldaten mit, und mit dem Heck kam sie unklar an der norwegischen Küste. Eine holländische Brigg segelte bei schlechtem Wetter einmal durch ihre Ankerklüse und fiel in ihren Suppenkessel, wo sie drei Tage lang umherfuhr, bis sie beim Schäumen der Suppe wieder frei kam und in die Nordsee zurückgeworfen ward. Hier sind's Öland und Gotland, die durch über Bord geworfene Kehricht- und Aschenmengen gebildet wurden, denn sie ist so lang, daß man drei Wochen braucht, um von achtern nach vorn zu gehen; also verbraucht sie auch ihr Teil an Proviant und Feuerung.

Ganz Ähnliches erzählt Werner (Buch von der deutschen Flotte, p. 344) von dem „Benevender", der vor 500 Jahren in Rußland gebaut wurde. Nur sein Untergang kommt hier noch dazu. Vor dem Kanal legte sich ihm nämlich ein Riesenkraken in den Weg; bei dem Versuch, ihn zu rammen, bekam der Benevender ein Leck und sank. Die Spitzen seiner Masten sind die „Teufelsfelsen", auf denen noch jährlich Schiffe genug zu Grunde gehen.

Aber nicht Riesen nur, auch Zwerge fahren auf der See; und

man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß der Verfasser von Gullivers Abenteuern bei den Liliputanern und ihren ungeschlachten Nachbarn hier in den uralten Volkssagen ursprünglich die Anregung für sein Meisterwerk gefunden. — St. Brandanus, der auch eine Messe auf einem Kraken las, begegnete einem Zwerge auf See, der nicht länger war als ein Daumen, und der in einer Tasse schwamm. El Masudi erzählt, daß im chinesischen Meer, wenn Sturm in Sicht ist, kleine etwa vier Spannen lange Männchen aus dem Wasser sich erheben, die von Ansehen „kleinen Abessiniern" gleich, massenhaft auf die Schiffe kommen, aber niemand ein Leides thun.

Geradezu zart ist die holländische Sage, daß in den Wasserblasen, die auf der See treiben, kleine Elfen eingeschlossen sind, oder daß sie Eierschalen, die man ins Wasser wirft, als Fahrzeug benutzen. Da haben wir allerdings das unmittelbare Widerspiel der Merry Dun of Dover, deren fröhlicher Name schon angiebt, wie die biedern Teerjacken sich über dies „Garn" gefreut, wenn sie es bei guter, stiller Fahrt vorn auf der Back spannen, und einer immer den andern überbot. Wie beispielsweise jener Zug mit der Pfeife und dem Priemtabak. Man hört förmlich, wie einer unter der Erzählung seinen Stummel ausklopft, und dabei diese Bereicherung der Sage — an die nie jemand geglaubt — einflicht.

Ad vocem: „Teerjacken". Mit „geteerter Jacke" hat es von Natur gar nichts zu thun. Es ist eine Umstellung des englischen: „Jack Tar", soviel also wie: Jakob Teer, als Spitzname für den allerdings nach Teer duftenden Matrosen; wie weniger ehrenvoll Jan Hagel für „Pöbel" gebraucht wird. —

Aber mit den Riesen- und Zwergenschiffen haben wir die Klasse der merkwürdigen Fahrzeuge noch keineswegs erschöpft. Streifen wir den Coureur Hollandais, der in zwölf Tagen um die Erde fährt, — wohl eine Anlehnung an den Fliegenden, wenn auch nicht mit ihm gleichbedeutend — so treffen wir auf eine ganze Flotte von Schiffen, die, wenn sie auch nicht gerade solche Eile haben, doch merkwürdig genug sind in der Art ihrer Fortbewegung. An sich ist das ja gar nichts so Wunderbares, daß ein Schiff sich von selbst bewegt; von alters her ist der Drache des Wikings und die Argo der Griechen ein Lebendiges, das eignen Willen und eine eigne Art Schiffsseele hat; und noch heute nennt der Engländer das Schiff nicht etwa „it", sondern „she"; und ein Kriegsschiff ist nicht nur ein großer Kahn, der

stumpfsinnig die Last der Kanonen trägt; nein, es ist der selbstbewußte, stolze, in seiner Kraft gehorsame „Man-of-war", der „Kriegsmann".*) Zumeist sind es Heilige, die von unsichtbaren Geistern übers Meer gefahren werden: so kamen Maria und Markus auf selbst sich treibendem und steuerndem Schiff einst in den Hafen von Marseille, und eine Legende aus Boulogne von 663 sagt (Plancy, Légendes pieuses du Moyen Age), daß, während die Leute im Gebet begriffen waren, ein Schiff ohne Führer und Lotsen in den Hafen steuerte, welches die heil. Jungfrau an Bord hatte, die den Leuten eine Stelle anzeigte, wo sie ihr eine Kapelle hinbauen sollten.

Aber sie machen's im Grunde nur den Göttern der Edda nach. Die Zwerge, die kunstreichen, haben für Freyr ein Schiff gebaut, Skidbladnir, das in der That das Ideal eines Seeschiffes ist. Alle Götter können in voller Waffenrüstung drin sitzen und haben Platz genug; und doch kann es so zusammengefaltet werden, daß man's in der Tasche forttragen mag. Sobald es aber seine Segel entfaltet hat, dann schafft es sich selbst den günstigen Wind und geht von selbst, wohin es bestimmt ist. Sogar das Problem der submarinen Seefahrt löst die isländische Sage schon; denn sie kennt Wunderschiffe, die nach Befehl tauchen und wieder an die Oberfläche steigen. Auch — nebenher erwähnt — eiserne Schiffe kommen schon in alter Sage vor; so ein finnisches aus Erz, mit eisernem Kiel. „Alles schon dagewesen" sagt Ben Akiba. —

Auch der Drache des Königs Dan gehorchte seinem Herrn auf sein Geheiß: „Los!" oder: „Zieh heim!" Frithjofs göttliches Drachenschiff Ellide hört auf die Stimme des Herrn im Sturm und Kampf mit den unholden Zaubergestalten, die auf dem Wal reiten: sie lebt. Sie sieht nicht nur aus wie ein goldköpfiger Drache mit silbernem Schweif und blau und goldenem Rumpf — sie ist nicht gebaut, sondern zusammengewachsen; vor schwarzen, rotgesäumten Segeln fliegt sie über und durch die See; die Segel sind die Schwingen des Drachen. Sie selbst ist ungeduldig der Fahrt und zerrt an den Ankertrossen, wie das Roß am Zügel, und freut sich des Fluges über die rauschende See; aber sie wird auch müde, und matt zieht sie ihre feuchten Pfade nach dem Kampf mit den Sturmgeistern Ham und Heyd. — Nur in einem steht sie jener Argo der Hellenen nach: sie redet nicht! Diese

*) Die größeren deutschen Kriegsschiffe sind fast alle weiblich: Die „Bismarck", Die „Gneisenau" u. s. f. Dagegen heißt es: Der „Kronprinz", Der „Kaiser"

aber thut es von Natur, denn die Baumeister haben ihr eine Planke eingezogen von der heiligen redenden Eiche zu Dodona. Aber auch nordische Drachen machten es ihr nach; und wunderschön ist die Zwiesprach, die in stiller Nacht in den „isländischen Sagas" von Arnesen die beiden Wikingerschiffe miteinander halten. Da liegen sie nebeneinander, die guten, sturmgeprüften, blutigen, kampfgewohnten Drachen, und traurig hebt der eine an die Klage, daß sie nun sich trennen sollen. „Jetzt noch ist es wonnesames Wetter, aber morgen wird wilder Wind starken Sturm wehen, und wir werden uns trennen." — „Nimmermehr", antwortet der andere; „dreißig Jahre lang sind wir zusammengefahren, und wir bleiben beisammen!" — „Nein", klagt der erste wieder, „ich weiß es, nur dein Herr wird hinausgehen in den stiebenden Sturm; kein andrer wird so wildes wagen; und nimmer schauen wir einander wieder." — „So will ich nicht hinaus!" lautet die Antwort, „mag werden, was will; zusammen sind wir alt geworden, zusammen wollen wir enden." — Und er hält Wort an seinem Teil; als der Wiking ankerauf geht am andern Morgen, da rührt sich sein Drache nicht, die Besatzung empört sich; eine andre kommt an Bord; der Drache steht. Da beschwört der Wiking ihn im Namen Christi: Das Schiff hält dem Genossen Wort und Treue; — aber da flucht ihm der Wiking im Namen des Teufels: da hat's ein Ende; hinaus fliegt der Drache in den rasenden Sturm — und verloren waren sie, Schiff und Wiking und Mannen, und nimmer kam er freudig zurück zu dem einsamen, alten Genossen.

Wie die Nordleute sich ihr Schiff als ein Lebendes, Empfindendes dachten, davon giebt die Grettirsaga ein schönes Beispiel:

„Thorild hatte ein großes Schiff gebaut und bat den Bischof Sigurd, es zu weihen; und er that es. Danach fuhr Thorild hinüber nach Island und ließ das Schiff aufbrechen, als er müde war vom Seefahren; aber die Schnäbel der Gallionsfigur des Schiffs ließ er außerhalb seines Hofthors aufstellen; und sie standen nachher noch lange da; und sie waren so wetterkundig, daß der eine vor einem Südwind, der andre vor einem Nordwind pfeifende Töne von sich gab."

Und bis in unsre Tage sogar reicht solcher Glaube. Im „Spectator" von 1852 (Bassett, p. 368) heißt es: Schiffe, die nicht länger die See halten können und dicht davor sind, leck zu werden, geben nach dem Glauben der Seeleute Töne von sich, wie Stöhnen und Wehklagen. Der Schiffer weiß nicht, woher der Ton kommt, noch wie er entsteht

— aber er weiß, was er bedeutet, und sein Herz verzagt. Und Cooper läßt im „roten Freibeuter“, Kap. 24, einen sagen: „Ein Schiff, das im Begriff ist zu sinken, klagt gerade wie ein menschliches Wesen.“

Kindlich naiv äußert sich oft dieser fast instinktive Glaube an das Verständnis des geliebten Schiffes. So soll ein alter englischer Kapitän des festen Glaubens gewesen sein, sein Schiff werde hinter einem Franzosen schneller hersegeln, als hinter irgend einem andern, gerade, um sich von dem nicht lumpen zu lassen. Er sprach mit seinem Schiff, es zu größerer Eile ermahnend; ja versprach gelegentlich ihm zur Ermunterung auch wohl ein neues Farbekleid; und Bassett berichtet von einem ehrwürdigen Kommodore der amerikanischen Marine, welcher 1881 noch lebte, und der seiner Zeit die Gewohnheit hatte, mit dem Kreuzmast Zwiesprach zu halten und ihn um seine Meinung beim Segelsetzen oder Segelbergen zu fragen, und nach ähnlichem; und nicht ganz ungewöhnlich mag die Äußerung jenes Kapitäns gewesen sein über seine teure, ihm angetraute Bark: „Sie kann alles — nur nicht sprechen!“ — Das können die Dampfschiffe doch wenigstens auch nicht; und darin mag ein Trost liegen für manchen alten Seebären.

Aber die Sache ist nicht abgethan mit den Wunderschiffen, die auf der See fahren, viel wunderbarer noch sind die, welche über der See, ja über den Wolken fahren. Dadroben da giebt's noch eine zweite See, und an den Ufern jener See ein Land, mit Namen Magonia. Grimm erzählt nach Gervasius von Tilbury eine Geschichte von 1211, in der die aus der Kirche kommenden Leute an einem wolkendunklen Tage einen Anker aus den Wolken an einer richtigen Troß herunterhängen sahen auf den Kirchhof, und wie er sich da hinter einem Grabstein festgebissen hatte. Von dem Luftschiff her hörte man Stimmen; und endlich ließ sich sogar ein Mann an dem Ankertau nieder. Aber unsre Luft war ihm zu dick, und er ging ein. Eine Stunde nachher kappten zwei Mann oben die Troß, und das Schiff ging mit Verlust seines Ankers weiter. Die eisernen Zierrate an der dortigen Kirchenthür sollen noch von diesem wunderbaren Anker herrühren.

Jenes überwolkige Land, Magonia, hatte also auch seine Reederei, und hin und wieder fand einiger Verkehr zwischen ihm und der Menschenerde statt. So erzählt derselbe Gervasius, daß ein Seemann aus Bristol in jenes Wolkenland, das echte Utopien, reiste. Durch einen Zufall ließ er aber sein Messer einmal von oben fallen aus dem Wolkenschiff, auf dem er Heuer hatte. Und zwar fiel es so, daß es

durch eine Dachluke in seinem eigenen Hause fiel und sich tief in seinen eignen Tisch in Bristol spießte.

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte!" darin dürfte wohl die Lösung dieses Glaubens zu finden sein; und wenn die Art der Provi-antierung der Leute von Magonia auch nicht hübsch ist, indem sie sich von den Sturmgeistern das Korn zutragen lassen, das Hagel und Windsbraut aus- und abgeschlagen haben, so zeigt sie doch andrerseits, wie darin das Emporreißen des geschnittenen losen Korns auf dem Halm durch Windhosen und Wirbelwinde abgebildet ist.

Nicht zu vergessen endlich ist der Arche Noahs, die, lange nach-dem sie zerfallen auf dem Berge Ararat, im Singen und Sagen der Völker fortlebt. Ihre Maße waren bekanntlich an Länge rund 160 Meter, an Breite 26½ Meter, an Höhe 15½ Meter. Unsere größte Panzerfregatte „König Wilhelm" hat nach Werner, p. 160 eine Länge von 112 Meter, größte Breite 17½ Meter, Höhe bis zum Oberdeck etwa 14 Meter; erreicht also die Ausmaße jenes ersten, mäch-tigsten Seeschiffes nirgends. Daß ein Schiff von solchem Bau möglich, dafür ist der Beweis mehrfach, besonders in Holland geliefert worden, wo die Probe auf das Exempel gemacht wurde.

Im Anfang des 17. Jahrhunderts baute Peter Janson zwei Schiffe nach dem Muster und Verhältnis der Arche. Sie waren während ihres Baues Gegenstände des Spotts und der Geringschätzung; schließlich aber zeigte sich, daß sie um ein Drittel mehr Tragfähigkeit besaßen, als andere Schiffe dieser Größe und doch keiner größeren Bemannung bedurften, und daß sie's an Sicherheit und Schnelligkeit der Bewegung mit jedem andern Schiff aufnahmen. — Nur ließen sich keine Geschütze auf ihnen anbringen. (Delitzsch.)

Manche Sage lebt von der Arche im Munde des Volks. In den Gebirgsthälern Georgiens sollten Trümmer von ihr aufbewahrt sein, und Pech von ihr sollte als Schutz- und Heilmittel benutzt werden. — Oder über dem Platze, auf dem sie im Gebirge Ararat gestrandet, sollte ein Tempel, aus den Planken der Arche erbaut, bis in die Tage der Abbassiden (ca. 1000) gestanden haben. Auch Epiphanias (um 400) und Josephus (ca. 70) erzählen ähnliches. Der Kaiser Heraklius soll die Überbleibsel der Arche auf dem Berge El Djudi besucht haben (Bassett, p. 483) um 630. Der Kalif Omar endlich soll um 640 ihren Trümmern eine letzte Ruhestätte auf einer Insel im Tigris ge-geben haben. — Vielfach wurde von den Kirchenvätern versichert, Holz

von der Arche sei im Lande der Kurden jetzt noch zu finden, und Pilger brachten Splitter von ihr in ihre abendländische Heimat mit; ja ein Stück davon soll in die Laterankirche zu Rom vermauert sein.

Aber es ist gar nicht gesagt, daß der Kalif sie wirklich abgebrochen und beseitigt hat. Marco Polo weiß von einer Sage, daß sie zu seiner Zeit, 1280, noch auf dem Berge Ararat stand, und 1670 machte ein frommer Bergsteiger John Stroan die Mitteilung, er habe sie hoch über sich in der Ferne geschaut auf dem heiligen Berge.

Nach einer Sage fuhr sie in sechs Monaten um die Welt; und eine rabbinische Erzählung läßt sie durch einen wunderbar leuchtenden Stein erleuchtet sein auf ihrer Fahrt. — Der Asbest mag Anlaß zu dieser Erklärung gegeben haben, wie Noah es angefangen, für das nötige Licht in dem ungeheuren Schiff zu sorgen. Dieser Stein läßt ja die gewissermaßen eingesogene Feuersglut zur Nachtzeit schwach leuchtend wieder ausstrahlen. — Im übrigen gehören die „Flutsagen“ der verschiedenen Völker in ihrer oft überraschenden Übereinstimmung nicht hierher. Sie als „Seesagen“ behandeln zu wollen, wäre etwas kühn.

Aber in die Reihe der merkwürdigen, sagenhaften Schiffe darf wohl noch jenes ungeheure Eisfahrzeug gerechnet werden, von dem vor wenig Jahren die Kunde ging. Ein Kauffahrteifahrer wollte in hohen nördlichen Breiten des Atlantik einen mächtigen Eisberg haben hertreiben sehen, auf dessen Höhe zwei Kriegsschiffe älteren Baus, öde und verlassen, deutlich seien zu erkennen gewesen: vieler Wahrscheinlichkeit nach die Schiffe Franklins Erebus und Terror, die samt ihrem Gefängnis sich endlich auf die Reise gemacht, um samt ihm irgendwo zu zerschellen. Wie schade, daß keine Untersuchung des seltsamen Wanderblocks möglich gewesen. — Die Möglichkeit solcher Wanderung wurde von maßgebender Seite nicht bestritten.

Nicht weniger zu den Wunderschiffen dürfte der Eisberg zu zählen sein, den jener Kapitän, der sein Schiff verloren hatte, zur rechten Zeit erwischte, und, auf dem er, nachdem er ihn mit dem aufgetakelt hatte, was eben zur Hand war, fröhlichen Muts dem erstrebten Ziel zusteuerte, nur immer in heftiger Angst, sein Fahrzeug möchte vor der Zeit schmelzen. Es war derselbe, der sich aus einem andern Schiffbruch rettete, indem er auf dem zum Glück an Bord befindlich gewesenen Maulesel an Land schwamm. Das brave Tier schlug unterwegs mit den Hinterfüßen die verfolgenden Haie tot und duldete es, daß der hungrige Reiter auf der längeren Reise sich von den langen, schönen Ohren seines Reittiers nährte.

Zwölftes Kapitel.

Geistererscheinungen auf See.

Wohl zu unterscheiden von den gespenstischen Schiffen sind die Gespenster selbst, die dem Seemann draußen erscheinen, die Schiffe entern und blasses Entsetzen verbreiten. Im allgemeinen ist's dem richtigen Seemann egal, was aus ihm wird; er ist, wie kein andrer, mit Not und Tod vertraut; aber er hört nicht gern davon reden und liebt keine greif- und sichtbaren Erinnerungen an das, was ihm der Sache nach immer nah genug ist, wovon ihn sein lebelang nur eine Planke trennt. Es geht ihm wie dem Landsoldaten, der im Lärm der Schlacht ruhig seine Pfeife raucht, den es aber mit kaltem Entsetzen packt, wenn er in der Nacht Patrouille gehen soll über das leichenbesäete Feld, und er sehen muß, wie das Mondlicht auf die kalten, verzerrten Gesichter der Toten fällt. So klingt auch kein Heulen des Sturms mit Land in Lee dem Seemann so schrecklich wie die vermeintliche Geisterstimme, die weit über die See her zu ihm aus der Heimat herüberschallend, seine kargbemessene Nachtruhe stört, und ihm aus der Seele gesprochen ist das prächtige Wort Scheffels:

> Jetzt weicht, jetzt flieht — jetzt weicht, jetzt flieht
> Mit Zittern und Zähnegefletsch!

wenn ein so unheimlich Ding wie das Gespenst des „Dick Enderle von Ketsch" mit einem Male in der Dunkelheit vor ihm auftaucht. Um mit der Originalglosse des verewigten Meisters zu reden, trug sich die Sache so zu, nach der „Beschreibung der Pfalz" von Merian bei Erwähnung des Dorfes Ketsch (1645):

„Pfalzgraf Ott Heinrich, nachmals Kurfürst, fuhr vmb das Jahr 1530 ins Gelobte Land, nach Jerusalem. In seiner Zurückreise kam er vber die offenbare See herauß, da ihm dann ein Schiff, nach Nordwegen zu, begegnete, darinn diß Geschrei gehört wurde: „Weichet weichet, der Dick Enderlein von Ketsch kompt!" Der Pfalzgraf und

sein Kammerherr Mückenhäuser kennten den gottlosen Schuldtheiß allhie zu Ketsch, und auch denn Ohrt wohl; daher als heimbkomme sie nach dem dicken Enderle, und umb die Zeit seines Todtes gefragt, und vermerkt haben, daß es mit der Zeit übereingestimmt, da sie das Geschrei auf dem Meer gehört hatten; wie weiland ein Professor zu Heidelberg in seinen Schriften aufgezeichneten hinterlassen hat." Seien wir dem gelehrten Herrn von Herzen dankbar dafür, daß er uns durch seine „Schriften aufgezeichneten" zu den beiden prächtigen Versen verholfen hat:

Schon tanzte die alte Galeere
Vor Cyprus in funkelnder Nacht;
Da hob sich ein Sturm auf dem Meere,
Und rollender Donner erkracht.

Umzuckt von gespenstischem Glaste
Ein schwarzes Schiff saust vorbei,
Hemdärmlig ein Geist steht am Maste,
Und furchtbar gellt sein Geschrei:
„Jetzt weicht, jetzt flieht! — —"

Wer will's da dem Kanzler, dem Mückenhäuser, verdenken, daß es ihm wind und weh wird? die Seeleute sicher nicht! Sie haben's alle mitgefühlt und fühlen's noch heute mit, die großartigen Worte des Pfalzgrafen:

Wer bei den Türken und Heiden
Sein Geld, wie ich, verschlampamt,
Der verzieh' sich geräuschlos bei Zeiten,
Es klingt doch höllenverdammt:

„Jetzt weicht, jetzt flieht, jetzt weicht, jetzt flieht!
Mit Zittern und Zähnegefletsch;
Jetzt weicht, jetzt flieht — im Sturm herzieht
Der Enderle von Ketsch!"

Nicht weniger grausig klingt die amerikanische Sage, nach der die Matrosen noch 1842 glaubten, daß wenn ein Mann an der Fockraa gehängt war — die gebräuchliche Art der Todesstrafe an Bord — dann in der Nacht Stimmen zu hören seien von jeder Raanock: ein schauerliches Konzert, aus dem die Stimme des Toten vernehmbar hervorschalle. Milder und herzlicher, doch schaurig genug klingt es, wenn jener englische Seekadett, der auf dem Tafelberge über Kapstadt mit seinen fröhlichen Genossen übernachtet, selbst der fröhlichste von allen, in der Nacht schreiend auffährt und vor sich hindeutend an allen Gliedern zitternd ruft: „Da schwebt sie hin!" — die Nebelgestalt seiner Braut, der heimlich und heißgeliebten, die zur selbigen Stunde, in der sie hin-

geschieden, im Geist sich über ihn geneigt, Abschied zu nehmen über das weite, weite Meer hin. Aber Geister rechnen nicht nach Meilen, sie, die aus der Form der Endlichkeit gelösten. — Manchen Anklang hieran hat die Erzählung eines hohen Offiziers unserer Marine — ich habe es aus seinem eigenen Munde — wie er in derselben Nacht und derselben Stunde, in der sein Vater verstorben, klar und deutlich seinen Namen habe rufen hören, daß er aus tiefstem Schlaf aufgefahren sei, manche Meile fern vom Vaterhause, draußen auf dem blauen Wasser.

Amerikanisch ist die Gespenstergeschichte von dem unheimlichen Besuch auf dem „Hascott", einem Kauffahrteischiff, das den bösen Unfall hatte, während eines Sturms von seinen Ankern losgerissen zu werden und ein anderes Schiff so zu rammen, daß dieses sank und alle darauf ertranken. Aber jahrelang nachher kamen um Mitternacht die Untergegangenen an Bord und machten an Deck die Runde; so daß es nicht möglich war, Leute für den „Hascott" zu heuern, oder ihn zu verkaufen, den geschenkt keiner genommen hätte. (Bassett, p. 294.)

In einer schottischen Sage erscheint, ähnlich wie jenem Seekadetten, der Geist seiner ermordeten Braut einem Seemann, übers Wasser herschwebend in der Gestalt eines hellen Lichtes, und je näher sie kommt, je deutlicher in menschlicher Gestalt erkennbar. Zuletzt ruft sie ihm, und er fliegt ihr in die Arme — und beide verschwinden im feurigen Schein: die tote Braut forderte den Verlobten von den Lebenden. Und eine andere gar, die auf dem Schafott gestorben, erschien ihrem Bräutigam auf weitem Meer. Er hatte ihr geschworen, lebend oder tot ihr treu zu sein, und nun muß er sein Wort einlösen. Im Sturm kommt sie über die See gefahren, eine Riesengestalt zur Seite; und so lange wurde das Schiff vom Sturm getrieben, bis sie ihn faßt und ihn zu sich zieht, den in Treuen ihr Angetrauten. Da ward es still! Liebe ist stärker als der Tod!

Aber auch eine an Bord selbst begangene Unthat ritzt das Reich der Geister auf, daß sie hervorbrechen und ihr unheimlich Wesen treiben. Grant erzählt in den Mysteries p. 584 von dem Schiffe „Pontiac", daß die Besatzung — vor noch gar nicht langer Zeit — behauptete, sie sähen das Gespenst eines Mannes, der von einem Griechen, den sie an Bord hatten, erdolcht worden sei und der Rache heischend umgehe. Als ein Mann über die Sache lachte, fand man ihn später ebenfalls auf geheimnisvolle Art erdolcht. Darauf wollten die Leute nicht länger auf

dem schrecklichen Schiff und in der Gesellschaft des Unheimlichen bleiben, der später beider Mordthaten überführt ward.

Oft zeigt einem eine Geistererscheinung den eigenen Tod an. Einem Seeoffizier erschien, ähnlich wie oben erzählt, der Geist seiner Schwester an Bord. Er wurde in unerklärlicher Weise gefühllos, wie erstorben, als ihr kalter Geisterfinger ihn berührte. Sie starb zur selben Stunde. — Aber auf seiner nächsten Fahrt sah er sie wieder, und diesmal verschwand sie zur Seite des Schiffes in einem Sturm. Kurz darauf fiel er über Bord. In ähnlicher Weise sah der Erzbischof Bruno von Würzburg eine gespenstische Erscheinung, als er mit Kaiser Heinrich III. über See fuhr. Sie offenbarte sich ihm als sein böser Geist, und er starb auch bald nachher.

Auch wohlthätig warnend treten die Geister auf. — So erzählt Bassett p. 286 nach einem alten Bericht aus dem Jahre 1664, wie ein Kapitän auf der Fahrt von England nach Amerika nach gegißtem Besteck und Lotungen meinte, mehrere hundert Meilen vom Lande ab zu sein. Aber während der Nacht hatte er eine Erscheinung, die ihn aufforderte, aufzustehen und nach dem Rechten zu sehen. Er that es, und fand alles in Ordnung. Zum zweiten Mal indessen erschien ihm das Gesicht und befahl ihm, zu loten. Er that es — und fand nur sieben Faden Wasser. Erschrocken ließ er wenden, und das Tageslicht zeigte ihm, daß er dicht unter Land, und nicht mehrere hundert Meilen davon ab war.

Hier schwindet das Wunderbare der nicht näher bezeichneten „Erscheinung“ aber doch sehr zusammen auf die natürliche Aufregung des Seemanns, der seines Bestecks in solchem Grade ungewiß ist, und dem sie in seinen unruhigen Schlafe allerlei Bilder flicht von mahnenden Gestalten, seiner Pflicht eingedenk zu sein, statt sich der Ruhe hinzugeben.

Persönlicher tritt die Geistererscheinung auf in einer andern Erzählung, in der der frühere, verstorbene Kapitän eines Schiffes sich der Mannschaft zu wiederholten Malen zeigt: einmal, um in einer Stunde der Gefahr eine Änderung des Kurses anzuraten; und das andere Mal sehen sie ihn in seiner altgewohnten Stellung und auf seinem altgewohnten Platz auf dem Achterdeck sitzen bei gutem Wetter und stiller Luft.

Aber hilfreich und wohl auch dankbar zugleich erscheinen die Geister in der trotzdem schaurigen Erzählung von Island, wo die Schatten

einem Manne, der den Lebenden einst wohlgethan, helfen, sein Boot ins Wasser zu schieben; und gut ist die Warnung, die sie im Golf von St. Lorenz noch heute geben, da wo ein versunkenes Schiff, die „Packet Light“, auf dem Grunde liegt bei der Prinz Edwards-Insel. Wenn ein Sturm von dorther droht, steigt eine feurige Kugel auf aus der See, erhebt sich und breitet sich aus, zu einem brennenden Schiff sich gestaltend — bis die Erscheinung versinkt und verschwindet.

Wohl auch unter die Geisterwarnungen dürfte das eigentümliche Vorkommnis zu zählen sein, das Jones in den Credulities p. 12 von einer norwegischen Bark „Ellen“ aus dem Jahre 1857 berichtet, deren Kapitän meldete, wie er am 12. September nachmittags um 6 Uhr auf dem Achterdeck stand und plötzlich einen ihm gänzlich unbekannten Vogel auf sich zufliegen sah, der mit äußerster Zudringlichkeit ihn ins Gesicht zu stoßen versuchte, bis es ihm glückte, das entschieden feindselige Tier zu fangen. Auch jetzt noch biß er nach jedermann, so daß ihm schließlich der Kopf abgedreht werden mußte und er über Bord geworfen wurde. Als der Vogel an Bord kam, lag das Schiff Nord-Nord-West an. Der Kapitän sah, nach seiner eigenen Aussage, das immerhin merkwürdige Erlebnis „als ein Omen an“ und als eine geheimnisvolle Weisung, den Kurs zu ändern, und hielt nach Westen ab; vermutlich, weil der Vogel von dort her gekommen war. Die Folge davon war, daß Johnson, so hieß er, kurz danach das Wrack des Dampfers „Central-Amerika“ entdeckte, und neunundvierzig dem sichern Tode schon geweihten Passagieren desselben das Leben retten konnte. Es wäre verwegen, ohne weiteres darüber absprechen zu wollen.

Als stille, furchtbare Rächer irgend einer schweren Unthat schweben die Geister auch wohl über dem Schiff und der Mannschaft.

Nach Schmidt, Schiffermärchen rc., erscheint der Geist eines schändlich verlassenen Mädchens auf See an Bord eines Schiffes, dessen Besatzung im Begriff ist, vor Durst unterzugehen. Sie erscheint in einer Wolke, durchschreitet das Schiff von vorn nach achtern, und vernichtet Schiff und Mannschaft, die entsetzt und verzweifelt zu Grunde geht. —

Auch den Kapitän verschonen sie nicht, ohne Ansehen der Person, wenn er der Sünder ist. So hatte einer auf einem Sklavenschiff im Zorn einen Mann erschlagen und seinen Leichnam im Kessel der Sklaven gekocht, um seiner Drohung zu entgehen, die er sterbend ausgesprochen,

daß er ihn als Gespenst verfolgen und quälen wolle bis ans Ende seiner Tage. Ob der besagte, nicht ganz zartbesaitete Kapitän nun etwa Seele und Geist auch für eine Sache hielt, die bei 80° Réaumur zerkochte oder gerann, darüber schweigen die Akten; kurz, er kochte ihn eben aus. Aber natürlich half ihm das nichts. Der verstorbene Bill stand trotzdem nächtlich am Ruder oder ritt auf den Raaen, bis es seinem Mörder zu viel wurde und er eines Tages, vom bösen Gewissen und der Erscheinung des mitleidlosen Gespenstes gehetzt, über Bord sprang. Als er untersank, warf er die Arme auf mit den Worten: „Bill, jetzt bin ich bei dir!“ So erzählt Walter Scott.

Manchmal aber klären die Erscheinungen sich auch auf recht natürlich-einfache Weise auf. So sahen eine Anzahl Leute auf einem Schiff allerdings keinen Geist, aber sie hörten ihn und rochen ihn gar zuletzt: es stellte sich aber später heraus, daß man eine tote Ratte, die in den Füllings faulte, fälschlich dafür gehalten hatte. Nicht weniger erbaulich klingt die Geschichte von dem lahmen Koch, der starb und über Bord gegeben wurde und ein paar Nächte später vor dem Schiff her tanzte als Geist auf dem Wasser — als man der Sache aber auf den Grund ging, hatte man einen Maststumpf für den Toten gehalten, weil er im Auf- und Niedertauchen die Gangart des Mannes recht gut nachgemacht hatte auf der bewegten See. Jedenfalls muß der im Leben einen ziemlichen Jambusschritt am Leibe gehabt haben.

Ein andermal empörte sich eine Schiffsbesatzung, weil irgend ein früher ermordeter Matrose auf dem Kahn nächtens umgehen sollte. Schließlich führte gutes Wachehalten zu dem Resultat, daß allerdings etwas umging, aber kein Geist, sondern einer von den Leuten selbst, der Nachtwandler war. — Es läßt sich das ganz gut denken; wenn jeder sofort in blinder Angst bis über die Ohren sich in die Koje vertiefte, oder sonst sich verkroch, sobald die Erscheinung sichtbar wurde, war an ein Nachspüren und Nachforschen nicht zu denken.

Im „Nautical Magazin“ von 1871 ist eine Erzählung wiedergegeben, die zum Haupthelden keinen geringern hat als den berühmten Lord Clive. Auf seiner letzten Reise meuterten eine Anzahl Laskaren und wurden ohne weiteres an der Raanock aufgehängt. Die Stimmung unter den Leuten war keine gute; man fürchtete die Geister der Hingerichteten. Kurz darauf meldete eines Nachts auch ein Unteroffizier, man höre Stöhnen aus einer leerstehenden Kammer. Die Leute verließen ebenfalls entsetzt ihr Logis und erzählten von Geistererscheinungen.

Dazu kam, daß verschiedene Unglücksfälle sich ereigneten, und die Sachlage wurde immer trüber. Ferner zeigte sich jetzt das Gespenst oftmals klar und deutlich in der Takelage. Und das war gut. Der „Master“ sah es eines Tages oder richtiger eines Nachts auf der Großraa, legte sich still auf die Lauer und faßte es schließlich ab in der sehr greifbaren Gestalt eines der übrig gebliebenen Laskaren, der sich durch solche kleinen Scherze für die seinen Landsleuten widerfahrene Behandlung rächen wollte, in guter Berechnung der abergläubischen Anlagen seiner andern Kameraden. Daß bei längerem Andauern solcher Zustände die Furcht, bald in Trotz umschlagend, eine Mannschaft gänzlich demoralisieren könne, ist gar keine Frage. Und das wollte er eben erreichen. Dann ist's bis zur Meuterei nur ein Schritt.

So erzählt Cheever in Sea and Sailor, daß, als auf einem Schiffe sich die Sage von einem umgehenden Geist verbreitete, es schwer war, die Leute auf Nachtwache zu bringen, und wie der stärkste Matrose mit ängstlichem Blick Raaen und Takelage musterte auf Erscheinen des Geistes. Nach Meinung der Leute dauerte es lange Zeit, ehe der Schatten das Schiff verließ.

Zu gar greulichen Unthaten konnte solcher Gespensterglaube verführen. So sollten viele der kleinen Bahamainseln wimmeln von den Geistern Ermordeter. Denn es ging die schaurige Sage, daß die blutige Brüderschaft der Buccaniers zu Zeiten wohl einen Spanier oder einen Sklaven erschlüge und sie dort begrübe: damit ihr umgehender Geist das Land hüten sollte vor Schatzgräbern!

Im Ruf als böses Geisterland stand auch in unserm Norden Hörnum-Kliff auf Sylt, das in seiner Düneneinsamkeit ein übel berufener Tummelplatz von Gespenstern Ermordeter oder Ertrunkener, von Mördern und Seeräubern sein sollte, die dort mitternächtigen Spuk mit Meerweibern und ähnlichem Seegesindel treiben sollten; eine schauerliche Strandwacht!

Dreizehntes Kapitel.

Unglückliche Schiffe und Sage.

Das schlimmste Gespenst aber, das an Bord einkehren kann, das ist das Unglück, das gewohnheitsmäßige Mißgeschick selbst, wenn es unsichtbar und ungreifbar, aber zu jeglicher Frist vernehmbar sein Dasein verkündet. Wehe dem Schiff, und wehe dem Kapitän, von dem es erst einmal heißt: sie haben Unglück! Kein noch so wohlbegründeter Ruf der Erfahrung und Tüchtigkeit tilgt wieder den Makel, der auf dem Manne liegt, der einmal „Unglück gehabt" hat. Wenn unsere großen Dampfergesellschaften mit einem gewissen Stolz die Namen ihrer Kapitäne, die hunderte von Malen den Ozean durchkreuzt haben, hinter dem Namen des Schiffs nennen, dann ist das eine bessere Reklame für sie, als alle Schnelligkeits-, Eleganz- und Verpflegungsempfehlungen. Die alten, glücklichen Veteranen des Atlantik sind bar Geld für die Reeder. Was ein Kapitän Schwensen im guten Sinne, das war aber beispielsweise der englische Kommodore Byron um 1750 im üblen Sinne. Dem war der Beiname: „Foul-Weather Jack" angewachsen, und wie der unzerstörbare Charakter katholischer Priesterweihe, so haftete der Titel ihm an, bis sein eigen Wrack an der Sargboje festgemacht wurde.

Ist ein Schiff in den Ruf gekommen, unglücklich zu fahren, dann wird es ihn auch nicht wieder los. Das geht soweit, daß das Mißgeschick nach dem Glauben des Seemannes sogar dem Namen folgt, wenn das Schiff selbst längst aufgehauen ist, und dieser dem Nachfolger gegeben ward; oder auch daß von dem Namen auf die Sache geschlossen wird, der er entliehen wurde. So meinte Lord Napier allen Ernstes, als 1799 ein Schiff mit Namen l'Italie auf dem Nil scheiterte und samt seiner Ladung von Gefangenen und Verwundeten in letzter Not, um sie vor den Feinden zu retten, vom Kapitän in die Luft gesprengt war — das bedeute Unglück für die Sache Italiens!

Dieser Aberglaube nimmt oft die merkwürdigsten und dabei bestimmtesten Gestalten an. So kann er sich an einen einzigen Buchstaben anklammern. In der amerikanischen Marine gilt nach Bassett der Anfangsbuchstabe „S" für unglücklich, weil die Suwanee, der Sacramento, Saranac, San Jacinto und noch andre verloren gingen. Er fügt aber hinzu, daß eine genaue Vergleichung der Schiffs- und Verlustlisten zu dem Ergebnis führt, daß nur der fünfte Teil der S-Schiffe untergegangen ist. Derselbe läßt sich versichern, daß ein Versicherungsagent in Boston noch heutigen Tages kein Schiff zur Versicherung annimmt, das mit einem „O" anfängt: die gingen alle unter, brennten auf oder machten Havarie an der Ladung!

Bei den Engländern stehen die Kriegsschiffe in zweifelhaftem Ruf, welche Namen von Mitgliedern der Königlichen Familie führen, nachdem der Royal George und die Royal Charlotte, beide auf derselben Werft gebaut, mit der ganzen Besatzung untergingen. Bei uns verfolgt die Klassiker auf See ein merkwürdiges Mißgeschick: der „Göthe" ging im La Plata unter, der „Schiller" scheiterte auf den Scilly-Inseln, der „Lessing" hatte Feuer an Bord; der „Herder" hatte das Scheusal, den Massenmörder Thomas an Bord, und längsseit erfolgte die gräßliche Katastrophe der Explosion in Bremerhaven; der „Wieland" brach den Schraubenschaft: die Herren scheinen für die Seefahrt nicht geeicht zu sein.

Der Ruf der unglücklichen Fahrt ist ein schweres Verhängnis. Er kann dahin führen, daß auf solchem Schiff sich brauchbare Leute überhaupt nicht mehr anmustern lassen, und daß dann, eben mit einer Besatzung verlorener Kerls, es vom Verhängnis um so leichter ereilt wird. Mit Fracht und Passagieren sieht's natürlich auch nur schlecht aus; und kommt solch Schiff gar zum Verkauf, dann mag es sonst sein, wie es will — geboten wird doch nichts Ordentliches dafür.

Ein recht schlagendes Beispiel für das Gesagte bietet die Chicago Times vom März 1885. Ort der Handlung ist der Erie-See. Ein auf ihm fahrendes Schiff hatte das Unglück, daß unterwegs zwei Leute von oben kamen und sich zu Tode fielen. Kaum war das Schiff in Buffalo angekommen, so ließen die übrigen Leute sich ihre Heuer auszahlen und — gingen von Bord: „unglückliches Schiff!" Arbeitsleute wurden zum Löschen angenommen. Aber kaum hatte die Geschichte sich auf den Werften und Kais umhergesprochen, da stellten auch diese die Arbeit ein: „unglückliches Schiff!" — Der Kapitän geht an Land und heuert bei einem Schlafbasen neue Leute. Die kommen dreiviertel betrunken

an Bord, und einer von ihnen sieht nach dem Großmast hinauf: „Was habt ihr denn da für einen Kopf auf dem Großtopp sitzen?“ Der eine der Gestorbenen war aus dem Großtopp gefallen. Der Steuermann, dem die Geschichte auch längst unheimlich, sieht nach oben und sagt unwillkürlich dabei: „das muß Bill sein!“ Und kaum ist das Wort dem Zaun seiner Zähne entflohen, da springt die ganze trunkene Gesellschaft mit einem Satz von Bord und an Land. — Nun kündigt auch der Steuermann. — Mit Mühe und Not bringt der Kapitän, ganz außer sich über so viel Mißgeschick, eine dritte Besatzung zusammen, nimmt Kohlenfracht und geht ankerauf nach Cleveland — um nie dort anzukommen. In der folgenden Nacht rammt ihn ein Dampfer und das Unglücksschiff geht unter mit Mann und Maus.

Von der Nutzlosigkeit des Versuchs, angeborenes Unglück durch Namenswechsel zu wenden, erzählt der London Telegraph, Februar 1885, eine ganz erbauliche Geschichte, die auch den Vorzug hat, der neuesten Zeit anzugehören. Der Dampfer „Daphne“ hatte — allerdings das denkbar schlechteste Vorzeichen von allen nur denkbaren — das Unglück, beim Stapellauf auf dem Flusse Clyde den Tod einer Anzahl Menschen zu verschulden, und „Blut auf dem Bug“ hinaus zu gehen; und natürlich sank diese Daphne sehr bald danach im Clyde. Sie wurde gehoben, gereinigt, gedichtet, umgetauft zur „Rose“ und — sank als solche im Hafen von Portrush; sie wurde wieder gehoben und — strandete, unter demselben Namen, nicht lange nach diesen Tagen. Sie wurde abgebracht, und verschwand für einige Zeit, um als „Janthe“ wieder aufzutauchen. Doch nicht etwa in freier See, sondern wieder einmal festsitzend, diesmal aber im Schlick. Da kann man allerdings von „Unglück“ sprechen! —

Aber was will all das sagen gegen die Bedeutung, welche die Tage haben, an denen ein Schiff in See geht? Sehen wir uns die genauer an.

Die „günstigen“ Tage kommen allerdings viel schlechter weg als die ungünstigen; denn es sind ihrer bedeutend weniger! Nach einer alten englischen Handschrift giebt's ihrer nur achtundzwanzig, die der Engel Gabriel dem heiligen Joseph geoffenbart und die gleich gut seien „zum Abführen, zum Aderlaß, zum Wundheilen, zum Säen, Pflanzen, Bauen und Reisen.“ Dagegen giebt es vierundfünfzig, die durchaus zu scheuen sind; dahin gehören Kains Geburtstag am ersten Montag im April; der Jahrestag der Zerstörung von Sodom und

Gomorrha: der zweite Montag im August, und der ein und dreißigste Dezember als der Tag, an dem sich Judas erhängt hat. (?) Auch Allerheiligen ist in katholischen Ländern übel angesehen als Glückstag für den Beginn von Seereisen. Wer an dem Tage hinausgeht zum Fischen, der soll doppelt sehen und nichts fangen im Netz, als Totenknochen und ein Sterbehemd. — In einem alten Kalender von 1615 (Bassett, p. 441) heißt es, daß der 19., 20., 24. und 31. Juli als „schlechte Ankertage“ bezeichnet sind. Wahrscheinlich doch wohl nur als prophezeiende Sturmwarnung gerade für dies Jahr, wie in einem anderen Kalender für 1688 für den 1., 13. und 29. Mai geweissagt wurde von der Erscheinung einer großen Anzahl von Meerweibern an der Mündung des Dee bei Aberdeen (p. 181).

Gehen wir die einzelnen Tage durch mit Bezug auf Glück und Unglück. Da haben wir zunächst den Sonntag. Das ist einmal für alle ein guter Tag. Von allen Enden strömen dafür die Zeugnisse herbei. Gut zum Fischen, gut zum Segeln, gut als Anfangstag der Reise. Nur eine Ausnahme macht der Glaube unserer Seeoffiziere, daß, wenn die ganze Woche über nichts Unangenehmes passiert ist, derlei sicher am Sonntag-Nachmittag, mitten in der schönen, stillen, ungestörten, zum Schlafen, Lesen und Briefschreiben gleich gut geeigneten Zeit eintrifft; und gewöhnlich ist's auch so, daß ein Mann krank wird, ein fremdes Schiff Hilfe begehrt, schlecht Wetter einsetzt oder dergleichen; und eine fernere Ausnahme macht der Lokalglaube der Insel Man, weil eine Fischerflotte einmal am Sonntagabend zu Grunde gegangen im Sturm. Diese Ausnahme ist wertvoll, denn sie zeigt, ein grelles Streiflicht über das ganze Gebiet werfend, das die Tagewähler besetzt haben: daß keine Regel ohne Ausnahme ist! — Weshalb dem Sonntag, entgegen dem Sabbath-Gesetz, dieser Ruhm geworden, ist nicht leicht zu sagen. Vielleicht auf Grund des Satzes: „Je besser der Tag, desto besser die That“. Aber eine merkwürdige Kasuistik läge doch darin.

Vom Montag hört man nicht sehr viel. Nur „Montag wird nicht wochenalt!“ Auch der Dienstag wird nicht als bedeutend genannt, weder für Glück noch für Unglück. Doch aus Spanien schallt eine Warnung her: „Am Dienstag heirate nicht, geh' nicht zur See, noch verlasse dein Weib!“ und in einem alten Medii Aevi Kalendarium heißt es, daß wenn der 15. Januar auf einen Dienstag fällt, dann die Schiffe in See in Gefahr sind.

Der Mittwoch, Odins Tag, auf dänisch noch heute „Onsdag“,

und der Donnerstag „Thorsdag“, als den beiden mächtigsten Göttern des Nordens geheiligt, waren gute Tage. (Sollte das Seeglück von dem Thors-Tage vielleicht auf den Sonntag, den Tag des „weißen Christ“, des Nachfolgers des gestürzten Hammerschwingers, übergegangen sein? Das Zeichen jenes Hammers brachte Glück; es wurde abgelöst vom Zeichen des Kreuzes, das eben um seiner Ähnlichkeit willen mit jenem verhältnismäßig leicht Eingang fand. Es will mir das nicht unwahrscheinlich vorkommen.) Der Sonnabend scheint eher für ungünstig als günstig gegolten zu haben. Der Tag aber, auf den sich aller Schrecken und alle Furcht sammeln, ist der Freitag, der Tag des Leidens Christi. Marryat meint, die Angst sei auf altkatholischen Gebrauch der ersten Gemeinden zurückzuführen, die nach der Trauer des Leidenstages und der Todesnacht gemeinsam den ersten Sonnenaufgang erwartet hätten, fern von allem täglichen Werk, nur im Gedanken des Geschehenen. Damit stimmte, was ein Reisender von 1676 schreibt: „An diesem Tage als am Tage der Marter unsres Königs zeigten wir alle denkbaren Zeichen der Trauer: unsre Flaggen auf Halbmast, und um fünf Uhr am Nachmittag schossen wir zwanzig Schuß mit den Kanonen.“ Es wäre dann eben die Erinnerung an den „Stillen“ Freitag, die das Jahr durchweht, allerdings aber im merkwürdigen und nicht ganz erklärlichen Widerspruch zu jener Ansicht vom doch auch heilig zu haltenden Sonntag; und hält man das im Sinn, daß dieser seinen guten Charakter für die Seefahrer doch wohl nur aus dem Heidentume geerbt hat, als der Tag des mächtigen Herrn der See, so will es eher wahrscheinlich werden, daß es mit dem Freitag dieselbe Bewandtnis hat, und daß er, wie ja seinen Namen, so von der Freya her auch seine Eigenart hat, wie schon früher erwähnt. Darum ist der Freitag ein Unglückstag, speziell als der Tag der Frau, die mit ihrem ganzen Geschlecht von ihrer Götterhöhe zur Dämonin herabgesunken ist: sie, die trotz all ihrer Lieblichkeit doch die Göttin des immer bedenklichen Mondes war mit seinem Einfluß auf Wetter und Wind — darum fährt sie mit den bei Nacht sehenden Katzen — und sogar die, ob auch freundliche, dennoch immerhin recht bedenkliche Göttin des blassen Todes. Weil Freya dem Heidentum die Vertreterin des ewig Weiblichen war, mußte sie in der Übergangszeit gewaltsam ihres Nimbus entkleidet, und statt dessen die bedenkliche Seite ihres Charakters stark herausgekehrt werden, damit Maria als Stella Maris

an ihre Stelle treten könnte. — Darum steht auch wohl die Frau im allgemeinen so tief auf der Leiter der Seemannsachtung; und darum sind auch ihre Zugtiere, die Katzen, so bedenkliche und mehr oder minder dämonische Wesen geworden. Summa: der Freitag als Tag, an dem die Todesgöttin ihr Wesen hat, als **Todestag**, wird Schrecken der Seefahrer; wer an ihm ausfährt, begiebt sich in die Gewalt des Todes und der finsteren, dämonischen nächtlichen Mächte. Nur so wird die Furcht vor dem Freitag zum echten Aberglauben, statt sonst im Grunde einer pietätsvoll-religiösen Regung entstammend. Im Heidentum selbst, solange sie, Freya, ihre Götterwürde behauptete, findet sich keine Spur dieses Aberglaubens; erst spät lassen sich die ersten Äußerungen desselben auffinden: fünfhundert Jahre nachdem das Christentum im Norden herrschend geworden. Um die Zeit hatte sich schon der Zusammenhang zwischen der Furcht vor dem Freitag und der Einführung der neuen Lehre im Bewußtsein des Volkes verwischt, und den schon vorhandenen Begriff des zu fürchtenden Tages füllte dann der Charfreitag erklärend aus.

Sehr wohl stimmt damit der wallisische Volksglaube, daß am Freitag die Hexen das Regiment haben und die Nixen, und daß sie besonders das Wasser in ihre Obacht nehmen, es rauh und stürmisch zu machen. Und ebenso, daß der Charfreitag als „Mutter Freitag“ personifiziert ist in Rußland, wie auch daß er in der Walachei ein Frauenfesttag ist, an dem nicht mit Stahl oder spitziger Nadel gearbeitet werden darf.

Jene erste Spur findet sich im Jahre 1533 in einer Notiz, den Aufenthalt des Königs von Polen in Danzig betreffend, wo es heißt, daß derselbe, abwechselnd „den Montag oder den Freitag“ für unglückliche Tage haltend, manchen guten Wind versäumte.

Und nun geht der Aberglaube und die Sagen, die er zeugt, auch bald vor vollem Wind. Ein Schiff ist um 1600 am Freitag ausgesegelt, und an Bord sind ein junger Mann und ein Mädchen von seltener Schönheit, die aber sich so seltsam benehmen, daß sie für Dämonen gehalten werden. Das Schiff kommt nie an; aber in Sturmnächten kommt es daher, ein richtiges Gespensterschiff, umzuckt von unheimlichem Licht; und an Deck stehen der Jüngling und das Mädchen, geisterhaft zu schauen, wie das Schiff gegen den Wind einherschießt. — Da fällt die Strafe mit der des Fliegenden Holländers zusammen.

Cooper sagt, um 1798 würde kein Mensch, der es irgend hätte ändern können, am Freitag in See gegangen sein; und ein Londoner Kaufmann 1790, keiner würde am Freitag ein Geschäft oder eine Reise beginnen. — Und so lauten die Zeugnisse alle gleich aus allen Jahren: Lieber jeden Verlust tragen, als am Freitag segeln; es wäre als eine Entheiligung des geheimnisvollen Charakters des Tages angesehen worden. — Auch jetzt ist der Aberglaube noch keineswegs überwunden. Selbst unter Seeoffizieren findet man ihn wirksam. Man wird noch Kommandanten treffen, die ungern und nur gezwungen am Freitag, und gern am Sonntag segeln, und: die Sache hat ihre große innere Berechtigung. Die Leute werden mit wenigen Ausnahmen diesen Aberglauben pflegen; und auf einer Reise, die am Freitag begonnen ist und die ihnen deshalb schon von vornherein verpfuscht vorkommt, werden etwa eintretende gefährliche Lagen für sie sehr leicht den Charakter unabwendbaren Verhängnisses annehmen; und mit dem Gedanken: „Das hilft uns doch alles nichts!“ wird eine Demoralisation der Leute genährt werden, die gerade im entscheidenden Augenblick wirklich gefährlich werden kann, wo es am meisten auf freudige Selbsthingabe und schneidiges Ausführen schneller Befehle ankommt. Ich weiß, daß von sehr nüchternen und besonnenen Offizieren so gesprochen wurde, als wir 1882 einmal am Charfreitag Anker auf gingen auf eine lange, lange Reise durch den Stillen Ozean. Man muß eben mit dem Mann rechnen, wie er ist. — Indessen geschadet hat es uns nichts. Wir hatten die schönste Reise von der Welt, solang sie währte.

Von einem englischen Seeoffizier wird erzählt, daß er auf der Stelle jedes Zimmer verließ, wenn am Freitag dreizehn Personen darin versammelt waren. Auch Lord Byron hielt ihn für einen Unglückstag, segelte aber trotzdem am Freitag nach Griechenland ab und — starb in Missolunghi.

Klassisch fast und typisch ist ja die bekannte und mit Vorliebe immer wieder erzählte Geschichte, die mehrfach datiert worden ist. Cooper erzählt sie von einem Schiffsbaumeister in Connecticut; ein andrer von der amerikanischen Marine, ein dritter macht die englische Admiralität dafür verantwortlich, ein vierter erzählt sie allgemein. Danach wurde, um einmal diesen so oft lästigen und innerlich gänzlich wesenlosen Aberglauben auszurotten, mit voller Überlegung der Kiel eines Fahrzeuges am Freitag gelegt; am Freitag lief es von Stapel und wurde „Freitag“ getauft; es fand sich sogar ein Kapitän dafür,

welcher Freitag hieß, es ging am Freitag auf die Reise — und die letzte Kunde von dem später verschollenen Schiff kam an einem Freitag in der Heimat an!

Ein englisches Kriegsschiff „Captain“ ging verloren, das am Freitag ausgesegelt war, und die Admiralität soll sich gescheut haben, den „Agincourt“, das nächste Schiff, das sie nach seinem Verlust hinausschickte, wieder am Freitag segeln zu lassen. (Bassett, p. 446.) Unser „Großer Kurfürst“ ging am Freitag, den 31. Mai 1878 bei Folkestone unter.

Die „Amazone“, ein westindischer Kauffahrteidampfer, das Transportschiff „Birkenhead“ und der Passagierdampfer „Goldenhead“, alles Engländer, gingen sämtlich am Freitag hinaus und verunglückten mit großem Verlust an Menschenleben.

Sehr zum Verdruß aller alten Seeleute ging das amerikanische Kriegsschiff „Idaho“ an einem Freitag in See nach China. Alles Unglück, welches das Schiff hatte, Feuer an Bord und ein schwerer Teifun, den sie abwettern mußten und der ihnen Segel und Spieren kostete — alles wurde auf Rechnung des Freitagssegelns geschrieben.

Aber es fehlt auch nicht an tröstlichen Ausnahmen; und eine sehr tröstliche macht kein Geringerer als Columbus, der an einem Freitag von Palos in See ging und an einem Freitag zuerst Land sah!

Auch mit der Sage von den Meerweibern ist der Freitag in Verbindung gebracht. Sonst sind beide, Freitag und Begegnung mit ihnen, ungünstig. Nur wenn ein Meerweib am Freitag ein Schiff anspricht, dann bedeutet es glückliche Fahrt. So hebt ein Zauber den andern auf.

Auch Spanier und Italiener segeln nicht am Freitag. Die letztern haben hier ein Sprichwort, das stark an das der Spanier vom Dienstag erinnert: „Am Freitag reise nicht — und heirate nicht!“ überall aber scheint für günstig zu gelten der Heiligabend vor Ostern, Pfingsten und Himmelfahrt.

Jedoch ist es mit den günstigen Vorzeichen sonst im großen und ganzen nur dürftig bestellt; die bösen Omina herrschen vor.

Vierzehntes Kapitel.

Günstige und ungünstige Vorzeichen. Träume.

In Pommern gilt es für gut, beim Bau eines Schiffes ein gestohlenes Stück Holz zu verwenden; das Schiff läuft, im Besitz eines solchen, schneller zur Nachtzeit; und gute Reisen macht ein Schiff, das in der Mastspur ein Silberstück, am liebsten eine alte Münze, gleichsam als Amulett bei sich trägt. Unter dem Mast eines alten spanischen Schiffes, das bei den Orkney-Inseln gestrandet war, fand man eine Münze von 1618 (Basset, p. 463). Was sonst noch Glück bringt, das ist zu zählen. Etwas eigentümlich ist das günstige Vorzeichen, das Ostseeschiffer darin sehen wollen, wenn die See im Sturm so recht übers Deck hinfegt: Das soll gut Wetter bedeuten (Pomm. Volkssagen p. 347), wohl auf Grund des Kanons: „Nässer als naß kann man nicht werden" oder: „Wenn's genug geregnet hat, so hört es wieder auf!" Daß Salz zu den Glückbringern gehört, ist eine uralte und verständliche Sache. Früher noch mehr als jetzt hing das ganze Dasein des Seemannes vom Salz ab: es war ihm ja geradezu sein einziger, unentbehrlicher Lebenserhalter. Um 1700 ging kein Fischer der Insel Man hinaus zum Fang, ohne Salz in der Tasche zu haben: und Fischer im Tweed salzten ihre Netze ein, und noch 1879 sollen sie Salz ins Meer geworfen haben für die blinden Seeweiber; englische Seeleute halten es für ebenso unrecht, Salz wegzuwerfen, wie wir vom Brot; und „Brot und Salz" gehören überall zusammen; ob unsere Kinder lernen: „Salz und Brot macht die Wangen rot", oder ob der Bürgermeister eines slavischen Dorfes seinen Landesherrn damit begrüßt.

Einen alten Schuh jemandem nachzuwerfen, der an Bord geht, gilt für sehr segenbringend. Dickens erwähnt dieses Gebrauchs, als die dicke Magd Copperfields mit ihrem neuangeheirateten Gatten die Fischerhütte am Strande verläßt; alles übertreffend aber an gut

wirkender Kraft ist noch heute das altheidnische Hufeisen, das im engsten Zusammenhang steht mit den heiligen Pferdeopfern und Pferdefleischmahlzeiten des nordischen Heidentums. Man wird nicht viele Kartoffel-, Korn-, Holz- oder Äpfelkähne aus Pommern an unseren Hafenbollwerken vertaut finden, die nicht ein Hufeisen an Deck genagelt haben, am liebsten vor dem Fockmast — wenn sie über solchen verfügen — zum Schutz gegen den Blitzschlag, oder allgemein gegen die bösen, unheimlichen Gewalten; wie ja im Norden Deutschlands am Lande noch heute das Hufeisen auf so manche Hausthürschwelle genagelt ist; und wenn das Hufeisen noch immer in unserem Kunstgewerbe eine nicht unbedeutende Rolle spielt, so ist das weniger der anmutigen Form, als jenem seinem Wesen nach jetzt vergessenen Einfluß heidnischen, tiefeingewurzelten Aberglaubens zu danken.

Wir lasen schon im Kapitel der Meermänner, daß dem Moschus eine Art Zauberkraft zugeschrieben wurde. Nicht weniger dem kostbaren, einst als versteinte Thränen der Meleagriden im Altertum geschätzten Bernstein; beiden wohl, weil sie im Gebrauch waren bei den kirchlichen, das aufsteigende Gebet versinnbildlichenden Räucherungen mit „Weihrauch“, geweihtem, heiligem Rauch, der durch seinen Duft bezeichnen sollte, wie angenehm dem Herrn solch Herzensopfer sei, das sein Angesicht suchte. — Halsbänder von Bernstein gelten als besonders schutzgewährend gegen Ansteckung.

Hierher gehört auch das „Ambra“, über das viel gefabelt worden ist. Wir wissen heute, daß es wahrscheinlich ein Erzeugnis der Galle der Waltiere ist, ähnlich den menschlichen Gallensteinen. Man findet's in unregelmäßigen Stücken, grau bis braunschwarz, geschmacklos und — das ist die Hauptsache — von angenehmem Geruch, auf dem Meer schwimmend. Selbstverständlich mußte dies früheren Zeiten etwas sehr Geheimnisvolles scheinen. Die einen meinten, es steige auf aus der Tiefe der See — ein alter mohammedanischer Reisender um 850 meint allerdings doch schon, der Walfisch bringe es hervor! Nach andern ist's erst eine flüssige Masse, die die Fische verschlucken und von sich geben, wenn sie erstarrt ist; nach Landrin, p. 221, hält ein Alchymist von 1675 es für eine Art Pech, das am Strande gefunden wird. Doch scheint hier eine nicht seltene Verwechselung zwischen Ambra s. v. a. Bernstein, und Amber-gris, dem orientalischen grauen „Ambra“ vorzuliegen. Auch als Beimischung zu Liebestränken wurde es geschätzt und mit Scheu betrachtet. — Einer hält es gar für einen Pilz. —

Wenn es in den alten norwegischen Krakensagen heißt, daß die Entleerungen des Ungeheuers wohlriechend sind und die Fische in Masse herbeilocken, so hat man daraus wohl auf Ambra von sich gebende Riesenwale schließen wollen; aber, wie wir oben gesehen haben, mit Unrecht. Es handelt sich da um Entleerungen der Tintenblase des Kalmar. Auch das Spermazeti, der Walrat, spielt seine Rolle in der Sage, jenes eigentümliche feste Fett, das sich in flüssigem Fett gelöst findet in Körperhöhlen des Pottwals, und, von jenem getrennt und gereinigt, eine weiße, perlmutterartige, geruch- und geschmacklose Masse bildet, die, wie der Name Sperma Ceti angiebt, für etwas ganz anderes gehalten wurde, als es eigentlich war.

Auch die Zähne des Hais, in Gold gefaßt, galten als Schutzmittel, und wenn gar zerstoßen und mit dem Hirn gemischt, als heilsame Medizin; ebenso wie das Blut des Tümmlers, mit einer Kleinigkeit vom Herzen gemischt, alles getrocknet und gepulvert, und ein wenig davon unter die Achselhöhle gebracht, dem Träger große Klarheit des Urteils brachte!

Nichts aber reicht an Kostbarkeit an das Horn des Narwals, der mit dem fabelhaften Einhorn verwechselt worden sein mag. Das gewundene Horn, das ja allerdings auch heute noch selten genug ist, sollte ein sicheres Gegengift gegen alle Gifte sein, und seine bloße Gegenwart sollte genügen, um die feinsten Spuren davon zu entdecken. Jones „Credulities“, p. 160 erzählt, daß bis zu sechstausend Dukaten für ein Horn geboten wurden; und der berühmte Leibarzt des Königs von Frankreich, Ambrosius Paré, erzählt noch 1606, daß Stücken davon in den Becher des Königs gelegt wurden; ja, ganze giftfreie Gefäße wurden daraus gedrechselt und zu ungeheuren Preisen verkauft.

Hoch in der Schätzung jener Zeiten stand auch die Koralle, der man nachrühmte, sie schütze vor Blitz und Hagel und gegen Behexung und die, wenn der Träger krank war, abbleichen sollte; auch den Stich eines Skorpions sollte sie heilen. Auch ihre Entstehung war ein ungelöstes Rätsel; nur soviel brachte man heraus, daß sie, erst weich, später allmählich erhärten sollte. — In Italien ist der an Korallen geknüpfte Aberglaube noch nicht erloschen. Ferdinand I. von Neapel trug ein Korallenamulett gegen den bösen Blick.

Auch der bescheidene Knoblauch spielt eine Rolle. Er hat nämlich außer der Eigenschaft des bösen Geruchs diejenige, daß er nach dem Glauben des Altertums die anziehenden Kräfte des Magneten zer-

stört; — jedenfalls kann manches Anziehende dadurch, daß es nach Knoblauch duftet, sehr abstoßend wirken! — Eine in Quecksilber getauchte Nadel hatte dieselbe gefährliche Wirkung. Umgekehrt wird eine Nadel, die man mit einem Diamanten in Berührung bringt, magnetisch. — Die Abweichung der Magnetnadel ist ja immer den Unkundigen ein unheimliches Rätsel gewesen. Ein alter Herr, Sir Thomas Browne, erklärt sie so: „Ihre Ursache mag die Ungleichheit der verschiedentlich beeinflußten Erde sein, und wie sie auf verschiedene Art mit der See gemischt ist.“ Örtliche Anziehung, meint er, mag von Veränderungen in der Erdrinde durch unterirdische Feuer herrühren; auch wohl von bösen Erdgeistern oder anders woher. Ein Magnet wurde auch für ein gutes Mittel gegen die Gicht gehalten.

Ins Gebiet des „Geweihten“, als zur geweihten Erde des Kirchhofs gehörig, galt eine Rasensode von einem Grabe als Mittel gegen — Seekrankheit, auf Island. Wenn's nur geholfen hat! Leider lese ich nichts über die Art der Anwendung.

In dieselbe Klasse abergläubischen und schwer zu erklärenden Unsinns gehört die zuverlässige Angabe des leichtgläubigen Plinius, Seehundsfell sei gut gegen Blitzschlag, und der Römerglaube, daß zwei Knochen im Kopfe eines bestimmten Fisches, des Sciaena Aquila, wertvollen Schutz auf See gewährten, wenn geschenkt und geliehen, aber nicht gekauft; steht aber dadurch doch höher als der an die später zu erwähnende „Caul“, die durch die Käuflichkeit ihrer Kraft etwas an den finnischen Handel mit gutem Wind erinnert, und doch wohl weit auf mythologische Vorstellungen zurückzuführen ist, besonders, da er von Island herzustammen scheint.

Sonst ist es mit den von Natur glückbringenden Dingen und Menschen nicht weit her, und viel mehr Dinge, Menschen und Einflüsse sind von Natur unglückbringend und -verheißend. Geht das doch sogar so weit, daß es Namen, Namen von ganz gewöhnlichen und an sich unschuldigen Menschen giebt, die verhängnisvoll sind. So sind in einigen schottischen Fischerdörfern, wie Gregor, Folk-Lore of Scotland, erzählt, einzelne Familiennamen geradezu als unglücklich bekannt. Dahin gehören die Rosse, Cullie und White. Diese durften am liebsten gar nicht aufs Wasser, und wenn der Fang, an dem sie teilgenommen hatten, schmal ausfiel, wurde ihnen kein Lohn ausbezahlt. Sie waren ja selbst schuld an allem Unglück. Sogar wenn sie nach den Booten oder Netzen sahen, brachten sie Unglück, und ihnen zuerst am Morgen

zu begegnen, brachte wieder Unglück. Schließlich scheute sich sogar der eine von ihnen vor dem anderen. Es war Sitte, daß in den Dörfern immer ein erfahrener Mann früh aufstand, um nach dem Wetter zu schauen. Eines Morgens begab es sich, daß zwei dieser unglücklichen Menschen zugleich aufstanden und vor die Thür traten. Kaum aber hatte einer den andern erblickt, daß beide sich schleunigst zurückzogen, und keiner von ihnen an dem Tag zum Fischen ausfuhr. — Schlimmer kann's nicht gut sein. Wahrscheinlich standen diese Familien wohl im Verdacht des „bösen Blicks". — Sogar die Namen solcher unglücklichen Wesen dürfen auf See nicht genannt werden.

Und was bedeutet nicht alles Böses und ist deshalb verboten!

Wünsche keinem Bretagner eine glückliche Reise oder einem Schweden „viel Glück!" Du verdirbst ihm den Fang sicherlich. — Aus einem pommerschen Boot wirf keine glühende Kohle über Bord, sonst giebt es Sturm; noch nähe oder flicke irgend etwas bei Gegenwind, sonst nähest du den Wind fest. Bei gutem Winde darf man's thun; dann hält man ihn fest. Auf englischen Schiffen war's überhaupt gefährlich, Segel auf Achterdeck zu nähen. Ist der Wind aber günstig, dann um alles in der Welt ihn nicht „verkollen" und nicht davon reden; nicht von seiner Stärke, nicht von seiner Dauer; ja nicht berechnen auch, wann er etwa zum Bestimmungshafen das Schiff bringen könnte — dann scheidet der reizbare, leicht verletzliche Geselle sicher aus! Ich habe es selbst oft genug an Bord unserer Kriegsschiffe erfahren, wie unlieb solch ein Rühmen guter Brise, schneller Fahrt, solch Vorherbestimmen der Fahrtdauer dem Seeoffizier noch immer ist. Es ist das ein wohlberechtigter Ausfluß jener Grundstimmung, unter welcher der Seemann beständig lebt, bewußt oder unbewußt:

Mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell!

Ein Fischer darf seinen Fang im Boot nicht zählen, noch abschätzen, oder jedenfalls ihn nur tief unterschätzen, sonst ist's vorbei mit dem Fang. Mancher Fischer läßt keinen Fremden zusehen, sodaß er die Beute nachrechnen könnte, und wird wütend, wenn einer mit dem Finger auf ihn zeigt oder auf die Boote draußen, und die Fischer in den Booten zählt. Auch soll man sie nicht fragen, wohin sie gehen, um zu fischen. Schweigsam ist er selbst — auch das viele Reden und Fragen anderer ist ihm ein Greuel, und die geschäftige Neugier, die

sich mit ihm zu schaffen macht, wo er am liebsten einsam und ungestört auf stiller oder bewegter See seinem schweren Beruf obliegt. — Einzelne Fische spielen besondere Rollen im Fischeraberglauben. So der Lachs. Sein Name darf kaum ausgesprochen werden; an schottischer Küste wird er ständig umschrieben, als der „So und So" oder einfach „das Tier." — An die Lachskiste anstoßen mit dem Bug bedeutet Unheil. Schwere Prügel setzte es für einen Jungen, der in einem Atem im Boot die drei schicksalsschweren Worte aussprach: „Da liegt eine Lachskiste zu luwart. Das würde einen guten Trog geben für unsers Predigers großes Schwein!" — Auch der Butt oder Bütt hat seine eigene Wichtigkeit; und zwar geht die weit zurück in die Urgeschichte. Das verrät sein Menü-Name Turbot, der nichts anderes sagt als „Thors Butt"; denn keinem Geringeren war er heilig, und unser „Heilbutt oder Heiligbutt" besagt dasselbe; englisch halibut, s. v. a. „holy but". — Nun versteht man auch, weshalb in jenem alten Märchen es gerade ein Butt ist, der das immer steigende Wunder bewirkt: „Buttje, Buttje in de See!" bis die angemaßte Herrlichkeit der Fischerfrau furchtbar zusammenbricht, und auch weshalb der Fischer, besonders der schottische, wenn der Butt „beißt", keinen Ton sagt, noch einen anderen reden läßt; das würde Unheil bedeuten.

Auch das mit dem Lachs hat seinen guten Grund. Denn der Lachs ist Lokes Fisch, des furchtbaren, dämonischen Vertreters des Bösen, das im Menschen als Sinnlichkeit, in der Natur als alles Verderbliche in Feuer, Luft und Wasser herrscht. In den Lachs hatte er sich einst gewandelt, und die Götter stellten ihm Netze: in denen blieb er mit dem Schwanz hängen, als er durchschlüpfen wollte; daher ist dieser nun spitz.

Dagegen steht der biedere Hering (um ihn hier gleich zu erwähnen) gar hoch in Ehren. In der Mark ißt man nach Simrocks Mythologie p. 56 einen Hering zu Neujahr, oder in Wittenberg einen schönen Heringssalat, um das ganze Jahr über Geld zu haben. In Limburg soll früher am Neujahrstag ein Hering an der Kirchenthür gehangen haben und die Männer sprangen danach mit zusammengebundenen Händen. Ist das auch kein Seeglaube, so handelt sich's doch um einen Glauben, der einen sehr braven Seefisch betrifft, welcher seinen guten Ruf seiner bewährten Heilkraft zu danken hat, die ihn in Holland sogar äußerlich (nach Jones' „Credulities", p. 50) hat eine Rolle spielen lassen, als Pflaster gegen den Biß eines tollen Hundes,

während die Seeforelle Kindern, die an Würmern leiden, in lebendigem Zustand auf den bloßen Magen gelegt wurde bis vor kurzem, und zwar nach Bassett, p. 254, in Cleveland, Yorkshire. Doch, auf die Fischer selbst zurückzukommen, so ist auch nicht gleichgültig, wie das Boot liegt und dreht. Schwedische Fischer werden ihr Boot nicht so drehen, daß der Bug gegen Land zeigt, und auf den Orkney-Inseln muß es mit der Sonne gedreht werden, von links nach rechts; in Schottland ebenso, und zwar weil die Hexen von rechts nach links um den Kessel tanzen; in große Gefahr würde sich der begeben, der sein Boot in derselben Richtung, also der Sonne entgegen, wenden würde beim Absetzen. Es ist dabei gedacht an die an Land aufgeschleppten Boote, welche, das Heck zuvorderst, ins Wasser geschoben werden und beim Hinausgehen auf den Fang natürlich in die richtige Lage, Bug voraus, gebracht werden müssen. — Wie einer ins Boot oder auf den Strand tritt, ist auch nicht so ganz gleichgültig, wie's scheint; im Gegenteil: nie mit dem linken Fuß zuerst — links ist unglücklich; immer mit dem rechten Fuß!

Rechts und links, oder vielmehr „Steuerbord“ und „Backbord“ spielen auch beim Schiff selbst eine Rolle. Hat ein Schiff, wenn's voll geladen ist, Schlagseite nach Steuerbord, dann bedeutet das Glück; und umgekehrt. Die alten Walfischfänger hielten's für besonders günstig, an der steuerbordschen Raanock den Kopf eines Pottwals und an den backbordschen den eines Bartenwals zu fahren; dann werde das Schiff nie kentern.

Auch was er mit ins Boot nimmt, ist von Bedeutung für Glück oder Unlück draußen beim Fang und auf der Fahrt. — Vom Salz haben wir schon gesprochen; das ist etwas Gutes; aber etwas weniger Gutes sind die Eier. Hat das seinen Grund in der Zerbrechlichkeit derselben und der Schwierigkeit, sich vor dem Ärger zu hüten, die mühsam gehütete Fracht doch zertrümmert ausfließen zu sehen unter nicht geringer Beschmutzung des Decks oder der Kombüse, oder liegt der Grund in der eigentümlichen, schon erwähnten Verbindung, in der die auf dem Wasser treibenden Eierschaalen mit den Hexen gebracht wurden als ihre Fahrzeuge über See?

Ein anderes, in den Tropen so ganz unentbehrliches Nahrungsmittel für die Mannschaften und vor allem in chinesischen Gewässern, ist der Reis, ein Getreide, gegen das sich im Grunde ebenso wenig einwenden läßt, wie der Matrose mit großem Haß darauf blickt; und

er möchte noch heute behaupten in geradezu abergläubischer Furcht, „viel Reis essen mache blind.“ — Wesentlich wird sich das wohl auf die These zurückführen lassen: „wat de Buur nich kennt, dat fritt he nich!“ Und wenn er es essen muß und sogar häufig, wo's nicht anders geht, da schimpft er drauf und sucht den Widerwillen irgendwie zu begründen, und zwar möglichst durchschlagend, indem er vorgiebt, es hindere ihn in seiner Arbeit. Dazu mag die Wahrnehmung gekommen sein, daß man in China thatsächlich eine Menge Blinder und Augenkranker sieht, aber aus ganz anderen Gründen — und die Sage ist fertig und macht immer neue Proselyten: „Reis macht blind!“ eine Krankheit, gegen die das vielbeliebte und gern gebrauchte Mittel: der Speichel, allerdings nicht hilft. Aber was das Spucken angeht, ist die Sache gar nicht so einfach. Gegen den Wind spucken — an sich eben nicht schön — bedeutet auch Unglück, wie so manches einfach praktisch Unthunliche oder Unpassende; dagegen soll es an deutschen Küsten oft ein unfehlbar sicherer Zauber sein, um viele Fische zu fangen, wenn einer auf einen Topfhenkel spuckt und dabei den Namen des Teufels nennt. Die edlen Esthen haben ebenfalls ein ganz eigentümliches, wenn auch gerade nicht sehr anständiges Mittel, um sich einen guten Fang zu sichern. Entgegen dem friedlicheren Glauben deutscher Fischer und Seeleute, daß man allen Streit der Beute halber vermeiden und auch nicht seinen Mitfischer um seines besseren Glückes willen beneiden dürfe, meint der Esthländer, ein kleiner oder großer, wo möglich recht vom Zaun gebrochener Streit, am liebsten mit dem Ehgespons, bringe außerordentliches Glück. Kessel umwerfen, oder irgend eine ähnliche Thorheit begehen, durch welche die arme Frau zum Schimpfen gereizt wird, und dieses dann durch Schläge vergelten, soll drei Fische für einen ins Garn liefern. Eine recht angenehme Gesellschaft!

Nach beiden Seiten kann das Niesen ausgelegt werden, das von je die Aufmerksamkeit der Leute erregt hat. Im ganzen galt es ja immer für unglücklich — vielleicht als Anfang eines nie angenehmen Schnupfens, den man durch das alte: „zur Gesundheit!“ wegwünschte? Das scheint mir die einfachste und darum sicherste Erklärung. Aber es kam und kommt auf See doch darauf an, wie geniest wird. Nur am Weihnachtstage ist es nie gut! Sonst macht es einen Unterschied, ob rechts oder links vom Beobachter geniest wird. Rechts ist sehr etwas Gutes. Soll doch sogar Themistokles dadurch in fröhlichem

Glauben an den Ausfall eines Kampfes gestärkt worden sein, daß, während er opfern wollte, rechts von ihm einer nieste, während der Sohn Konons, Timotheus, weil links von ihm geniest ward, nicht unter Segel gehen wollte. Manchmal sind Gründe wirklich billiger als Brombeeren. — In die Reihe aber der sehr bedenklichen Vorzeichen, wenn ein Schiff einen Kranken an Bord hat, gehört das allerdings wenig erfreuliche Gefolge eines Haifisches. Er kann „sein Opfer riechen" und folgt einem Schiffe, das eine Leiche an Bord hat, oder — bald haben wird, nach dem Glauben der Seeleute, auf viele Meilen. — Die Flagge verlieren oder zerreißen ist eine sehr üble Vorbedeutung, und durchaus verwerflich ist es, jemandem etwas durch die Sprossen einer Leiter oder Treppe hindurch zu reichen. Einmal beleidigte ein Kapitän einen Mann aufs tiefste, indem er ihm einen Krug Bier durch eine Leiter hindurch reichte.

Daß ein verunglückter Stapellauf, besonders wenn er Menschenleben gekostet, ein sicheres Zeichen künftigen Unheils ist, haben wir schon oben gesehen. Und ist ein Aberglaube verzeihlich, so ist es dieser. Ein so böser Anfang einer Schiffskarriere mag Leute, deren Wohl und Wehe von demselben Schiff abhängt, wohl bedenklich und kopfscheu machen und ihre Stimmung in nicht günstiger Weise beeinflussen. Weniger verständlich ist das Gewicht, welches ein so männlicher Schlag, wie der Seemann, auf das Reden und Wahrsagen alter Weiber legt. Aber die Matrosen — und sie nicht allein — sind mit ihre besten Kunden in den Seestädten. Man kann sich weiter nicht darüber wundern, wenn im Altertum ihnen Auguren und Wahrsager und Sibyllen den Willen verborgener, unbekannter Schicksalsgötter offenbaren sollten; aber wir sind, was das angeht, thatsächlich noch nicht viel weiter gekommen. Ganz anders klingt es, wenn der Wiking Thorold, als er nach Island zog, zwei hölzerne Säulen seines Heimatstempels nah der Küste in die See warf, um sich von ihnen den Ort zeigen zu lassen, wo er landen und sein Haus bauen sollte, als wenn es 1885 heißt, daß Wahrsagerinnen und Händlerinnen mit Schutz- und Zaubermitteln einen blühenden Handel treiben, und alte betrunkene Hexen ihren Lebensunterhalt von unwissenden Matrosen haben, die ihren Worten wie einem Evangelium lauschen. Manch Schiff ist am Abend, ehe es in See gehen sollte, von seinen Leuten verlassen worden wegen des Geschwätzes eines thörichten Weibes. Es wird erzählt von den Berechnungen eines Astronomen — soll wohl heißen: Astrologen, der

sich s. Z. weigerte, den Magalhaens zu begleiten, weil eben seine Berechnungen ihm kein Vertrauen zu der Fahrt einflößten. Aber auch um die sogenannten „Wetterprophezeiungen“ unserer Zeit, die auf wissenschaftliche Begründung Anspruch machen, ist es ein eigen Ding. Die Monatsprophezeiungen jenes Kölner Meteorologen, die vor Jahresfrist mit großem Anspruch auf Unfehlbarkeit auftraten, scheinen auch kein dauerndes Glück gemacht zu haben. Auszunehmen sind diejenigen, welche auf ein begrenztes Gebiet und kurze Zeiträume sich beschränken, wie die segensreichen Sturmwarnungen unserer Seewarten und ähnlicher Anstalten rings in der Welt. Zu einiger Vorsicht fordert doch auch die Sicherheit heraus, mit welcher der vielgenannte Meteorolog Wiggins in Nordamerika in unsren Tagen die seemännische Welt auf Jahre im voraus mit Stürmen ängstigt, die er vorhersagt. Bassett erzählt, daß es einem Kapitän unmöglich war, nur auf drei Tage Leute zu bekommen, ehe der von Wiggins für 1882 angegebene Sturmtermin vorüber war, und daß kein Boot einer Fischerflotte in See gehen wollte in diesen Tagen, wie groß der Verdienstverlust auch war. Für 1887 hat Wiggins wieder einige spezielle Sturmprophezeiungen erlassen, deren Erfüllung zu kontrollieren sein wird: so einen heftigen Sturm vom 26. bis zum 29. März 1887 und vom 19. bis 20. September den furchtbaren Saxby-Gale, der alle 5461 Tage wiederkehrend, diesmal in der Mittagsstunde des 20. seine wildeste Kraft entfalten werde, im nordatlantischen Gebiet. Qui vivra, verra! — So vorsichtig, wie jener Kapitän um 1712 wird am Ende doch keiner mehr sein, der auf die Kunde vom bevorstehenden Weltuntergang bei Erscheinung eines damaligen Kometen sein Pulver in die Themse warf, damit solches bei der demnächstigen Katastrophe wenigstens an seinem Teil nicht auch noch Unglück anrichte.

Wie steht's um die Träume? Gelten sie schon an Land — wieviel mehr erst in See! Und möglicherweise träumt der Seemann noch mehr und noch etwas unruhiger als der Landmensch. Der Schlaf in See, bei schlechtem Wetter, wenn das Schiff wild schlingert und stampft, ist kein ungestörter, und der stark unregelmäßig beeinflußte Blutkreislauf bringt im blutleeren oder blutüberfüllten Gehirn oft die merkwürdigsten Traumblüten hervor. Und was da einer träumt, ist, wie gesagt, lange nicht gleichgültig. Sieht einer einen Tümmler im Traum, dann ist die Sache bös, denn dann kann er drauf rechnen, daß sein Schatz mit einem andern schön thut: „und bei 'nem andern stehen sehen — ach,

das thut weh!" — Von stiller See zu träumen, ist gut; das bedeutet „Meeresstille und glückliche Fahrt!" Auch ein Anker, das Zeichen der Hoffnung, ist immer ein angenehmes Traumgesicht; das allerbeste aber ist, daß einem träumt, wie man selbst in Wassersnot sich befindet; auch im Traum in der See baden, verheißt viel Angenehmes. Fische dagegen bedeuten Regen; und ungestümes Wetter im Traum schlecht Wetter in Wirklichkeit. Wenn man aber nach Anrufung des Mondes vom Sturm träumt, dann bedeutet's Unglück, und endet der Traum mit Stille, bedeutet's auch nichts Besseres (Sébillot, p. 63). Daran mag wohl jener englische Matrose sehr fest geglaubt haben, der vor wenig Jahren sich vor Gericht verantworten sollte, weshalb er am Tage, ehe das Schiff in See ging, auf dem er sich hatte anmustern lassen, von Bord desertiert war. Er gab zu seiner Verteidigung an, ihm habe geträumt, das Schiff gehe unter und deswegen fürchte er sich, darauf zu fahren, denn solcher Traum sei eine Warnung und wahr. — Allerdings hatte er die Genugthuung, daß das Schiff wirklich nicht zurückkam. — Ein ganz bedenkliches, nein, sogar ganz sicheres Zeichen des bevorstehenden Unterganges ist es aber, wenn die greulichen, sonst so innig gehaßten Ratten plötzlich ein Schiff verlassen: das heißt natürlich im Hafen; in See hätte dies Manöver keinen rechten Zweck. In der Shipping Gazette von 1869 vertritt ein Einsender mit einiger Entrüstung über Anders- und Ungläubige diesen Glauben aufs kräftigste, schließend: „Einige dieser überklugen Herren, die uns gegen den Augenschein unserer Sinne bekehren und überzeugen möchten, werden dies Aberglauben nennen." Ein anderer berichtet als Augenzeuge, wie die Ratten ein Schiff längs der Troß verließen, an der es am Bollwerk festgemacht war; zum Teil auch schwimmend.

Die Sache ist gar nicht so unmöglich, wie sie wunderbar aussieht. Es giebt sogar eine recht nüchterne Erklärung dafür: wenn's den Ratten nämlich in solchem alten Kahn, der sehr viel Wasser macht, das in den Füllings steht und ihre Nester überschwemmt, zu naß und ungemütlich wird, dann rücken sie eben aus auf einen anderen, wo's molliger sich lebt; denn wenn sie im Trockenen leben können, sind sie auch gar nicht so sehr für nasse Füße. Und wenn solch ein Schiff dann hinausgeht und schwer Wetter bekommt, dann ist die Möglichkeit eine nicht geringe, daß die faulen Planken bersten und die Spanten knicken; mit einem Wort, daß der Kahn volläuft und versinkt.

Auch noch allerlei anderes Ungeziefer spielt eine Rolle im Seemannsaberglauben; die Erzählungen darüber sind aber zu unappetitlich, um hier wiedergegeben werden zu können.

Manchmal wird die biedre Theerjacke auch recht platt, und ihr Denken geht auf unreinlichen Wegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Frommer Glaube und Brauch.

Ganz anderen Ursprung, den des Glaubens, nicht den des Aberglaubens, hat die Schätzung des wunderthätigen, schutzreichen Zeichens des Fisches, das, eingegraben auf Steinen und am Leibe getragen, Schirm gegen Seenot und Schiffbruch sein sollte. Es stammt her aus den Zeiten der ersten Christenheit, die in dem Wort „ἰχθύς“: Fisch, Namen und Amt des Erlösers fand, nämlich *'Ιησοῦς Χριστὸς θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ*: „Jesus Christus, Gottes Sohn, der Erlöser“. So findet man das Bild des Fisches noch in den Katakomben Roms über und an den Gräbern. Aber diese Amulette fanden den Beifall der Kirche keineswegs. Das Konzil zu Laodicea im Jahre 363 verbot sie den Geistlichen, und später wurde eben diese Art gänzlich untersagt.

Groß und unübertrefflich an Wirksamkeit auf günstige Fahrt war das heilige Kreuz. Die heilige Helena beruhigte das rasende Meer durch Hineinwerfen eines kleinen Splitters davon, und wer desgleichen besaß, war guter Fahrt und fröhlicher Heimkehr sicher. Aber auch das fromme Wort und der fromme Spruch hatten gute Kraft wie einst das Runenritzen und die machtvolle Beschwörung, von der es in der älteren Edda heißt: „Ich weiß einen Sang von solcher Kraft, daß, wenn der Sturm mich faßt, ich die Winde stillen und die Luft still machen kann.“ Unsere heut gebräuchlichen Heckverzierungen und Gallionsbilder lassen sich vielleicht sogar darauf zurückführen. Ursprünglich war der Geleitspruch, auf eine Tafel gemalt, in derselben Weise am Heck festgemacht, wie wir wohl den Namen des Schiffes dort zeigen — das „Dieu-Conduit“, das „Gottesgeleit“; später wurde an Stelle dieser schlichten Tafel achtern irgend eine Figur vorn angebracht, die Ähnliches ausdrückte: das Bild des oder der Heiligen, denen das Schiff besonders empfohlen war.

Die Flotten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ent-

hielten einen wahren Heiligenkalender in den Namen ihrer Schiffe. Ein Schiff des Kolumbus hieß die „Santa Maria.“ Das Flaggschiff Hawkins' trug den Namen „Jesus“ und unter den Schiffen Tourvilles, 1692, war der „Heilige Geist.“

Nun versteht man mit einem Male, wie es zur Ceremonie einer Schiffstaufe kommen konnte, und wie sich die Kirche einer solchen nicht bloß nicht widersetzte, sondern sie sogar förderte. Es war ursprünglich geradezu ein religiöser Weiheakt, der in ihr vollzogen wurde, ob auch das Zerschlagen der Schale oder Flasche mit Wein am Bug vielleicht eine Erinnerung war an die in heidnischen Zeiten den Meergöttern gebrachten Trankopfer. Und diesem Weiheakt wurde eine thatsächliche Wirksamkeit zugesprochen. Das Schiff wurde damit dem zu eigen gegeben, unter dessen Schutz gestellt, dessen Namen es trug. Uns ist von diesem tiefen Grundgedanken einer ernsten Feier nichts geblieben als die Champagnerflasche, die am Bug zerschellt. In Nordschottland tritt eine Flasche Branntwein an die Stelle des goldigen, versprühenden Weines. — Zerbricht die Flasche nicht, so ist's ein böses Omen!

War so das Schiff getauft, so wurde es auch eingesegnet, ehe es auf die Reise ging, besonders auf große, gefährliche Fahrt. Die Schiffe der großen Armada wurden vor allem Volk gesegnet, ehe sie hinausgingen. — Im Jahre 1418 liquidierte der Bischof von Bangor fünf Pfund für eine Reise nach Southampton, um das große Kriegsschiff „Henri Grace de Dieu“ einzusegnen. Ehe Vasco de Gama auf seine große Entdeckungsreise ausging, brachte er mit seiner ganzen Mannschaft die Nacht betend im Klosterdom von Belem zu. Kolumbus und seine Leute zogen in feierlicher Prozession nach dem Kloster La Rabida und durchwachten betend die Nacht bis an den Morgen. — Als der heilige Ludwig zum Heiligen Lande fuhr mit der Kreuzfahrerflotte, da sammelten sich auf dem Achterschiff, dem hocherhabenen, des Königsschiffes die Priester, welche mit hinausgingen, und sangen mit lauter Stimme: „Veni Creator, Spiritus“ bis zum Ende. — Auch unsere deutschen Kriegsschiffe, die einen Pfarrer an Bord haben, beginnen die Reise nach Abhaltung eines Gottesdienstes an Deck; oder ein Pfarrer von der Station hält wohl solchen ab. —

Auch die Linientaufe, die heute zu einem fröhlichen Mummenschanz geworden ist, hatte ursprünglich ernsthaft religiösen, obwohl heidnischen Hintergrund. Griechische Schiffer pflegten zu opfern und zwar in Libationen, welche ins Meer gegossen wurden, beim Passieren

eines Vorgebirges oder beim Hineinsegeln in unbekannte, oder dem einzelnen wenigstens ungewohnte Gewässer. Auch im Norden kommt ähnliches vor. So gab es früher eine Taufhandlung beim Vorbeisegeln am Vorgebirge Kullen, also beim Hineinsegeln ins Kattegatt. — Das Trankopfer galt offenbar der Gottheit, welche auf solchem Vorgebirge hauste, und hatte den Zweck, sie günstig zu stimmen und ihren Schutz zu erkaufen. Ebenso war es beim Kap Raz in Frankreich, und wohl ungezählten anderen. — Wie allmählich der religiöse Hintergrund der Feier in Vergessenheit geriet, wurde die Feier auch allmählich roher, oder nahm Gestalten in sich auf, die deutlich zeigen, wie andere Gesichtspunkte jetzt geltend werden. Dahin gehört beispielsweise der Bär, der noch oft genug auf unseren Schiffen die Feier verherrlichen hilft. Man will darin eine Anspielung auf den „Großen Bären“ finden, der unterm Horizont verschwindet, wie der Äquator durchfahren wird.

Die älteste, ziemlich rohe Art der Linientaufe, von der uns erzählt wird, scheint beinah darauf hinzudeuten, daß die Opfer, die den Heidengöttern gebracht wurden, und deren Abbild jenes Fest ursprünglich war, sich doch wohl nicht immer auf ein harmloses Trankopfer beschränkten, sondern wohl gar in Opferung eines der Schiffsgenossen ausarteten. Denn so dürfte man sich wohl den barbarischen Brauch, den Täufling an der Raa in die Höhe zu ziehen und dann dreimal ins Wasser stürzen zu lassen, als ein vorbildliches Ertränken und Opfern des Mannes selbst erklären. Schiffsjungen wurden nicht so grausam behandelt; die wurden einfach reichlich an Deck mit Wasser begossen, in Anbetracht ihrer größeren Schwäche. Sonst war grundsätzlich niemand von dem Getauft- oder Getauchtwerden ausgeschlossen; selbst die Admirale nicht. Standespersonen aber konnten sich mit reichlichen Getränkspenden loskaufen. Die Sache verrohte aber allmählich so, daß z. B. die niederländisch-ostindische Kompanie 1669 solchen Loskauf verbieten mußte; und ebenso bestimmte König Karl IX. von Schweden, daß jeder Mann ein für allemal nur je eine Flasche Wein beim Passieren des Äquators erhalten sollte.

Bezeichnend ist die Bestimmung der ältern Zeit — und ihr ist es vielleicht zu danken, daß die Linientaufe trotz mancher Anfeindung sich bis auf den heutigen Tag gehalten hat, zum Glück auch auf unseren Kriegsschiffen — daß jeder Täufling vorher, ehe die Handlung an ihm selbst vorgenommen wurde, unter einer Art Eid geloben mußte, bei gegebener Gelegenheit an solchen, die zu taufen seien, genau dieselben

Ceremonien — auf deutsch Quälereien — vorzunehmen, die an ihm vollzogen werden würden. In unsern „Taufreden“ an Bord wird die Taufe damit begründet, daß „Neptun nicht will, daß der Schmutz der nördlichen auf die südliche Halbkugel übertragen werde.“

Doch kehren wir zu den gottesdienstlichen Gebräuchen an Bord zurück, zu jener Zeit, in der das ganze Leben auch von dem rauhesten Seemann aufgefaßt wurde, als in jedem Augenblick abhängig von höherer, göttlicher Gewalt, eine Art des Gottesdienstes, die freilich nicht selten in eine Art Gotteslästerung umschlug, wenn zum Beispiel die Flibustier in Westindien um glücklichen Ausgang ihrer Raubzüge flehten, quartierweise je an ihren Geschützen in die Kniee sinkend; und, ohne es zu wollen oder nur zu ahnen, lag etwas ähnliches in dem Kirchengebet, das noch zu Anfang dieses Jahrhunderts auf den schleswigschen Halligen allsonntäglich gehalten wurde um „einen gesegneten Strand“ d. h. im Grunde: um viele Schiffbrüche.

Besser klingt der Bericht von der Abendmahlsfeier, die in großer Stunde der Not auf Francis Drakes Admiralschiff abgehalten wurde, als es in Ostindien irgendwo aufgelaufen war, und wie sie in gemeinsamem Gebet Rettung suchten und fanden; und von der Treue, mit der Kolumbus ein Gelübde erfüllte, das er auf großer Fahrt gethan, wie er selbst in seinem Tagebuch darüber berichtet. — Auf See, in großer Gefahr, da hatte er's der heiligen Jungfrau versprochen; auf den Azoren führte er's aus, als dem ersten Lande, das er nach jener schweren Stunde traf. Da gingen sie an Land und gingen ihrem Gelöbnis gemäß barfuß und im Büßerhemde ihren Pilgergang zur Kirche unsrer lieben Frauen (Jurien de la Gravière, Les marins du XV et XVI siècle). Und als Magelhaens' Schiff nach Sevilla kam — ihn selbst, den Großen, brachte es nicht mit zurück! — da zogen sie auch alle Mann, barfuß und im Hemde zur Kirche „unserer Frauen de Victoria,“ brennende Kerzen in den Händen. So hatten auch sie gelobt in der Stunde der Not.

Ein Lieblingsgebet der seefahrenden Leute war von je der prachtvolle 107. Psalm, und ich werde es selbst nie vergessen, wie er durchschlägt bei einem selbst und bei den Leuten, wenn man ihn vorliest ir Heimatshafen, wenn das Schiff an der Boje festgemacht hat, und mächtig das Wort dahergeht:

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! —

Saget, die ihr erlöset seid durch den Herrn, die er in der Not erlöset hat; und die er aus den Ländern zusammengebracht hat vom Aufgang, vom Niedergang, von Mitternacht und vom Meer; die irre gingen in der Wüste, in ungebahnten Wegen und fanden keine Stadt, da sie wohnen konnten; hungrig und durstig, und ihre Seele verschmachtete — und sie zum Herrn riefen in ihrer Not, und er errettete sie aus ihren Ängsten, und führte sie einen richtigen Weg, daß sie gingen zur Stadt, da sie wohnen konnten: die sollen dem Herrn danken um seine Güte! —

Die da sitzen mußten in Finsternis und Dunkel, gefangen in Zwang und Eisen, darum daß sie Gottes Geboten ungehorsam gewesen waren und das Gesetz des Höchsten geschändet hatten — darum mußte ihr Herz mit Unglück geplagt werden, daß sie da lagen und ihnen niemand half; — die sollen dem Herrn danken um seine Güte!

Die Narren, so geplaget waren um ihrer Übertretung willen und um ihrer Sünde willen, daß ihnen ekelte vor aller Speise und wurden todkrank — — er sandte sein Wort und machte sie gesund und errettete sie, daß sie nicht starben; die sollen dem Herrn danken um seine Güte!

Die mit Schiffen auf dem Meer fuhren und trieben ihren Handel in großen Wassern; die des Herrn Werke erfahren haben und seine Wunder im Meer, wenn er sprach und einen Sturmwind erregte, der die Wellen erhob, und sie gen Himmel fuhren und in den Abgrund fuhren, daß ihre Seele vor Angst verzagte, daß sie taumelten und wankten wie ein Trunkener und wußten keinen Rat mehr, — und sie zum Herrn riefen in ihrer Not und er sie aus ihren Ängsten führte, und stillete das Ungewitter, daß die Wellen sich legten, und sie froh wurden, daß es stille geworden war, und er sie zu Lande brachte nach ihrem Wunsch; die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er an den Menschenkindern thut, und ihn bei der Gemeinde preisen und bei den Alten ihn rühmen!"

Wir gingen aus von der Entstehung der Gallionsbilder.

Allmählich ward der Brauch aufgegeben, nur das Bild des Heiligen zu fahren, dem das Schiff zu eigen gegeben war, und an seine Stelle trat immer häufiger das Bild irgend eines Tieres, dessen Kraft, Schnelligkeit oder andere wertvolle Eigenschaften dem Schiff vorbildlich zugeeignet werden sollten; und je länger, je mehr verallgemeinerten sich

die Namen und die Gallionsbilder, bis wir heute zu Namen gekommen sind wie z. B. „Schiffswerft“, die überhaupt gar keine Beziehungen mehr haben, und vergebens wäre die Mühe, sie durch ein Gallionsbild deuten zu wollen; wohl aber lassen die großen Augen, welche die chinesischen Schiffer auf den Bug ihrer Dschunken malen, ob größer oder kleiner, eine solche zu. Wer je in einem chinesischen Hafen gelegen hat, kennt sie. Man hält sie erst für gewohnheitsmäßigen Zierat, bis man darüber aufgeklärt wird, daß sie dem Schiff wirklich dazu dienen sollen, seinen Weg zu finden: „sonst kann es nicht sehen!“ (vgl. Heims, Rund um die Erde, p. 253). Auf Rechnung dieser geschickten Augen vielleicht gilt es bei den Chinesen (und Japanern) für glücklich, möglichst dicht vor dem Bug eines ausländischen Schiffes vorbei zu kreuzen, wodurch in engen Gewässern oft große Unbequemlichkeiten entstehen. — Sollten sie aber dadurch nicht vielmehr bloß ihre Geschicklichkeit zeigen wollen und die Bewährung dieser für ein gutes Zeichen halten?

Wie hier die Augen, so sind anderswo die Gallionsbilder mit dem Schiff zusammengedacht als in einer Art Lebenszusammenhang, und so wurden sie allmählich und unwillkürlich schließlich gar zu Idolen und Gegenständen des Aberglaubens, so daß jetzt von ihnen das Leben des Schiffes und sein Glück ausging. So wenn Vasco de Gama dem Zamorin von Calicut antwortet, der ihn um das vergoldete Gallionsbild seines Schiffes, eine Statue der Jungfrau Maria, gebeten hatte — „von Gold sei es nicht, aber es habe ihm bisher Schutz gegeben und er sei nicht gewilligt, sich von ihm zu trennen“ (Jones' „Credulities“ p. 59), so wird das Glück des Schiffes im Grunde nicht mehr von der Himmelskönigin selber, sondern von diesem ihrem glückbringenden Bilde abhängig gemacht.

Anders verhielt es sich mit den Schiffsbildern unserer reisigen reckenhaften nordischen Vorfahren. Da hatte das Schiff einen Drachenkopf, einen Pferdekopf, ein Geierhaupt vorn am Bug, weil es selbst als Drache, als Seepferd, als Wasservogel betrachtet wurde, das sich durchs Wasser ringelte, über die See hintanzte, über ihr die Schwingen regte — hier gehört das Gallionsbild zum Organismus des nach dem Volksglauben in sich lebendigen Schiffes; dort hingegen bekommt das Schiff erst Glück und Leben durch das Zusammenwachsen mit seinem Gallionsbild von diesem aus. Wenn die Ägypter ihrem Schiff einen Ibiskopf aufsetzten, dann wollten sie damit keineswegs ausdrücken, das

Schiff sei eigentlich ein Ibisvogel; oder wenn Eduard III. auf dem „Heil. Thomas“ nach Frankreich übersetzte, dann war ebenfalls nicht das Schiff als solches das Namengebende, sondern vielmehr der Heilige, unter dessen Schutz es stand und dessen Bild und Namen es infolgedessen glückverheißend trug.

Aber dieser „Thomas“ mußte Glück haben. Denn einmal unter so heiliger Hut zu sein, und dann noch einen König zu tragen, das war zweifacher Schutz. Denn die Könige sind im Volksbewußtsein Glückbringer. Das bekannte Wort Cäsars an den sich im Sturm entsetzenden Schiffer: „Was fürchtest du? Du trägst Cäsar und sein Glück“ ist hier freilich wohl nicht anzuführen; das ist eher eine Äußerung eines vom Stande unabhängigen persönlichen Glaubens an eine Bevorzugung seitens der Vorsehung, der erfahrungsmäßig in tausend Gefahren erprobt und genährt war. Mehr gehört hierhin, was Jones in seinen „Credulities“ anführt, daß Wilhelm Rufus, bei schlechtem Wetter in See gehend, die stolze Äußerung that: „Ich habe noch nie gehört, daß ein König Schiffbruch gelitten hat! Laßt uns ankerauf gehen, und ihr werdet sehen, daß die Winde mit uns sind!“ — Rührend aber und herzlich erfreulich ist es für ein deutsches Herz zu lesen, wie auch um das Haupt unsres greisen Kaisers schon die Sage freundlich zu weben beginnt, wenn der Amerikaner Bassett erzählt (p. 429): Wilhelm I. von Deutschland, seinen Dampfer auf dem Bodensee einem jungen Paare zur Verfügung stellend, sagte zu einer Dame, die sich scheute an Bord zu gehen: „Fürchten Sie sich nicht! Der Dampfer trägt meinen Namen, und das muß Sie beruhigen!“

Sechzehntes Kapitel.

Sagenhafte Länder und versunkene Städte.

Eine gewisse außergewöhnliche Vorsicht war, wie einzelnen Zeiten, so auch einzelnen Orten gegenüber geboten. Wie die „Nordsee“ seitens der Seeleute gern in „Mordsee“ gewandelt wird — und sie hat thatsächlich schon manch Todesröcheln übertönt, mehr als andere Meere, und es ist wahr, wenn es heißt: Wer auf der Nordsee fahren kann, der mag es überall wagen — so ist beispielsweise das schon so oft genannte Kap Horn auch eine Stätte der Welt, der man von Natur nicht viel Gutes, sondern alles mögliche Böse zutraut, so daß, wer ums Kap Horn gefahren ist, Erlaubnis hat, allerlei zu thun, was sonst, sei es nun aus Anstands-, oder aus Nützlichkeitsrücksichten verboten ist. Das jetzige Kap der guten Hoffnung hieß nicht immer so vielverheißend; und es galt für eine Heldenthat ersten Ranges, dies „Kap der Stürme“ wagend zu umschiffen, um welches die Luisiade die wüstesten und verderblichsten Geister warnend vor weiterem Vordringen tosen läßt, und von dessen Tafelberg der Teufel sein weißes Wolkentischtuch herabwallen läßt — in der That ein sehr wirkungsvoller Anblick — als Zeichen möglichen Wetterwechsels, Sturms und Schiffbruchs. — Hier sei beiläufig jener rätselhaften „bunten, wechselnden Signale“ des Tafelberges gedacht, deren Freiligrath im „Löwenritt“ Erwähnung thut. Er kann damit gar nichts anderes meinen als die bunten, wechselnden Lichtreflexe, welche in diesem Nebeltuch, das über die scharfgratige Kante des Tafelberges herniederrollt, wunderbar und farbenprächtig spielen, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne schräg hineinfallen. — Auch die Bab-el-Mandeb-Straße als: „Thor der Gefahr“ hat ihren Namen sicher nicht am grünen Tisch bekommen. Die Gefahren des Klimas dagegen spielen eigentlich eine untergeordnete Rolle; nur, wenn man einen dahin wünscht, wo der

Pfeffer wächst, so wird der Pfefferküste in Westafrika der Charakter eines Erdenparadieses nicht zugeschrieben, sowenig wie dem Lande, das den Cayennepfeffer erzeugt.

In ganz merkwürdig schlechtem Ruf standen lange Zeit die Bermudas-Inseln, jene abenteuerlich genug ganz einsam mitten im Atlantischen Ozean liegende Inselgruppe: und eben dieser Weltentrücktheit haben sie jedenfalls die üblen Gerüchte zu danken, die über sie im Schwange gingen. In einem alten Traktat: A Discovery of the Bermudas, otherwise called the Isle of Divels aus dem Jahr 1610 heißt es (Bassett p. 301), daß jedermann wisse, wie sie niemals von Christen bewohnt gewesen, sondern ein ganz verhextes und faulstem Zauber unterworfenes Land seien, das nichts bietet als Sturm, Böen und schweres Wetter; weshalb jeder Seemann sie meide wie die Scylla und Charybdis, oder wie sie den Teufel selbst scheuen würden. — Bewohnt sollte dies fürchterliche Gebiet sein nur allein von Hexen und Teufeln, die in der feuchten, stürmischen Luft, die über den Inseln lagert, vortrefflich gedeihen möchten. Die Erdkruste der unzähligen Inseln — man zählt so viele, wie das Jahr Tage hat — sollte so dünn sein, daß darauf Wandelnde in beständiger Gefahr des Einbrechens wären.

Aber sie finden doch auch ihre Verteidiger; und zwar schon früh. — In einem andern Traktat, News from the Bermudas 1617 heißt es: „Wenn man erzählt hat, daß die Bermudas verzaubert sind und von Teufeln, Hexen und bösen Geistern besessen, dann sind das ganz thörichte und faule Nachrichten.“ Ein offizieller Bericht der Kolonie Virginia erklärt die Entstehung solcher Gerüchte in höchst bezeichnender Weise so, daß die vielfach behaupteten Geister, die dort in Unmengen hausen und ruhelos ihr Wesen treiben sollten, nichts anderes seien, als Vögel, und alle Teufel, die auf die See hinaus ihr scheußlich Schreien, Brüllen und Kreischen hören ließen, nur — Schweine.

Heutzutage liegen sie einsam, sturmverweht, feucht, grün, zerrissen und wohl angebaut, mit weißen Häusern auf die weite, an ihren Küsten prächtig lichtblaue See blickend, im ungeheuren Ozean und sind von unbewohnten Geisterinseln zu einer englischen Flottenstation vorgerückt. Nicht viel besser ging's der Insel Neufundland im Anfang ihres Daseins im Bereich der bekannten Länder. In einer italienischen Karte von 1550 wird sie auch einfach „Insel der Dämonen“ genannt, und Teufel sind bei ihr abgebildet. Sehr liebenswürdig soll das Ländchen ja heute auch noch nicht sein; aber an Stelle der wimmelnden Teufel

sind doch immerhin ebenso zahlreiche Stockfische getreten. Eine entschiedene Wendung zum Guten.

Aber sie standen mit ihrem abenteuerlichen Ruf nicht allein da. Überall war die Phantasie der seefahrenden Leute geschäftig, jenseit des blauen Wassers Wunderländer zu ahnen, teils von paradiesischer Lieblichkeit, teils von sehr unangenehmem Wesen. Wie spukte das paradiesische Zipangu mit seinen goldenen Gassen und weißgewandeten Einwohnern in den Köpfen von Entdeckern und Nichtentdeckern; gar wunderbare Träume und Geschichten waren im Schwange von dem Reich des Priesters Johannes, von den goldstrahlenden Tempelländern Peru und Mexiko. Unerhörtes, Niegesehenes, allen uns bekannten Verhältnissen Entgegengesetztes sollte da zu schauen sein: fabelhafte Reichtümer, unbekannte Geistwesen, schreckliche Riesen, unglaublich kleine Zwerge, greuliche Ungeheuer, reizende Feen, wunderliche Gewächse, kräftige Heilmittel, fürchterliche Giftpflanzen, entsetzliche Menschenfresser, betäubende Blumendüfte, köstliche Früchte — alles das schwirrte durcheinander in den Vorstellungen jener gärenden Zeiten, in denen es abenteuernde Gesellen hinaus in die unbekannte, rätselhafte, lockende Ferne zog mit einer Gewalt, der sie nichts entgegenstellen konnten — und wollten.

Von schwimmenden Inseln haben wir schon früh gehört. Schon bei Homer treibt die Insel des Äolus auf den Wassern, und Delos ward erst von Poseidon verankert. Und im erwähnten Speculum Regale wird noch von einer Insel erzählt, die zu Zeiten der dänischen Küste nahkommt und auf der Kräuter wachsen, die alle Übel heilen. Aber nur einer konnte zur Zeit drauf landen, sonst verschwand sie für sieben Jahr. Und Landrin in Les Monstres Marins, p. 30, berichtet, wie ein Franzose, Pichot, von Inseln zu sagen weiß, die auf dem Meere treiben, bewachsen mit Gras und Bäumen, aber die zu Zeiten versinken. Es sind Wohnstätten böser Geister, welche sie sich heben und senken lassen, um die armen Schiffer zu äffen oder ins Unglück zu bringen. — Wir haben schon gelegentlich der Kraken über sie gesprochen. In England scheint der Glaube an solche schwimmende Inseln noch nicht ganz erloschen zu sein. Wenigstens führt Bassett nach der London World folgenden wunderbaren Bericht von 1885 an, betreffend ein von Zeit zu Zeit in Derwentwater-See auftauchendes Eiland:

„Einige nennen es die Teufelsbarke und versichern, daß sie nur in Unglücksjahren erscheint; daraus schließend, daß England demnächst von der Cholera heimgesucht werden wird. Diese Prophezeiung

wird durch die Thatsache unterstützt, daß die Insel in der vergangenen Choleraperiode erschien. Andre — die sogenannten ‚Ältesten Leute‘ — behaupten, daß ihr Auftauchen drei Monate andauernden Frostes bedeute.“

Überhaupt, was drohen dem armen Schiffer für Gefahren da draußen auf der unheimlichen See! Schlimmer noch als diese schwimmenden haltlosen Inseln sind jene Berge, die in der See festgegründet aus ihr aufragen und mit unwiderstehlicher Gewalt die schwimmenden, haltlosen Schiffe anziehen, die schrecklichen Magnetberge! Schon Plinius weiß davon zu erzählen, und das Mittelalter bildete diese Sage aus. Im „Herzog Ernst“, jener einst in weiten Kreisen verbreiteten Volkserzählung, werden an die Geschichte eines deutschen Ritters die wunderbarsten Abenteuer zu Wasser und zu Land geknüpft. Im „Lebermeer“ stößt er denn auch auf den Magnetberg, der durch seine ungeheure Anziehungskraft die Schiffe mit unwiderstehlicher Gewalt auf sich zuzieht und sie an seinem Erz zerschellen läßt, jeden Nagel und jeden Bolzen aus dem Gefüge der Planken und Spanten herausreißend, daß sie haltlos, ohne Verbindung untereinander zerfallen und sich lösen, so das Schiff dem Untergange weihend.

Manchmal aber nimmt das Verhängnis auch andere Gestalt an; da lauert es unter dem Wasser in Gestalt einer solchen Magnetklippe, welche durch die ihr innewohnende Kraft so auf das Eisen in dem über sie wegfahrenden Menschenschifflein wirkt, daß sie, ob auch nicht die Verbände des Fahrzeuges lösend, dasselbe doch mit unheimlicher Gewalt mitten aus der flottsten Fahrt zum plötzlichen Stillstand bringt, so daß der Schiffer vergeblich sich darauf besinnt, warum er im tiefen Wasser bei der schönen Brise, in der die Segel so prächtig voll stehen, nicht von der Stelle kommt. So ging's dem Norweger Magnus Magnussen, als er ausfuhr, um Grönland zu entdecken. — Sicher ist man vor dem Berge nie. Bald liegt er im Norden, bald im Süden.

Aber noch viel abenteuerlicher ergeht die Sage sich im freien Gedankenflug. Tausend und Eine Nacht ist ein Zeugnis dafür, wie die Träume der Lebenden hinausflatterten und köstliche Märchenbeute mit heimbrachten, die dem begierig lauschenden Geschlecht als Wahrheit galt. — Da schallte von einer Insel, die Sindbad sah, bei Nacht süßer, lauter Jubel übers Wasser zu dem einsamen Menschenschifflein hinüber: mag das ein paradiesisch schönes Eiland sein und gar ein selig Leben darauf! — Oder im fabelumwobenen Indien, da hören — so erzählt

Kazwini — die Vorüberfahrenden von einer Insel Bartail, auf welcher der Antichrist wohnt, den Klang von Trommeln und Flöten und Tamburins. Sehr geistvoll bemerkt nach Bassett ein gewisser Hole hierzu, er denke sich dieses Geräusch „durch Wogenschlag in hohlen Felsen verursacht!“ Diese Sagen, die Erzeugnisse freiwirkender, ahnender Phantasie, sollen ja gar nicht erklärt werden, und wollen es auch nicht.

Auf einer andern Insel irgendwo im Ozean leben Wesen, die knochenlos umhergehen, immer bereit, dem Seemann, dem ahnungslosen, auf die Schultern zu springen und ihn nach unten zu ziehen; und wieder auf einer anderen giebt's greuliche Menschenfresser mit Hundeköpfen auf den Schultern. Auch die Überlieferung des Nordens weiß von so schlimmen Ländern zu sagen. Gorm der Weise segelte nach Westen mit drei Schiffen. Sie landeten auf einer Insel, die von großen Viehherden bevölkert war. Von diesen nahmen sie mehr, als ihnen not, und wurden nun von scheußlichen Ungeheuern verfolgt, die ihnen nicht eher Ruhe ließen, als bis ihnen drei Mann geopfert waren. Hier hat der weise Gorm aber eine große Ähnlichkeit mit dem klugen Odysseus in seinen Erlebnissen auf Trinakria. — Eine rechte Gänsehaut mag dem wackern Seefahrer wohl angekommen sein, wenn er gar gläubig der Münchhausiade lauschte von dem eisigen Lande hoch oben im Norden mit seiner ewig gefrorenen See, wo sogar der Schall einfriert, und so gründlich, daß das Getöse eines zusammenbrechenden Eisberges erst zwölf Monate nach dem Einsturz vernommen wird!

Ein böses Gewässer ist das Rote Meer! Eine Tummelstätte böser Geister, wie es keine zweite giebt. Alle gebannten Geister wurden dorthin, in den glühenden Felskessel, in den die Sonne schmorend niederbrennt — ein Bild der Hölle — verwiesen. Wenn solche Geister dann aber wiedererschienen, galten sie für kühner als ehedem, und zeigten sich sogar bei Tage. So sandte, nach mohammedanischer Sage, Moses den Verfertiger des goldenen Kalbes auf eine Insel im Roten Meer, und da herrschen seine Nachkommen noch mit Elend geschlagen. So oft ein Schiff sich dem unseligen Eiland nähert, kommen sie herbeigelaufen und schreien: „Rühre mich nicht an!“

Marco Polo erzählt von Inseln, die nur von Männern, und von anderen, die nur von Weibern bewohnt sind. Länder letzterer Art kennt auch das Altertum als Wohnungen der Amazonen fern im Osten; aber auch die Japaner erzählten dem Mendoza von einer Weiber-

insel; Kolumbus hörte ähnliche Berichte von der Insel Martinique; und Schmidt in seinen Schiffermärchen weiß von einer Insel, einem gar wunderlieblichen Eiland, das nur von zarten, holden Feen bewohnt ist, gleichwie Tasso's Armida auf einer paradiesisch schönen Insel im Atlantik ihre Zaubergärten gepflanzt hat; eine Erinnerung an die Gärten der Hesperiden, welche die goldigen Früchte bargen, die Atlas für den Herkules holen mußte auf einer Insel im fernen Westen, dort, wo die „Inseln der Seligen“ lagen.

Bei diesen müssen wir etwas verweilen. Was ist unter ihnen eigentlich zu verstehen? Und wo liegen oder lagen sie? —

Es heißt im Proklus: Das Leben auf ihnen sei herrlich und köstlich für die Menschen; kein Schnee falle dort, und keine Winterstürme brausten, und regnen thue es nimmermehr. — Sind sie vergangen und versunken? Sind die Kanarischen Inseln damit gemeint? Auch da regnet und stürmt es zu Zeiten; ebenso auf den lieblichen Azoreninseln, auf denen es sich gar wonnig lebt, nur nicht im Hafen bei auflandigem Wind. Sind die Inseln des grünen Vorgebirges gemeint? Aber da, ob's auch nicht, oder nur alle drei Jahr regnet — wir brachten ihnen 1884 mit der Nymphe den ersten Regen nach $3^1/_2$ Jahren — ist es unangenehm heiß und gar nicht gemacht zu einem Aufenthalt seliger Geister und Menschen. Oder ist es etwa die untergegangene Atlantis des Plato, von der er im Timäus II, 517 erzählt, daß in jenen Tagen der Atlantik noch schiffbar war, und daß der Straße, die jetzt die Säulen des Herkules heißt, eine Insel gegenüber lag, die durch heftige Erdbeben und ungeheure Fluten der See und des Himmels in einem Tage und in einer Nacht zerstört ward, mit allem Volk versinkend und unter dem Wasser verschwindend? Daher sollten die Bänke und Untiefen rühren, von denen das Altertum jene Teile des Atlantik angefüllt sein ließ. Die Ägypter sollen solche Kunde verbreitet haben. — Der erwähnte Proklus erzählt, daß es sieben Inseln im Atlantik gegeben; und die Panichäischen Inseln des Euhemerus, die von „gottgleichen Menschen“ bewohnt seien, gehören sicher auch hierher.

Auf eine ganz andre Spur aber führt diejenige Überlieferung, welche die Inseln der Seligen zwar auch nach Westen, aber hoch hinauf in den Norden verlegt und sie mit den „Grünen Inseln“ in der Irischen See, auch dem Aufenthalt edler, abgeschiedener Geister, zusammenwirft, die auch wohl das Land der „Weißen Männer“ genannt werden, weiß im Sinne von groß, rein, schuldlos gefaßt; vgl.

den „Weißen Zar“ der Russen. Im achtzehnten Jahrhundert noch erzählten sich die englischen Seeleute von jenem Land der grünen Wiesen, und noch im jetzigen Jahrhundert sollen einige sie aufgesucht und gefunden haben; aber sobald sie sich wieder einschifften, verschwanden jene. Feen wohnen auf ihnen; nach alter Sage kommen sie gar hinüber nach Milford durch einen unterirdischen und unterseeischen Gang.

Westlicher hinausgerückt wird jene Insel durch eine Notiz bei Baring Gould, der pag. 550 in Curious Myths nach nordischer Sage anführt: Ari wurde durch Sturm auf das Land der „Weißen Männer“ verschlagen, welches einige Groß-Irland nennen. Es liegt in der Westsee, bei dem guten Vinland (jetzt New-Jersey in Nordamerika), sechs Tage zu segeln von Irland; und eine andere Druidensage erzählt gleichfalls von einem Schiff mit hundert sich von selbst bewegenden Riemen, mit weißen Segeln, ohne Besatzung, also einem richtigen Geisterschiff, das in dunkler Sturmwolke erscheint, und einen lebenden Druiden aufnimmt. Sieben Tage segelt es westwärts und kommt zuletzt auf Flath Innis, der „Edlen Insel“ an. (Mc. Pherson.)

Merlin segelte mit zwölf Genossen aus, um die Inseln zu finden, auf denen Seelen der Druiden wohnen sollten, die auch zu Zeiten nach der Küste von Wales hinüberkämen, um Männer von hier nach ihrer Insel zu führen, denen, wenn sie zurückkamen, zehn Jahre dort nicht länger als ein einziger Tag in der Heimat erschien, so überaus herrlich war es da. Von einem Rasenhügel auf einem Kirchhof am Lande sollte man sie zuweilen erschauen können, aber wenn man sie aufsuchte, dann verschwanden sie. Nur einer fand sie wirklich: der auf einer Rasensode von eben jenem Strandkirchhof hinüberschiffte. Das deutet auf Begräbnis und Totenfahrten hin.

Die bemerkenswerteste Expedition zur Aufsuchung dieses verlornen Paradieses unternahm doch der heilige Brandanus, der immer mehr als andere Menschen Erlebende, der auch einmal eine Messe auf einem Kraken gelesen hatte. Er erlebte gar manches auch auf dieser Entdeckungsreise, das der Nachwelt aufbewahrt ist in der „Goldenen Legende“ von Wynklin de Worde. Dort heißt es folgendermaßen (Bassett p. 338), in öder Übertreibung:

„Sieben Tage segelten sie weiter in dem klaren Wasser. Dann kam ein Südwind und trieb das Schiff nach Norden. Da sahen sie eine Insel voll von Rauch, Dunst und Dampf; und sie hörten großes Getöse und Donnern, aber sie sahen nichts. — Und nachher kamen sie

an eine Insel, die wurde von Vögeln (d. h. von gefallenen Engeln!) bewohnt, und eine andere von Schafen. Dann aber kam eine, von der aus wurden sie mit Feuer und Eisen gar ernstlich angegriffen und berannt. Ja, sogar den Judas sahen sie, wie er auf einem Felsen in der See umtrieb! Nun segelten sie erst westlich, dann nördlich; darauf wieder gen Westen, bis eine dunkle Wolke aufkam, und als sie sich aufklärte, da lag die gesuchte Insel vor ihnen! Und auf ihr war Freude und Glück genug; und vierundzwanzig Mönche lebten auf ihr." Das sind möglicherweise wieder die Druiden auf der wallisischen Insel, aber hier christianisiert. Westlich von Irland sollte sie liegen; „Hy Brazil" war ihr Name. Ein William von Worcester erzählt, sein Bruder sei 1401 auf die Suche danach ausgesegelt, und von Bristol aus neun Monate nach Westen gefahren (Bassett, p. 339), und als er die Insel endlich entdeckt, da sei er durch Sturm zurückgeworfen. Schade! — In einem italienischen Atlas von 1605 soll Brazil eingezeichnet sein; eine andere alte Karte giebt nach einem Manuskript von 1636 in der Bücherei des Trinity College die — westliche? — Länge auf 0° 3', die Breite auf 50° 20' an, und ein alter holländischer Skribent Werdenhagen giebt eine Karte, auf welcher gerade hier wirklich eine Insel eingetragen ist, also ziemlich mitten im Kanal. Dr. Guest erzählt von einem 1674 in London veröffentlichten Werk, einem würdigen Gegenstück des später zu erwähnenden „Volucris arborea", betitelt „das westliche Wunder, oder O'Brazile", das eine ausführliche Beschreibung einer Reise in dies Wunderland giebt, und 1879 (Notes & Queries 1883) gab ein Mr. Frazer eine große Karte heraus, auf der die Insel deutlich erkennbar ist. Sie ist nach einem Werk des Königl. Geographen Tusser 1674 gearbeitet. Frazer meint, die Insel habe wirklich bestanden und da gelegen, wo jetzt der Porcupinegrund liegt; man soll dort Muschelschalen gefunden haben, die deutlich die einstige Einwirkung atmosphärischer Luft auf die Oberfläche des Landes erkennen lassen, da sie derselben zu ihrer Entwickelung bedürfen. Also doch eine Art Atlantis, nur etwas nach Norden versetzt. Höchst wahrscheinlich löst sich die ganze Sache in eine uralte, keltische Begräbnisstätte auf (vergl. die Erwähnung der Druiden), die auf einer vielleicht später überfluteten Insel belegen war, und die als „Friedhof" in den Ruf besonderer Lieblichkeit und Ruhe gekommen war. Nachher mag ja auch ein Kloster dort gestanden haben; vergleiche die genaue Zahlenangabe von vierundzwanzig Mönchen.

Die Annahme, daß es sich hier um eine untergegangene Begräbnisstätte handle, zwischen Frankreich und England gelegen, hat mancherlei Stützen in einzelnen Nebensagen. Schon Prokopius, der Gotenhistoriker, sagt, England sei als Aufenthalt abgeschiedener Seelen bekannt. Die Wohnung der Toten sei in der Tiefe, aber bevölkert von Seelen, welche Fischerleute von der andern Küste herüberführten. Diese, nächtens herausgerufen, fänden ihre Kähne mit Seelen angefüllt und würden von geheimnisvoll günstigen Winden hinübergeführt.

In Frazers Magazin II, p. 223 heißt es noch deutlicher nach einem alten Chronisten: „An der England gegenüberliegenden Küste wohnen Fischer, welche den Franken unterthan sind, ihnen aber keinen Tribut zahlen, sondern statt dessen die Seelen der Verstorbenen überführen." — Das kann doch nur heißen: Die Leichen irgendwo jenseits des Wassers bestatten; und jedenfalls nicht alle Leichen, sondern besondere, die auf besondern Platz Anspruch haben. — Dann heißt es weiter: „Sie legen sich abends zum Schlafen nieder in ihren Häusern, aber nach kleiner Weile hören sie, wie's an die Thüre klopft und eine Stimme sie zu ihrem Werk ruft. Sie stehen auf und gehen an den Strand, nicht wissend, was sein soll: dann sehen sie Boote dort, aber nicht ihre eigenen; und es ist niemand drin. Sie steigen ein und rudern fort" — also der Bestimmungsort ist rudernd zu erreichen! — „und bemerken, daß ihr Boot so schwer ist, als wäre es mit Fahrgästen beladen; doch sie sehen keinen —." Aber im Boot liegen eben die verborgenen, zugedeckten Leichen.

In der westlichen Bretagne, nah dem Kap Raz, giebt's eine Bai des trépasses, eine „Jammerbucht" (Bassett, p. 326), in der Boote gedungen wurden, um Seelen, besonders solche von Ertrunkenen, nach der „Isle de Sein" oder der „Toteninsel" hinüberzuführen. — Das ist dem ganz ähnlich. Nur daß hier die Seelen in den Booten klagen und wimmernd schreien. Ebenso kommen an der Nordküste der Bretagne, bei St. Gildos, zu nächtlicher Zeit Boote aus den Riffen hervor, die mit den Seelen Ertrunkener davonfahren.

Eine Kanalinsel mit einem Klima wie Guernsey oder Wight würde den Schilderungen der „grünen Inseln", wo's so mild und wonnig ist, gar wohl entsprechen. Brandanus' Reiseweg stimmt damit freilich nicht; aber das Loggbuch des braven Herrn dürfte, was seine Observationen und sonstigen Kursberechnungen angeht, doch nicht so unbedingt zuverlässig gewesen sein.

Aber, um zu jenen Inseln der Seligen zurückzukehren —, oder der Insel —, die weiter im milden Süden, im Westen von Spanien liegen sollten, so fehlt es auch hier nicht an den allergenauesten Angaben, ohne daß wir indessen in Erforschung des rätselhaften Landes einen Schritt weiter kämen. Auf einer alten Karte von 1751 ist eine Insel dreihundert Seemeilen westlich von Ferro eingetragen auf 29° nördlicher Breite. Je mehr Inseln aber im Westen entdeckt wurden, die trotz aller Lieblichkeit sich doch mit jenem idealen Lande nicht ganz deckten — wir haben früher gesehen, welchen Schrecken sogar Madeira und die Kanarischen Inseln den Entdeckern einflößten — um so weiter nach Westen schweiften die suchenden und sehnenden, abenteuernden Gedanken. Von Zeit zu Zeit wollte jemand das Wunderland geschaut haben, aber kaum gedacht, ward der Lust ein End' gemacht — kaum erschaut, verschwand und versank es. Ein portugiesischer Lotse (W. Jrving, Chronicles of Wolferts Rust) sollte sie gefunden haben im fünfzehnten Jahrhundert, ein sturmverschlagener Mann, und ein spanischer Edelmann rüstete eine Expedition zu ihrer Entdeckung aus. Seine Flotte wurde im Sturm zerstreut, und er allein erreichte das Land seiner Sehnsucht und kehrte nach Jahren zurück mit der Meldung, daß diese glückseligen Inseln von den Abkömmlingen der letzten Gotenkönige beherrscht würden. Die Portugiesen nannten sie S. Sebastian. Von den Kanarischen Inseln aus sollte man sie zu Zeiten sehen können, fern, fern im Nebel, und auf dem Globus des Martin Behaim ist sie zweihundert Leguas westlich von den Kanarien eingetragen. Sogar in Staatsverträgen zwischen Spanien und Portugal ist dieses merkwürdige Land erwähnt; und noch 1721 segelte ein Geschwader auf die Suche nach ihm aus — zum letzten Mal! In unserer Zeit der genauen Seekarten hat man endlich die Hoffnung aufgegeben, es zu finden, und fabelhafte und unbekannte Länder kommen heutzutage nicht mehr vor; man müßte denn hierher die wenig beliebten „doubtfuls" rechnen, die mit einem Fragezeichen versehenen Eintragungen von angeblich einmal plötzlich mitten in ungeheuren Tiefen bei hohlgehender See erschauten, sonst aber unter dem Wasserspiegel verborgenen Klippen, an denen z. B. unter andern Seestrecken besonders das Gewässer zwischen den Hawaïinseln und Japan im letzten Drittel des Fahrweges reich ist, auf denen aber noch nie ein Schiff gesessen hat, noch vermutlich je sitzen wird.

Gar gern mag der Schiffer, wie die Sonne im Westen untersank,

sich aus der rauhen Wirklichkeit hineingedacht haben in jene wonnigen Gefilde, gern von ihnen gehört haben, gern selbst von ihnen aufgeschnitten haben im angenehmen Gegensatz zu den tausendfachen Schrecknissen, die ihn ringsum umgaben; und mit stillem oder lautem Seufzer mag er am nächsten Tage nach dem madenwimmelnden Hartbrot gegriffen und sich die Zähne an dem unbezwinglichen Salzfleisch, dem viele Jahre alten, ausgebissen haben, wenn er am Abend vorher von der prächtigen Insel „Cockayne“ gehört hatte, wo die Balken der Häuser aus Lachs und das ganze Haus selbst aus zarten Fischen gebaut war, und wo die Quellen mit Wein fließen — das echte Schlaraffenland, fern, fern im Westen —!

Man hat jene Äpfel, welche die Hesperiden hüten, erklären wollen als die ersten Apfelsinen, die von den Puniern auf ihren Reisen nach Spanien oder weiter, mitgebracht worden seien. Ich glaube, die Sache liegt doch etwas tiefer. Jene goldenen Früchte, die der hundertköpfige Drache bewacht; das goldene Vließ, von einem nie schlafenden Drachen mit feuersprühenden Augen geschirmt, die goldenen Eier, über denen der furchtbare Vogel Greif brütet, sie deuten alle auf die Erinnerung an ein verlorenes Erdenparadies zurück, dessen goldene Schätze von einem Wächter gewahrt werden, welchen die Bibel den Cherub nennt mit dem flammenden Schwerte, der den Eingang zum Paradiese hütet, in dem der Baum des Lebens seine Frucht trägt. Der Vogel Greif, (in der Sage sind „Greife“ soviel wie geflügelte Drachen) ist etymologisch dem γρύψ der Griechen, jenem vierbeinigen Vogel, welcher das Gold hütete, unmittelbar verwandt, und dieser wieder dem Cherub der Hebräer. Fern ist das Paradies den Menschen gerückt; aber abends, wenn der Himmel in Goldgluten sich öffnet, dann bricht sein Glanz überirdisch herrlich wieder hervor, das Licht aus dem Lande der Seligen; darum müssen jene Inseln dort hinaus liegen, woher der wunderbare Glanz scheint, der verklärend sich über die Welt breitet; darum nimmt die Sehnsucht Flügel und strebt dem Westen zu mit seiner Ruhe, seinem Abendfrieden, und fliegt der Sonne nach —. „Die Sonnenkinder suchen das verlorene Licht des Tages“! Auch wenn sie der Sonne entgegenziehen, nach dem Aufgang hin, denn auch der Osten hat seine Wunderländer — und welche! Das untergegangene, verlorene Paradies wurde auch da immer wieder gesucht und nie gefunden. Im Indischen Ozean soll's liegen. Alexander der Große kam bis an seine Pforte. Eine Karte aus dem 13. Jahrh. in der Bibliothek zu Hereford

(Bassett, p. 340) verlegt es nach Indien, vom Festland durch eine Mauer getrennt; und eine Karte in der Bücherei zu Cambridge bildet es gegenüber der Mündung der Donau liegend ab, im Schwarzen Meer. Dorthin, dem Aufgang zu, hin zu den Strömen des Paradieses ziehen die Argonauten: nach Kolchis, mit seinem Goldschatz; etwa dem Land Hevila (1. Mos. 2, 16) gleich „in dem man Gold findet" und um das der Pison herumfließt, der als der Abarus oder Batum erklärt wird und sich in das Schwarze Meer ergießt, während der Gihon für den Araxes gilt?

Die um der Sünden ihrer Bewohner willen untergegangene Atlantis führt unsere Gedanken noch einmal nach dem Norden zurück, wo auch so manche Sage geht von versunkener Länder und versunkener Städte Herrlichkeit. Da ist auf den Grund der See hinabgegangen die alte prächtige, üppige Wendenstadt Vineta auf der Insel Usedom, die „größte Stadt Nordeuropas im fünften Jahrhundert"; mächtig durch blühenden Handel — nichts ist von ihr geblieben, seit im Jahr 1183 der Grund, auf dem sie gebaut war, im furchtbaren Erdbeben versank und die brausenden Seen über ihr zusammenrauschten, alles, was da lebte, verschlingend.

So erzählt die Sage. Da, wo der Ruden am Ausfluß der Peene emporstarrt, gegenüber der fruchtbaren Oie, da sieht man bei stillem Wasser die Trümmer einer großen Stadt auf dem Meeresgrunde. Bäßler verlegt die untergegangene Stadt nach dem nordöstlichen Ende von Usedom; andere nach der Insel Wollin. Griechen, Slaven, Wenden und Sachsen und noch vielerlei Stämme wohnten darin, und jeder durfte frei seine Religion bekennen. Anfangs aber waren die Bewohner Vinetas ehrbar und züchtig von Sitten. Sie hatten ihresgleichen nicht im Handel mit dem köstlichen Erdharz des Bernsteins; und Jahr für Jahr kamen Kaufleute aus den entferntesten Gegenden der Erde. Dadurch kam ein unermeßlich großer Reichtum in der Stadt zusammen: die Stadtthore waren aus Erz und Glockengut, die Glocken aber aus Silber, das überhaupt so gemein war, daß die Kinder auf der Straße mit harten Thalerstücken spielten. Durch solchen Reichtum aber verfielen die Leute von Vineta in unglaubliche Schwelgerei und sündige Üppigkeit, so daß plötzlich zu furchtbarer Strafe das wilde Meer über die Stadt hereinbrach und sie vernichtete. Da kamen die Schweden von Gotland herüber mit vielen Schiffen und fischten aus dem Grunde, was sie erreichen konnten von Gold und Silber, Erz

und Zinn. Auch die ehernen Stadtthore fanden sie ganz und nahmen sie mit.

Wenn man von Wolgast über die Peene nach Usedom fährt (Bäßler), so erblickt man dem Dorfe Damerow gegenüber, zwei Meilen von Wolgast, bei stiller See tief, tief unten eine Menge großer Steine, Säulen und Fundamente. Das sind Vinetas Trümmer; sie liegen in der Länge von Morgen nach Abend. Die Gassen sind mit kleinen Kieselsteinen ausgelegt; größere Steine zeigen an, wo die Ecken der Straßen gewesen sind. Einige ragen ellenhoch im Wasser hervor.

In der versunkenen Stadt ist noch immer ein wundersames Leben. Bei stillem Wasser sieht man oft große, seltsame Gestalten in langen, faltigen Kleidern die Straßen auf und ab wandeln; oft sitzen sie auch in goldenen Wagen oder auf schwarzen Pferden. — Manchmal bewegen sie sich im fröhlichen, geschäftigen Verkehr; manchmal geleiten sie einen Sarg zu Grabe. Die silbernen Glocken der Stadt kann man noch jeden Abend bei ruhiger See hören, wie sie tief unten die Vesper läuten; und am Ostermorgen — denn vom Stillen Freitag bis zum Ostermorgen soll der Untergang Vinetas gedauert haben — kann man die ganze Stadt sehen, wie sie früher gewesen ist. Mit all ihren Häusern, Kirchen, Thoren, Brücken und Trümmern steigt sie aus dem Wasser hervor, und man sieht sie deutlich über den Wellen. Bei Nacht aber oder bei stürmischem Wetter darf kein Schiff sich den Trümmern nahen. Ohne Gnade muß es zerschellen, und keiner, der darin gewesen, kann aus den Wellen sein Leben erretten. — Von dem in der Nähe liegenden Dorf Leddin führt noch jetzt ein alter Weg zu den Trümmern, den die Leute in Leddin von alten Zeiten her den Landweg nach Vineta nennen."

Ich führe absichtlich möglichst wörtlich nach dem Meister der Sagen aus allen Gauen des Vaterlandes an; und was Alt-Büsum angeht, die zweite versunkene Stadt, diese an der holsteinischen Westküste gelegen, weiß ich auch nicht Besseres und Ergreifenderes darüber zu sagen, als was Klaus Groth in seinem „Old Büsum" ausspricht. Bei ihm heißt es so:

Ol Büsen liggt int wille Haff,
De Flot, de keem un wöhl en Graff,
De Floot, de keem un spöl un spöl,
Bet se de Insel ünnerwöhl,
Dar blev keen Steen, dar blev keen Pahl,
Dat Water schael dat all hendal.

Dar weer keen Beest, dar weer keen Hund,
De liggt nu all in depen Grund.
Un allens, wat dar lew und lach,
Dat deckt de See mit depe Nach.
Mitünner in de holle Ebb,
Da süht man vunne Hüs' de Köpp.

Denn buckt de Torn herut ut Sand,
Als weer't en Finger vun en Hand.
Denn hört man sach de Klocken klingen,
Denn hört man sach de Kanter singen;
Denn geit dat lisen dörch de Luft:
„Begrabt den Leib in seine Gruft!“

Bekannt und schön ist auch die Sage vom Niedergang Stavorens, jener alten Stadt im holländischen Friesland an der Zuidersee; jetzt 550 Einwohner zählend, einst die stolze Residenz der friesischen Könige, und dann um 1300 eine blühende, reiche, üppige Seehandelsstadt. — Einst lebte in ihr ein reiches, übermütiges Weib, die viele Schiffe auf der See fahren ließ. Nichts war ihr köstlich und selten genug. Da trug sie eines Tages einem ihrer Schiffsführer auf, er solle ihr eine Ladung des Edelsten, so die Welt trage, heimbringen. — Lange sann er hin und her, bis er endlich meinte, es gefunden zu haben. „Denn was“, fragte er sich „mag edler sein, als das tägliche liebe Brot, um das wir bitten, und als der Weizen, aus dem es gemacht wird?“ Und er brachte eine Ladung Weizen heim. Das stolze Weib aber, die auf ganz andere Herrlichkeiten gewartet hatte, fuhr ihn hart an und gebot ihm in ihrem Zorn, die kostbare Gottesgabe über Bord zu werfen. Vergebens flehte der Schiffsführer, warnend vor dem ungeheuren Frevel; vergebens baten die Armen der Stadt, daß ihnen die edle Ladung ausgeteilt werden möge: sie bestand auf ihrem lästerlichen Vorsatz, und das Korn wurde in die See geschüttet. Und die ganze Ladung fing unten am Meeresgrund an zu keimen und aufzusprießen; eine Sandbank, der „Frauensand“, bildete sich, wo das Verbrechen begangen war, daß kein Schiff mehr hinein, noch heraus konnte — und Stavorens Hafen, sein Glück und sein Reichtum, seine Üppigkeit und Vermessenheit: alles dahin! Noch wogt, wo einst die stolzen Seeschiffe lagen, weit im Winde die verfluchte Saat — aber ob es aussieht wie Korn — es trägt nur taube Ähren: das ist der Fluch der Armen!

Auch England hat seine versunkenen Städte. Nahe dem zerrissenen, wilden Felsenvorgebirge von Landsend, der westlichsten, in den Atlantik hineinragenden Spitze von Altengland, zwischen ihm und den Scilly-Inseln, da hat einst eine berühmte Stadt, Leownesse, gelegen. Fischer sehen noch die Wände der Häuser, und mit dem Anker haben sie Fenster aufgebracht; ja oft bei klarem Wasser sehen sie Bäume da unten wachsen.

Im Shannonfluß liegt eine überflutete Stadt, Namens Kilkokeen. 1823 kam eine Bootsmannschaft von fünfzehn Leuten aus diesem untergegangenen Ort in die Kirche, um geistlichen Trost zu erhalten. — Eines Nachts kam ein Schiff den Shannon herauf und machte am Kai einer schönen Stadt fest. Am nächsten Morgen kam einer ihrer Bewohner an Bord und heuerte sie nach Bordeaux. Am Tage aber nach ihrer Rückkunft mit reicher Ladung sank die Stadt und kam nie wieder zum Vorschein. So Bassett, p. 480. Derselbe erzählt, daß an der Südküste von England ein Taucher eine versunkene Stadt fand, und daß sich eine Gesellschaft bildete, um sie zu erforschen.

Auch die Iren haben ihre untergegangene Stadt, nah den Cliffs von Maher; ihr Name ist Inclidon. Wenn man sie erschauen kann, wird man reich. Das kann aber nur von einem einzigen, ganz bestimmten Punkte aus geschehen. Und den findet man eben nicht!

Nicht ohne Interesse ist die französische Sage von den versunkenen bretonischen Städten Verbido und Is. Namentlich die letztere. Sie ging auch ihrer Verbrechen wegen unter; merkwürdiger aber ist sie wegen der an ihren Untergang geknüpften Prophezeiung, daß wenn sie wieder auftaucht, — Paris untergehen wird. (L. F. Sauvé in Mélusine, April 1885.)

Siebzehntes Kapitel.

Wikingstod und Ertrunkene.

Von jenen im vorigen Kapitel behandelten „Inseln der Seligen“ trennt den Menschen das Meer; und zwar im letzten Grunde das Meer oder der Fluß des Todes: das ist der Endreim dieses Liedes der Sehnsucht nach verlorener Herrlichkeit: gefunden wird's im Leibesleben doch nie! Und auch darum wohl geht der Zug solchen Sehnens nach Westen, weil die untergehende, im Meer versinkende Sonne dem ahnenden Gemüte das Verlöschen des Lebenslichtes vorbildet — nichts, keine Liebe und kein Haß, kein Bitten und kein Klagen, kann sie halten: sie muß dahin; der Lebensabend kommt, mit unfehlbarer Gewißheit, und ihm muß die Nacht folgen! Darum wird auch das Sterben unter dem Bilde der Fahrt über dies Meer des Todes in das Land des Lichts — oder des ewigen Dunkels, dargestellt. Die abscheidenden Seelen müssen in den Totenkahn. „*Εὔπλοια*“, das heißt: „glückliche Fahrt!“ schrieben die alten Griechen ihren Toten wohl auf das Grab; und die heutigen Hellenen sollen ihnen zwei gekreuzte Riemen darauf legen. Mancher Bestattungsbrauch wird auf den Glauben an eine Seelenfahrt ins Land der Seligen zurückzuführen sein. So vielleicht der Brauch der alten Russen (Bassett, p. 328), alle ihre Toten in Booten zu bestatten. Erst wurden sie zehn Tage lang in die Grube gelegt, und dann wurde die Bootsbestattung vorbereitet. Das Fahrzeug war auf Land gezogen und zwischen vier Pfählen befestigt. Pfühle und Kissen wurden hineingelegt, und endlich wurde die wohlgeschmückte Leiche herbeigebracht, und in dem einen, hier besonders erzählten Falle, zugleich mit einer erwürgten Sklavin, einem Hunde, einem Pferde und drei Hühnern, samt den Waffen des Verstorbenen in dem Schiffe bestattet und wohl verwahrt; und noch jetzt soll man in der Bretagne gleichwie in Siam vorbildlich die Toten oft

(S. 173.)



Wikinger-Bestattung.

auf einem Wasserwege zu Grabe bringen, der länger ist, als der Landweg. Von den Eskimos wird gesagt, daß sie einen Kajak oder wenigstens eine Nachbildung eines solchen auf das Grab setzen, und der Obolus, den die Griechen ihren Toten mitgeben, um dem Charon die Überfahrt bezahlen zu können, wird nach Grimm noch heute in der Altmark den Toten beigelegt, wenn jetzt auch zunächst als Schutz gegen den Vampyr. — Wohl aber soll man sich hüten, die Schiffsbestattungen der alten Wikinger damit in Zusammenhang zu bringen. Die haben meiner Überzeugung nach ganz andern Grund: einfach den — „will sterben wie ich lebte, will sterben wie ich stritt!" Wer auf der See Beute und Ruhm gewann, mit ihr vertraut war in Sturm und Stille, wie die gewaltigen, blutigen, grimmen Helden des Nordens, der wollte in der See bestattet sein; nicht über Bord geworfen etwa — sondern in stolzer Kriegerehre auf hochauflodерndem brennenden Drachenschiff hinausfahrend auf die stürmende See, vor vollen Segeln, im vollen Kriegerschmuck herrlich, stolz, königlich auf den Grund gehen, während die Seele zu Walhall ging. Der getötete Balder wird so in sein gewaltiges Schiff Hringhorn gesetzt, um es ihm zum Scheiterhaufen zu machen, nach altnordischem Brauch. — Prächtig klingt es herüber aus der Beowulfssage, die Kunde von der Bestattung des ersten Skjoldungers, des Königs Skjold: „Sie trugen ihn hinab zum Strande der See, wie er selbst bestimmt. Dort, am Ufer stand das Schiff, das Fahrzeug des Edlen, klar hinauszugehn. Sie legten ihn nieder im Bauch des Schiffs, ihn, den Mächtigen, zu Seiten des Mastes. Zu Häupten hißten sie eine goldene Flagge — und so gaben sie ihn der Tiefe!"

Auch König Dan, der als kleines Kind einsam auf mächtigem, mit Schätzen gefülltem Drachenschiff, ein echtes Odinskind, in den Hafen gesegelt war, ward in sein Schiff gesetzt als Leiche und segelte, ein königlicher, vielgeliebter toter Held, hinaus in die stürmende Nordsee. Nicht weniger gewaltig und großartig klingt die Kunde aus uralter Zeit her von König Hakons Tod, wie ihn die Heimskringla erzählt. „Er war so hart verwundet, daß er sein Ende nah wußte. Da ließ er seine Kriegsdrachen mit seinen gefallenen Mannen beladen und mit ihren Waffen. Mitten im Schiff sollte ein Scheiterhaufen errichtet werden aus Kienholz; auf ihn legten sie den sterbenden Helden, und zündeten den Holzstoß an. Hellauf loderte die Glut, und vorm Winde, der vom Land in die schwellenden Segel wehte, flog das Drachenschiff in lichte Flammen gehüllt hinaus in die See."

So starb ein Wiking, ein König des Nordens! — Bassett erzählt von einem Wikingschiff, das 1881 nahe einem norwegischen Fjord (Sandefjord) gefunden wurde, in dem eine besondre Grabkammer mit den Gebeinen eines Mannes sich nachweisen ließ; mit dem Bug stand es nach See zu.

Denn nicht immer fuhren sie hinaus auf See mit solcher stolzen Totenfracht; auch im Schiff, als auf dem Bett der Ehre, wie auf mächtigem Katafalk, wurden sie beigesetzt im Grabhügel; oder vielmehr es ward um das Totenschiff so lange Erde gehäuft, bis sie das Schiff bedeckte im mächtigen Hügel; so sind in der Fritjofssage Bele und Thorsten bestattet. Ob hier ein mythologischer Hintergrund vorhanden oder nicht: nötig ist er jedenfalls nicht, um die ganze Großartigkeit solchen Lebensschlusses zu verklären oder zu erklären; und weit umher im Norden klangen und klingen die Sagen von den flammenumlohten Särgen, in denen seine Helden sich zu Odin und zu Walhalls Kampf und Freuden tragen ließen.

Wie matt und öde klingt dagegen jene Sage, von Renard, Les merveilles de l'art naval, p. 77, nach der Papst Pius II. im Bett des Flusses Numicius ein Schiff fand, das mit Pech, Eisen und Blei umhüllt war, und das in einem Kasten und innerhalb dieses in einer Urne die Asche des Kaisers Tiberius bergen sollte!

Aber nicht nur von Leichen, die stolz mit dem im Feuer berstenden Schiff hinabgehen, berichtet die Sage; viel mehr noch erzählt sie von denen, die hilflos, ob auch um Hilfe flehend, auf wilder öder See, fern der lieben Heimat, in die Tiefe hinabfuhren.

Ob das Ertrinken nun deswegen gefürchtet war, weil man annahm, böse Geister der Tiefe haben den Verunglückten hinabgezogen, darüber läßt sich mit einiger Behaglichkeit seitens der Lebenden streiten; im ganzen macht's mir aber den Eindruck, als ob das Ertrinken an sich als unnatürliche Todesart den Leuten unangenehm war und ist; und dazu als unnatürliche Bestattungsart. Nach der Ordnung der Dinge wird der Mensch entweder begraben oder verbrannt. Wenn jener Paladin des Großen Karl in dem bekannten Liede sagt:

> Ich bin ein alter Degen
> Und möchte meinen Leichnam wohl
> Dereinst ins Trockne legen,

dann spricht er damit nur einen durchaus allgemeinen, echt mensch-

lichen Wunsch aus. Wenn aber die Athener nach der Schlacht bei den Arginusen sechs der siegreichen Führer hinrichten, weil sie in einem Sturm die Schiffbrüchigen nicht gerettet und die Leichen nicht bestattet haben, so beweist das nur wieder, daß der Verstand nie bei der Menge ist, und daß es schon vor Schiller Leute gegeben hat, die sterbend ausrufen konnten:

Dummheit, du siegst, und ich muß untergehn!

Ziemlich allgemein ist der Glaube, daß die Ertrunkenen, eben weil unnatürlichen Todes gestorben, also gleichsam gemordet, keine Ruhe haben, sondern umgehen. Am Meeresstrande in Dänemark gehen die „Strandvarsler“ um, die Gespenster unbeerdigter Ertrunkener, und erscheinen den Fischern in ihrer Einsamkeit. Ein Bauer wird von einem ergriffen, der ihn zur Kirche zerren will, um eingesegnet zu werden, und ein Weib, die einer Strandleiche einen Ring gestohlen, wird von solchem Strandvarsel verfolgt. — Und in der gespenstergläubigen, sagenreichen Bretagne wandeln zur Nachtzeit die Totengerippe der Ertrunkenen am Strande (Bassett 471). Am Tage Allerseelen sind sie am unruhigsten. Im Hafen von Dieppe erscheint in dunkler Stunde dieser Nacht plötzlich ein vollbesetztes Boot. Der Hafenwärter sieht es; hört nicht, daß es nach Ortsbrauch sich rufend meldet, wirft ihm aber doch die Fangleine zu: da ist's verschwunden, das unheimliche Gesicht, und nur Todesschrei und gurgelndes Röcheln hört er noch: das sind die Seelen Ertrunkener, die nicht zur Ruhe bestattet sind, die in dem Gespensterschiff durch die Nacht ziehen! Und aus Cornwallis wird aus derselben Nacht von einem Geister*wagen* berichtet, der von acht weißen Rossen gezogen und von acht weißen Hunden geleitet wird, und von ihm her schallen die Stimmen der im Lauf des Jahres Ertrunkenen. Aber wer den Geisterzug sieht — der ist zum Sterben verurteilt!

Ein anderer weitverbreiteter Aberglaube, der die Ertrunkenen betrifft, ist der, daß ihre Seelen nach dem Verlassen des toten Leibes andere Behausung nehmen. So meinten die alten Mexikaner, alle in der Sündflut Ertrunkenen seien in Fische gewandelt worden, und mit dem seines Orts besprochenen Glauben an Meerweiber hängt eng zusammen jener irische Aberglaube, nach dem kein Seehund getötet werden darf, weil er die Seele eines Ertrunkenen birgt, und der Schrei der Seehunde ist ihnen das Schreien der Toten.

Auf einer unserer Fregatten fiel ein Mann über Bord. Draußen stand schwere See. Das Schiff drehte bei, das Rettungsboot

wurde zu Wasser gebracht und arbeitete sich mit Riesenarbeit gegen den Wogenschwall auf. Ängstlich folgten die Leute, die im Bug zusammengedrängt standen, dem kämpfenden Boot mit den Augen. Da klang es plötzlich: „da ist er!“ Dort hinten hinaus, wo der Kamerad verschwunden war, strich im ruhigen, stolzen Fluge ein bisher nicht erschauter Albatros über die überkämmenden Seen — und man hörte es dem Tone an, in dem es gerufen wurde: „da ist er!“ daß alle Hoffnung aufgegeben war; denn im Albatros birgt sich die Seele eines Ertrunkenen! Und der jetzt dahinflog, einsam, still, geisterhaft, plötzlich sichtbar geworden, das war im Grunde Er, der Untergegangene; und als der Kutter nach langem Suchen zurückkam und ihn nicht wieder brachte, da war's ja klar, daß die Rufer recht gehabt hatten!

Wer auf See stirbt, der meldet sich zu Hause tot, oder wo sonst einer lebt, an dem er im Leben gehangen hat. So wird in Jones Credulities erzählt, wie ein Kapitän Kidd die Erscheinung seines Bruders sieht, der damals, weit von ihm, in indischen Gewässern fuhr. Er sieht ihn in seiner Koje liegen, und wie die Decken naß sind, auf denen er ruht — und später erfährt er, daß der Erscheinende genau an dem Tage und zu eben derselben Stunde ertrunken.

Innerhalb eines Tages erscheinen sie den Freunden in der Heimat: der Mutter, der Braut, der Gattin. Den Mund voll Seegras, das nasse Haar in die Stirne hängend, die Schuhe voll Sand, so stehen sie schattenhaft in der Stube, und das Wasser läuft an ihnen nieder, wie sie triefend mit herabhängenden Armen, bewegungslos und leichenhaft, mit stieren, traurigen Augen dastehen. An deutscher Küste erscheinen sie gern im Zwielicht des Abends, und erst zum zweiten Mal zur Nachtzeit, in denselben Kleidern, die sie getragen bei ihrem Tode, nasse Spuren hinter sich lassend, und nasse Decken oder Wände, wo sie sich angelehnt. Oder auch sie getrauen sich nicht hinein ins Haus und gehen draußen um, eine unheimliche Wache, nur einem Verwandten im dritten Grade ihre Nachricht zubringend.

An englischer Küste ward die Mannschaft eines Schmugglerschiffes geschaut, wie sie triefend und schweigend längs des Strandes dahinzog — und bald danach kam das gekenterte Wrack angetrieben. Oder ein Offizier sieht im doppelten Gesicht zwei seiner Bootsleute, die einen dritten als Leiche tragen — und so trifft's ein, kurze Zeit danach, als der Kutter kentert. — Derartige Beispiele ließen sich verhundertfachen.

Noch eine andere, nicht weniger schauerliche Art der Todesmeldung

gibt es: die Totenlichte! Wenn sie still und feierlich, mit bläulichem Licht über dem Wasser schweben — dann giebt's einen Toten, und wo sie stille über einem Fleck weilen: da liegt eine Leiche auf dem Grunde! — Auch am Land scheinen sie. Über dem Grabe einer Bootsmannschaft zu Premrose standen sie; und auf der Insel Man, der auch schon oft erwähnten, ward einem Kapitän am Land die trübe Meldung, dreizehn Leichenlichte seien in stiller Folge den Weg zum Kirchhof langsam hinaufgezogen; und dreizehn von seinen Leuten waren zur selben Stunde ertrunken (Bassett, p. 317). So wird erzählt aus dem Jahre 1790.

Das Tättowieren der Arme und der Brust, das unsere Leute noch heute mit Lust und manchmal wirklich mit Aufwendung einer ganzen Menge von Schmerzverachtung üben, hat im letzten Grunde wohl mehr den Zweck einer praktischen, als einer verschönernden Wirkung: die eingestochenen Figuren sollen das Erkennen der Leiche unter Umständen erleichtern. „Erkennungsmarken", die am Leibe in irgend welcher Gestalt getragen wurden, kannte das Altertum schon. Auf unseren Kriegsschiffen waren sie bis vor kurzem im Gebrauch in Form einer messingenen runden Marke mit eingeschlagener Nummer, welche die Leute, solange sie an Bord waren, an einem Lederriemen auf bloßem Leibe trugen. Die Offiziere bedienten sich statt dessen einer kleinen Silbermünze oder eines ähnlichen Dinges, auf die ihr Name graviert oder gestanzt war. Jetzt sind sie abgeschafft.

Leider begegnet uns eine Anschauung des gemeinen Mannes, was die Rettungsarbeiten bei solchen traurigen Gelegenheiten angeht, die geradezu haarsträubend, jetzt doch wohl auch im Aussterben begriffen ist.

Nicht nur bei den Chinesen, die sich durch große Menschenliebe und Weichherzigkeit ja bekanntlich nicht auszeichnen, gilt die Rettung eines Menschen aus der Gefahr des Ertrinkens für verderblich für den Rettenden, sondern nach Jones Credulities p. 67 u. 658, der diese Furcht erklärt aus der Anschauung des Volkes, daß die hinabreißenden Geister der Tiefe sich an dem rächen, der ihnen ihre Beute entreißt, und nach Walter Scott im „Piraten" hat dieser greuliche Afterglaube auch in England eine Stätte. Der Rettende wird früh oder spät selbst ertrinken, oder wenigstens wird der Gerettete seinem Retter irgend ein ganz ernsthaftes Leid zufügen!

Darum ist es besser und sicherer, ihn seinem Geschick zu überlassen. Es werden von solcher Roheit viele wenig erbauliche Geschichten er-

zählt. Der letzte Grund derartiger Unmenschlichkeit bei dem doch im allgemeinen gutmütigen und hilfsbereiten Geschlecht der Seeleute mag in der Furcht liegen, während des für Unkundige immerhin schwierigen Rettungswerkes selbst umzukommen, ohne dem Gefährdeten dadurch zu nützen; und dann in jenem Fatalismus, der an der schleswigschen Westküste noch andern traurigen Aberglauben groß gezogen hatte: wie, schwimmen zu lernen sei für einen Seemann nicht gut. Diese Ansicht wird begründet mit der Aussage, er verlängere durch langes Umherschwimmen gewöhnlich nur seine Qual. Und vielleicht spielt auch der Gedanke mit hinein, daß ein des Schwimmens Unkundiger nie in die Gefahr hineingedrängt werden kann, einem andern nachzuspringen. In dieser Lage mögen sie wohl alle gewesen sein, die Leute auf jenem Schiff, das Jones Credulities p. 63 anführt, auf dem sie sämtlich, ohne Hand und Fuß zu rühren, dem Todeskampf eines über Bord Gefallenen zusahen und ihm zuriefen: „Jack, Jack, gieb dich! Du siehst ja, daß es so Gottes Wille ist!“ — Da geht's auf einem Kriegsschiff anders zu, wenn da der Schreckensruf ertönt: „Mann über Bord!“ — Wie da die Raaen klirrend herumrasseln, das Rettungsboot klar gemacht, bemannt und zu Wasser gelassen wird in anderthalb Minuten, und die Leute sich in die Riemen legen, mögen die Seen noch so schaumig daherrauschen! Und wie manchen Offizier habe ich selbst ohne eine Sekunde des Zauderns nachspringen sehen in die See!

Die Schotten sind in allem Aberglauben obenan. So auch hier. Sie scheuen sich sogar, nach Grant, Mysteries of all Nations, Leichen aufzusammeln, die die See an den Strand gespült, in dem öden Glauben, daß der, welcher den toten Mann bergen will, ebenso sterben wird im Wasser.

Edler ist der englische Aberglaube, der aber doch wohl nicht immer und überall in so ganz reiner Gestalt auftreten mag, laut dem Seeleute sich scheuen, angespültes Strandgut zu bergen und sich anzueignen, weil sie befürchten, der Eigentümer könne sein Gut in unliebsamer Weise von ihnen zurückfordern, und sie selbst gleichzeitig mit; und wieder schottische Fischer gehen nicht hinaus in einem Boot, aus dem einer ertrunken ist.

Von den Chinesen ist gesprochen. Der religiöse Grund, den sie vorschieben, ist ihnen wohl Nebensache: daß ein Ertrunkener in einer Art von Fegefeuer sich befinde, und wer ihn rette, der müsse selbst hinein. Es wird berichtet, daß die englischen Behörden von Hong-

kong es den Dschunkenschiffern ausdrücklich in ihrem Gewerbeschein haben vermerken müssen, wo nötig, rettend beizuspringen!

Ein unmittelbares Verbrechen aber ist es bei den Indern, einem herauszuhelfen, der im heiligen, selig machenden Wasser des Ganges ertrinken könnte, ja, sich selbst retten zu wollen, wäre Sünde.

Die Fidschi-Insulaner fingen die Sache nach Bastian in ihrer Art praktisch an. Sie aßen die aus dem Wasser Geretteten einfach auf.

Eine förmliche Theorie des Ertrinkens hat sich im Glauben und Aberglauben des Volks allmählich ausgebildet. 1646 wird schon erzählt, daß Leichen von im Wasser Verunglückten am neunten Tage zu treiben anfingen, sobald die Gallenblase platzte. Um durch die Erschütterung ihr Zerspringen zu befördern, wurde zu Zeiten mit Kanonen über das Wasser geschossen! Weiber treiben mit dem Gesicht nach unten — schon eine Entdeckung von Plinius! — und Männer mit dem Gesicht nach oben. Wenn der Grund des Plinius stichhaltig ist, daß Frauen aus stärkerem Schamgefühl die erste Lage wählen, dann ist den Mannsleuten allerdings ein ziemlicher Kehrdichannichts nicht abzustreiten. Ähnlichen Unterschied macht Pigafetta, der die Reise des Magelhaens beschrieben hat, zwischen den treibenden Leichen von Christen und Mohammedanern. Letztere kehren das Gesicht abwärts — erstere frei und fröhlich aufwärts.

Um eine Wasserleiche zu finden, giebt es viele höchst merkwürdige Mittel. Eines, das in England, Frankreich und Deutschland gleichmäßig in Gebrauch gewesen zu sein scheint, auch in Böhmen, ist das, ein Laib Brot, in das man etwas Quecksilber hineingethan, oder in welches man ein brennendes Lebenslicht gesteckt, auf dem Wasser schwimmen zu lassen und seinem Lauf zu folgen, indem man es von da aus schwimmen läßt, wo man annimmt, daß der Verunglückte ins Wasser gegangen oder gefallen ist. Das Brot folgt dem Lauf des Stromes oder der Strömung und quert, wenn nötig, dieselbe, bis es die Stelle erreicht hat, wo die Leiche liegt auf dem Grunde; da sinkt es unter! — Es ist ja vielleicht nicht unmöglich, daß ein Brot ungefähr ebenso lange Zeit gebraucht, um sich voll Wasser zu saugen und dann vermöge des Quecksilbers zu sinken, wie ein Menschenleib; derselben Strömung und denselben Wirbeln muß es ja unbedingt folgen. — Noch 1860 ist nach Bassett, p. 472 diese Art des Suchens bei Durham in England ausgeübt worden. Zuweilen wurde, offenbar nur um sich über die Strömung zu vergewissern, statt des Brotes eine hölzerne Keule oder auch wohl gar ein Stroh-

wisch gebraucht, der eben auch an einer Uferkrümmung hängen geblieben sein mag, gegen die gleichfalls die Leiche vom Strome angetrieben war. So könnte man sich den Erfolg ganz gut erklären. Wenn die Chinesen ein lebendes Schaf zu dem gleichen Zweck ins Wasser werfen, dann soll das Untersinken des ertrunkenen Tieres jedenfalls, bei etwa gleichlang angenommenem Todeskampf der beiden lebenden Wesen, ungefähr auf die Stelle hinleiten, wo auch der Leichnam des Ertrunkenen untergegangen ist. Beide werden ja denselben Weg geführt. — Was die Norweger mit ihrem Hahn wollen, der in dem hin- und herkreuzenden Boot da krähen soll, wo dieses sich über der Leiche befindet, ist nicht recht erfindlich. Wenn ein Indianerstamm nach Bassett sich eines Bootes aus Cedernholz bedient, um dort, wo es anfängt zu drehen, die Leiche zu suchen, dann liegt es nahe, die Sache dahin zu erklären — und ein glaubwürdiger Zeuge bestätigt das einmal gelungene Experiment — daß dadurch Wirbel über Tiefen im Flußbett gefunden werden, auf deren Grund auch der Leichnam hinuntergedreht worden ist.

Nur wer eine Gefahr kennt, weiß sie zu würdigen und sucht nach geeigneten Schutzmitteln gegen dieselbe. Manchmal auch nach ungeeigneten. So sind die Amulette, deren der Seemann von jeher sich bedient hat, um der naheliegenden Gefahr des Ertrinkens zu entgehen, oft recht sonderbarer Art. Besonders gefürchtet als Gefahr bringend ist der Krampf, der die Badenden oder Schwimmenden lähmt und sie so dem sicheren Tode ausliefert. Dagegen sollen Ringe aus Sargnägeln ganz besonders wirksam sein. Bacon sagt, daß es zwei Mittel gegen den Krampf giebt: entweder einen Ring aus den Zähnen des Seepferdes, am Finger getragen, oder ein Kranz von Binsen um die Wade oder um die Lende gelegt. — In einem Testament von 1650 wird ein „Krampfring“ ausdrücklich vererbt. Besonders wirksam waren sie, wenn sie von einem Herrscher geweiht worden waren. Es soll ganz bestimmte, kirchlich festgesetzte Segensformeln und Gebete für diesen Zweck geben. Man behauptet sogar, daß der Kardinal Wisemann derartige Formeln handschriftlich erlassen hat.

Der englische Admiral Somers soll einen Magneten als Schutzmittel gegen das Ertrinken bei sich getragen haben; und die Nachkommen bewahren denselben noch in der Familie (Bassett p. 476).

Andere Schutzmittel waren die Kniescheibe eines Schafes oder eines Menschen. Oder man legte beim Baden Schuhe und Strümpfe kreuzweise übereinander; oder band sich eine Aalhaut ums Bein. Einige

trösten sich wohl auch mit ihrer Vorbestimmung, nicht ertrinken zu können. Es heißt ja einmal: „Wer gehängt werden soll, stirbt nicht im Wasser!“ und Cicero soll als mildere Regel aufstellen, daß wer unterm Hundsstern geboren ist, nicht in der See ertrinken kann.

Aber an Wert alles andre übertreffend, als Schutz gegen jede Seegefahr, galt und gilt noch heute, in England wenigstens und auf Island, die dünne Haut, welche den Kopf einiger neugeborenen Kinder einhüllt, und die sauber abgezogen und getrocknet für den jemaligen Besitzer — er mag es durch Kauf oder Erbschaft geworden sein — von hohem Wert ist als ein sicheres Mittel gegen das Ertrinken. Das ist die berühmte „Caul“, die wieder Dickens im David Copperfield eine Rolle spielen läßt. Der kleine David ist eines der glücklichen Kinder, die mit dieser Hauthaube zur Welt kommen, und schließlich kauft sie eine alte Dame für nicht unbedeutenden Preis. Dieser Handel vollzieht sich nach Bassett noch bis in die neueste Zeit hinein. Ich führe nach ihm (p. 460) an: In der Londoner Morningpost vom 25. August 1779 wird eine solche empfohlen „Den Herren der Marine und anderen, die auf lange Seereisen gehn“. In der Times vom 21. Februar 1813 heißt es: „die Caul eines Kindes, vorzüglich erhalten, billig zu verkaufen an Leute, die auf See gehen“. — Noch ein andrer zeigt 1848, am 8. Mai, in demselben Blatt eine solche Hauthaube an mit der Empfehlung, daß sie mit dem Eigentümer über vierzig Jahre lang auf dem Wasser geschwommen sei in allen Gefahren eines Seemannslebens, und daß derselbe „schließlich friedlich in seinem Bett verstorben“. — 1867 wurde eine für 100 M. ausgeboten und 1873 gleich drei Stück im Liverpooler Mercury, nach ihrem Zustande zwischen 30 und 80 M. im Wert. Und noch in der Chicago Times vom November 1883 hat ein Angebot einer Caul gestanden, aus einer englischen Zeitung herübergenommen. — Aber zuweilen sind sie auch ganz gefährlich teuer. So erzählt Marryat im Phantom-Ship von einem alten Seebären, der eine im Wert von 400 M. in seinen Hosen eingenäht mit sich herumtrug. Es ist aber gar nicht nötig, daß man sie ganz im Besitz hat. Es genügt, um die Überzeugung der Sicherheit während einer Reise voll zu haben, ein Stück, so breit wie ein Fingernagel, irgendwo einzunähen, wo man sicher ist, daß man es nie verliert oder vom Leibe läßt.

Auch im Süden scheint dieser sonderbare Aberglaube landläufig gewesen zu sein. In einem englischen Werk über Spanien wird

erzählt, daß Schiffskapitäne, die nach Cadiz hereinkamen, oft solche Haut an Bord hatten als Schutz gegen Schiffbruch, und Gibbon bestätigt, daß vor hundert Jahren es gebräuchlich gewesen sei im Süden von Europa, die Hauthaube eines Kindes in der Kajüte aufzuhängen, um das Schiff vorm Untergehen zu bewahren, und daß derartige Schutzmittel von abergläubischen Seeleuten eifrig gesucht würden. — Es scheint dem die Annahme zu Grunde gelegen zu haben, daß etwas von der Seele des schuldlosen Kindes in diese Haut übergegangen, und daß dieser Seelenrest nun als Schutzgeist an dem Eigener mächtig sei. Es ist eine Art Glückswechsel zahlbar au porteur.

Was endlich die Bestattung natürlichen oder unnatürlichen Todes in See Gestorbener angeht, bei der die Leiche auf Kriegsschiffen in Leinewand eingenäht — und mit dem genügenden Gewicht Stabeisen oder Eisenballast am Fußende — unter der verdeckenden Flagge über Bord gegeben wird, während das Schiff beiliegt, so ist auch hier der Aberglaube thätig. Es bringt nämlich Unglück, einen Toten an Backbord in See zu geben; dort werden tote Tiere ins Wasser geworfen; an Steuerbord muß er von Bord gehen, ob er bei Lebzeiten auch nie den Fuß auf Steuerbordsfallreep setzen durfte: der gleichmachende Tod macht auch den geringsten Mann so vornehm, daß er gleicher Ehre mit den Ersten teilhaftig wird. Der Tod ist der große Gleichmacher.

Achtzehntes Kapitel.

Allerlei schwimmendes und fabelhaftes Getier und seltenes Gewächs.

Im Antillenmeer fiel uns auf der „Nymphe“ einmal ein Junge aus dem Leewant über Bord. Es wehte kräftige Passatbrise. Die See ging hoch, und das Schiff machte forsche Fahrt. Schwimmbojen wurden dem Jungen, einem unverzagten Burschen, zugeworfen, und er war so glücklich, gleich eine zu fassen und sie sich ordnungsmäßig über den Kopf zu ziehen und die Arme durchzustecken, statt, wie's oft geschieht, die Beine hineinzustecken, um dann mit dem Kopf nach unten zu treiben. Nicht ohne Anstrengung der Mannschaft des auf Kriegsschiffen immer klaren Rettungsbootes wurde er aufgefischt und wieder an Bord gebracht, wo er ganz vergnügt über die Rüst kletterte. Auf die Frage, ob er sich gefürchtet habe, während er da draußen über der Tiefe schwamm, antwortete er: „Vorm Ertrinken nicht; ich hatte man Angst wegen der Haie!“

Sehr begreiflich. Der Gedanke, so plötzlich von einem derartigen Unhold am Bein gezupft und nach unten eingeladen zu werden, ohne den Gedanken an Rettung, ist allerdings so greulich wie nur möglich.

Und doch hört man vielfach lebhafte Zweifel äußern an ihrer Gefährlichkeit. Man beruft sich zur Begründung solcher milden Beurteilung des unliebenswürdigen Tieres gern auf das Treiben der Negerbuben auf den Kapverden, die, ohne die geringste Furcht vor den dort zahlreichen Haien, ganz munter stunden- und tagelang tauchen, ohne angegriffen zu werden. Und das ist wahr. Nicht minder wahr aber ist es, daß z. B. in der Mündung des Demerarasflusses der Lotse uns erklärte, nicht für alle Schätze Golkondas die paar Meter bis zu seinem Schiffe schwimmen zu wollen, von dem aus sie an einem Tage 17 Haie geangelt; darunter einen von 22 Fuß Länge. — Nicht viel

kleiner waren die sechs Haie, die uns auf der Reede von Sabanilla zur Mittagszeit zu besuchen pflegten, behaglich langsam auf und niedertauchend das Schiff umkreisten und gelegentlich nach einem Bissen, der auf dem Wasser schwamm, den Riesenschlund aufklappten, durch den ein Erwachsener recht bequem hätte hinabgleiten können. Selbst die ungläubigsten Zweifler würden sich heftig dagegen verwahrt haben, in dieser Gesellschaft zu baden. Daß die großen Exemplare einen Mann überschlucken können, ist nicht zu bestreiten, wenn auch die Mär etwas kühn klingt von dem Hai, der, bei Marseille gefangen — es muß lange her sein — einen vollgepanzerten Mann im Magen trug; und nun gar von jenem, der ein Pferd unverdaut bei sich hatte. Die liebste Art, Speise zu sich zu nehmen, ist ihnen jedenfalls mittelst der bekannten Dreivierteldrehung ein Bein oder dergleichen zu fassen, und unter gleichzeitigem Zubeißen durch Rückkehr in die Bauchlage das betreffende Glied abzudrehen; oder den Unglücklichen mit unter Wasser zu ziehen und mit Behagen zu ertränken, während sie gleichzeitig an die scheußliche Mahlzeit gehen. Daß sofort Blut das Wasser färbt beim Angriff eines Hai, verlautet überall gleichmäßig; und daß er, wenn überhungrig oder gereizt, auch sich seinem Opfer aus dem Wasser heraus nachschnellt, ist nicht zu bezweifeln, wenn auf einem unserer Schiffe — ich meine, auf der alten „Arcona“ — ein nicht allzu großer Hai auf hoher See bei Nachtzeit sich in einer über Bord gehängten frischabgezogenen Ochsenhaut festgebissen hatte mit den vierfachen Reihen rückwärts gerichteter Zähne. So schlecht aber auch sein Ruf ist, so ist er selbst doch manchmal noch schlechter gemacht worden; sogar zum leidigen, leibhaftigen Teufel selbst. So erzählt der Abbé de Choisy bei Collin de Plancy Folgendes, das sich zur Zeit Louis XII. jedenfalls wirklich begeben hat. — Während das Schiff in bester Fahrt ist, erhebt sich plötzlich großer Lärm: „Der Teufel, der Teufel; den müssen wir haben!“ Und wie der fromme Mann inmitten einer mit Spießen, Schwertern und allem möglichen Gewaffen sorgsam bewehrten Menge über Bord schaut, da erblickt er wirklich den Unhold: einen großen, mächtigen Fisch, ähnlich einem Rochen, nur daß er zwei Hörner an der Stirn hatte, wie ein Stier — vermutlich war's also ein Hammerhai, der allerdings gerade nichts Einnehmendes in seiner Erscheinung hat. Er machte mehrere Sprünge, immer von einem weißen Fisch begleitet — wahrscheinlich also von einem guten schwimmenden Geist — der ihn von Zeit zu Zeit angriff, und unter ihm verschwand. Zwischen

seinen Hörnern aber hatte er einen kleinen grauen Fisch, den einige den Piloten des Teufels nennen, weil er ihn führt und es ihm ansagt, wenn er Fische sieht, und „dann geht der Teufel wie ein Pfeil“. Ob der Abbé es auch so gemacht hat, wie der Kapellan des berühmten und unglücklichen Lapeyrouse, der erzählt, wie sie sich in der Brotlast der millionenfachen Schwaben nicht hätten erwehren können, bis er sie durch einen kräftigen Exorzismus entfernte? — Die Thatsächlichkeit irgend welcher der nicht ganz seltenen „Jonasgeschichten“ zu untersuchen, ist hier nicht der Ort; nur soviel sei gesagt, daß dann jedenfalls an einen Riesenhai und nicht an einen Wal zu denken wäre. — Hier seien außer der bekannten biblischen Erzählung nur einige andere angeführt. So ward ein Indianer-Heros im Magen eines Riesenfisches ins Paradies geführt und bezahlte seine Überfahrt mit Tabak. (Bassett p. 238.) Wenn der Wal rauchartigen Wasserstaub aufbläst, sagt man deshalb: er raucht Boins Tabak. — Natürlich ist die Sage gerade auf dem umgekehrten Wege entstanden. — Plutarch erzählt von einem, der drei Tage im Magen eines Hai zubrachte, und nach Lykophron soll Herkules im Magen eines solchen Ungeheuers gefangen gewesen sein. Bassett findet eine eigentümliche Erklärung dafür. Er sieht in allen, durchaus gleichartigen Erzählungen den Kampf zwischen Tag und Nacht. Der Ozean verschlingt die Sonne zur Nacht: da dachte man sich leicht ein Ungeheuer als das Handelnde, und weil der Wal das größte derselben ist, so nannte man ihn. Vielleicht zu fein! Wo bleiben die typischen 3 Tage dabei, außer den 3 Nächten? — Daß solch unheimliches Tier den Aberglauben zu Beschwörungen reizte, wie auf Ceylon zu Gunsten der Perlfischer, die den Beschwörern ein Zwanzigstel ihrer Ernte abgeben müssen, und zu Amuletten, die Schutz gegen den Mörder gewähren sollten, liegt auf der Hand. Manchmal sind diese recht einfacher Art. So belehrten uns die Kruneger an der westafrikanischen Küste darüber, daß der in eigenartigen Windungen um die linke Wade geschlungene Bindfaden ein Fetisch gegen die Haie sei, denen sie bei dem Lenken der Brandungsboote allerdings sehr ausgesetzt waren. Es heißt freilich, daß ein Hai nur im äußersten Notfall von einem Neger Gebrauch macht, und es gehört zum Nationalstolz der Engländer, daß sie glauben, dem Hai das liebste Futter zu sein, lieber als Franzosen. —

Gelegentlich des Hai's kann man den Pilotfisch unmöglich übergehen, jenes wunderliche Tier, das der Sage nach das gefräßige Unge-

heuer auf seinen Raub aufmerksam macht, nachdem es ihn ausbaldowert. In Wirklichkeit beschränkt sich das Verhältnis darauf, daß sie, die Kleinen, den Spuren des Großen folgen, um sich von dem zu sättigen, was so nebenher abfällt. Ein seelisches Verhältnis darf man nicht annehmen, das in Warnungen vor Gefahren oder ähnlich sich äußert.

Ein Tier, dem die Sage gänzlich unverdiente Wichtigkeit beigelegt hat, ist der Saugfisch, der „große Schiffshalter“ Echeneis naucrates. Man sagte ihm von alters her nach, er besitze, obgleich nicht übermäßig groß — die größten Exemplare werden nicht länger als sieben Fuß — doch eine so große Kraft, daß er imstande sei, ein Schiff unter vollen Segeln anzuhalten, wenn er sich außenbords ansauge mit der langen Saugscheibe an der Oberfläche des langen, ziemlich spitzen Kopfes. Deshalb soll das Schiff des Markus Antonius zu spät eingegriffen haben in den Gang der Schlacht bei Actium. Der merkwürdige Glaube ist wohl auf die Beobachtung zurückzuführen, daß bewachsene Schiffe, an deren Boden sich eine dicke Lage von Muscheln und Tang festgesetzt hat, allmählich sehr bedeutend an ihrer Schnelligkeit verlieren. Und zwischen all dem Getier und Gewächs mag sich häufig genug ein Saugfisch gefunden haben, der die Leute in Erstaunen setzte durch die zähe Kraft, mit welcher er den Versuchen widersteht, ihn loszureißen. Ein Tier von Spannenlänge saugt sich schon so fest an den Wänden einer Pütze, daß ein tüchtiger Griff dazu gehört, es zum Loslassen zu bewegen.

Gänzlich verschieden ihrem Charakter nach sind die fliegenden Fische von diesem alten, in stiller Zurückgezogenheit und Seßhaftigkeit lebenden Herrn, und mit einem Gemisch von Erstaunen, Neugier und Grauen mag mancher Seefahrer aus vergangener Zeit auf seiner ersten Fahrt im Passat sie geschaut haben, wie sie sich in wellenförmigem, schnellem, langem Flug über die Kämme der Seen hinschwangen, um endlich platschend wieder in ihr nasses Element zurückzufallen, Schwalben auf den ersten Blick auffällig ähnlich, die niedrig fliegend nach Mücken haschen; auch wohl in zierlich gewundenem Bogen seitwärts allmählich abbiegend. Kaum etwas anderes mag so die Blicke gefesselt haben, die verwundert drein starrenden, und mag so zu fast notwendigen Fehlschlüssen verleitet haben. Wer will sich so sehr darüber wundern, wenn die Sage von ihnen ging, im Sommer kämen sie hervor aus der See und würden zu Vögeln; besonders wenn umgekehrt der heimische Glaube an die Wandlungen der Wanderschwalben dazu kam, die auf ihrer Wander-

schaft entweder als ein lebender Klumpen unterm Wasser herziehen sollten, oder auch gar nicht wandernd, zur Herbstzeit sich in Sumpf und Moor versenken, um da unten als weicher, nasser glatter Ballen zuweilen gefunden zu werden? Ein Glaube, den noch heute mancher Landmann festhält.

Nicht unbekannt und innerlich sehr berechtigt ist die Geschichte von dem jungen Matrosen, der von großer Fahrt nach Hause kommt, und der, um den unaufhörlichen Fragen seiner guten, nur etwas zu wissensdurstigen Großmutter zu entgehen, zu einigen kräftigen Seemannslügen greift, um sie zufrieden zu stellen. Erst erzählt er ihr, wie's einst im Indischen Ozean so kolossal heiß gewesen, daß ihnen vom Rüstanker dreißig Pfund Eisen abgeschmolzen.

„Ja, ja“, sagt die Alte, „armer Junge, was hast du da wohl ausgestanden!“

Dem Enkel wird's schwül; er wagt sich verzweifelnd noch einen Schritt weiter:

„Denk' nur 'mal, Großmutter — aber du mußt nicht glauben, daß ich aufschneide — im Roten Meer waren wir zu Anker gegangen. Wie wir ihn am nächsten Tage aufholen, hängt ein sonderbares, rundes Ding an dem einen Pflug; und als wir die Sache untersuchten, denke dir, da stellte es sich heraus, daß wir ein Rad von einem der Wagen Pharaos gefischt hatten!“

„Ja, ja“, sagt die Alte wieder, und nickt andächtig, „wieder ein Beweis für die Wahrheit der Bibel!“

Dem Erzähler bricht der Angstschweiß aus. Er weiß nichts Besseres und kehrt entmutigt zur Wahrheit zurück; „Mit den fliegenden Fischen war's auch eine sonderbare Sache —“

Da hebt die alte Frau entrüstet das Gesicht und ruft: „Dummer Junge, willst du deiner alten Großmutter etwas vorlügen? Daß Fische nicht fliegen können, soviel weiß ich auch; schäme dich!“ —

Aber noch viel wunderbarere Kunde kommt übers Meer geflogen: nämlich die von Vögeln, die auf Bäumen oder faulendem Wrackholz wachsen am Meeresstrand; die wunderliche, scheinbar unumstößlich wohl bezeugte Sage vom Entenbaum oder Bernikelbaum. Zuerst in Tausend und Eine Nacht sagt Sindbad ähnliches: „Ich sah einen Vogel, der aus einer Muschel hervorkam, seine Eier legte und sie auf der Oberfläche des Wassers brütete, und nie von der See ging auf

das Land!" und in der Weltgeschichte des Persers Raschid Eddin (um 1314) liest man folgende Stelle:

„Irlanda ist eine Insel mitten im Ozean. Sie hat einen so trefflichen Boden, daß es da weder Ratten noch giftiges Gewürm giebt —. Zu den Wundern des Landes gehört auch ein Baum, welcher Vögel erzeugt. Dies geschieht in folgender Art: In der Blütezeit sieht man eine Art von Säckchen an dem Baume, und in diesem Säckchen steckt der Vogel mit dem Schnabel. Ist die Frucht reif, so pickt der Vogel sie selbst auf und kommt heraus. Man füttert ihn zwei Jahre, binnen welcher Zeit er die Größe einer Gans oder Ente erreicht. Er ist die gewöhnliche Speise der Leute dieses Landes."

Aber die erste vollständige Erzählung von dem wunderbaren Zwitterwesen finden wir in Jones Credulities p. 18, wo er nach Giraldus berichtet, „daß auf einer Insel am Strande, wo sich viele Überreste von alten, verfaulten Wracks vorfinden, und verrottete Baumstämme durcheinander liegen, auf diesem morschen, schwammigen Holz sich eine Art Schaum oder Schleim oder Zunder in scharfgespitzten Muschelschalen von weißlicher Farbe bildet —; das eine Ende dieser schleimigen Masse ist an die Innenseite der Muschel befestigt, „wie der Fisch der Austern oder Muscheln"; das andere Ende ist weiter unten am Bauch fest; und das Ganze nimmt allmählich die Gestalt eines Vogels an. Wenn er voll ausgebildet ist, öffnet sich die Schale, und zuerst erscheint das erwähnte Band, mit dem er an der Schale hängt; dann strecken sich die Beine eines Vogels hervor, so daß sie heraushängen, und wie er wächst, öffnen die Schalen sich weiter, bis allmählich das ganze Tier zum Vorschein kommt, nur noch am Schnabel hängend. Kurz darauf kommt es zur vollständigen Reife und fällt in die See, wo es Federn bekommt und zu einem Vogel heranwächst, nicht ganz so groß wie eine Gans, mit schwarzen Beinen und schwarzem Schnabel und weiß und schwarzen Federn am Leibe, ähnlich wie unsere Elstern gescheckt. Sie sind in Lancashire unter dem Namen Baumgänse an geeigneten Stellen so allgemein, daß man eine für drei Pence kauft." Ich führe möglichst wörtlich an, weil gerade der Wortlaut sein Interesse hat.

Nun geht die Sache fröhlich weiter, und es erhebt sich ein förmlicher Streit um das Dasein dieses wunderlichsten aller Vögel. Nach Cuviers' Aussage bestreitet schon Albertus Magnus † 1280, später Roger Baco † 1294, dann auch Aeneas Sylvius † 1464 die Möglichkeit; der große Nordfahrer Barents desgleichen. Aber die Zeugnisse

dafür häufen sich trotzdem. Deutlicher noch als der oben Angeführte schildert ein anderer, Namenloser, bei Landrin p. 130 den Vorgang so: „An der Seeküste brüten einige Vögel, die selbst nicht ausgebrütet sind, auch zuerst weder Federn noch Haare haben, sondern entstehen, wenn altes Holz verfault und zerfällt, als Masten und Planken, die in der See zerfallen, welche sie so ausbrüten. Wenn solch Wrack in der See zusammenstürzt, dann ist es verfault und verdorben vom Salzwasser, und aus diesen Trümmern werden Vögel erzeugt, welche mit dem Schnabel am Holz fest hängen; und wenn sie ganz mit Gefieder bedeckt sind, und groß und fett sind, dann fallen sie in die See, und so giebt sie Gott in seiner Güte ihrem Element zurück.“

Unbegreiflich bleibt die genaue Ausbildung dieses unsinnigsten Kapitels der alten Naturgeschichte, das so gern und gläubig gelesen wurde, daß ein alter Schriftsteller dies geheimnisvolle Wunder einer generatio aequivoca (Urzeugung) begeistert sogar mit der immaculata conceptio vergleicht! — Ein gewisser Mayer schrieb einen Band voll von dem Volucris arborea und giebt sogar an, wovon er sich nährt; ein anderer macht, scharf beobachtend, einen feinen Unterschied: wenn das unausgebildete Geschöpf auf die Erde fällt, wird ein Vogel, wenn's ins Wasser fällt, ein Fisch daraus! Und in einem Gedicht von du Bartas (Bassett, p. 267) heißt es bewundernd in Aufstellung einer förmlichen Art von Entwickelungslehre: „Erst war's ein grüner Baum, dann eine wackere Schiffsplanke, später ein Schwamm oder Wurm, und zuletzt ein flüchtiger Vogel!“

Landrin erzählt nach Scaliger, daß dem Könige Franz I. eine nicht sehr große Muschel geschenkt wurde, in welcher ein kleiner, völlig ausgebildeter Vogel enthalten war; und sein Beichtvater, der Abbé Valmont, brachte die Sache in Theorie: nämlich daß diese Vögel ihre Eier ins Meer legten, wo sie auskröchen — und dann hängten die Tierchen sich ans Holz. Ihm scheint die älteste Ansicht doch etwas verdächtig gewesen zu sein. Ganz schmucklos kommt das der Fabel zu Grunde liegende Tier aber in einer Schilderung von Baptista Porta ans Tageslicht, wenn es da wörtlich heißt: „Nicht nur in Schottland, auch in der Themse bei London giebt's eine Art von Muscheln in einer zweiblättrigen Schale, welche einen Fuß voll von Falten und Runzeln hat. Sie stecken gewöhnlich im Kiel irgend eines alten Schiffes. Einige sagen, daß sie von Würmern herkommen, einige, von Zweigen an Bäumen, welche in die See fallen; wenn eine an Land geworfen

wird, stirbt sie, aber die, welche in der See bleiben, leben weiter, gehen aus ihren Schalen heraus und wachsen, bis sie so groß wie eine Ente sind." Sollten von ihnen die „Zeitungsenten" unserer Tage noch abstammen?

Sogar ihre Anwendung wird beschrieben: Sie dienen nämlich als Fastenspeise, weil sie aus der See herstammen; also doch viel mehr Verwandtschaft mit Fisch als mit Fleisch haben.

1678 schreibt Sir Robert Moray in einer wissenschaftlichen Abhandlung, welche in die Transactions der Royal Society aufgenommen ist: „In jeder Schale, die ich öffnete, fand ich einen vollständigen Seevogel; der kleine Schnabel war dem einer Gans gleich, die Augen deutlich bezeichnet, Kopf, Hals, Brust, Flügel und Füße ausgebildet; die Federn voll ausgewachsen und dunkelfarbig, und die Füße denen der Wasservögel gleich". — Wie ist das möglich? Es bleibt keine andere Annahme, als daß sowohl Franz I. wie dieser gelehrte Herr mit einiger List, aber zu ihrer eigenen Freude, und darum gewiß zum Vorteil des Fälschers, einfach mit kleinen Enten in Muschelschalen betrogen worden sind. Daran ändert es nichts, daß ein schottischer Arzt bereit war, auf das Evangelium zu schwören, daß alles, was Giraldus von dem Entstehen dieser Vögel berichtet, durchaus wahr sei, denn „er selbst habe mit seinen Augen diese halbausgebildeten Vögel gesehen und sie in Händen gehabt." Auch nicht, daß 1801 in London „der wundervolle Gänsebaum, aus dem Wasser herausgenommen", ausgestellt war; im Gegenteil.

Noch mag uns der Umstand größeres Vertrauen zu der Thatsächlichkeit ähnlichen Sagenberichtes geben, wenn in einem alten Werke erzählt wird, daß, so oft große Stürme an den Küsten von Libya deserta tosen, die See große Thunfische an Land wirft, welche Würmer hervorbringen, die so groß werden wie Fliegen, und dann wie Heuschrecken, und endlich, immer mehr wachsend, zu Vögeln. (Magick of Kirwan 1685.)

Ähnlich lautet die Sage, welche die Matrosen Vasco da Gamas von ihrer Reise ums Kap der guten Hoffnung mitbrachten, daß dort Austern an den Bäumen wüchsen (Bassett, p. 265); und ein gutes Schlaglicht, wie in jenen Tagen übertrieben wurde, wirft die Aussage eines Seemannes, der um 1650 Japan besuchte (Landrin, Monstres marins p. 13), es lägen dort Austern am Strande, die anderthalb Ellen lang seien! — Ich habe in Jokohama allerdings selbst welche

gegessen, die man durchschneiden mußte, um sie zu schlucken, aber so groß waren sie nicht!

Die Hypothese eines Dr. Brewer, die Bassett p. 269 anführt, mag nicht unerwähnt bleiben: daß nämlich die leicht zu verwechselnden Bezeichnungen der Anser bernicla (Bernikelgans) und der Pernicula, der kleineren Tellermuschel, an der ganzen Verwirrung Schuld trage durch Zusammenwerfung beider so grundverschiedener Begriffe zu einem Wesen. Der Vogel, der aus jenem „Muscheltier“ entstanden sein soll, jene Anser bernicla, ist die Rotgans, eine Gänseart von Mittelgröße, die einige zu den Enten zählen. Sie kommen im Winter zahlreich vor in den nördlichen Provinzen Großbritanniens und auf den schottischen Inseln; im Frühling ziehen sie fort. Sie sind braunrot, mit schwarzem Halse und weißem Halsband. Auch in Skandinavien kommen sie bis weit nördlich über Schweden hinaus vor (vergl. Ökonomische Encyclopädie von Krünitz 1779). — Das in Schalen eingeschlossene Tier, das andererseits zu der Sage Anlaß gab, ist die „Entenmuschel“, Pentalasmis anatifera, die in allen salzigen Meeren vorkommt, an allerlei festen Körpern, auch Schiffen, festsitzend, und nicht zu den Muscheln, sondern zu den Rankenfüßern, Cirripedia, gehörend.

Burmeister sagt in seiner grundlegenden Untersuchung: „Beiträge zur Naturgeschichte der Rankenfüßer“, 1834 p. 27: „Die fünfteiligen Schalen schließen oben nicht, sondern werden von einer ziemlich festen Haut zusammengehalten, welche sich in einen dicken, röhrenförmigen Fortsatz verlängert, mit welchem das Tier festgewachsen ist (vergl. oben das Festhangen mit dem „Schnabel“). Die Schalenöffnung befindet sich an der untern oder Bauchseite, und erscheint als eine lange, von vorn nach hinten fortlaufende Spalte, aus welcher die letzten Enden der Füße hervorragen. Nur an zwei Stellen, nämlich an der vorderen Grundecke jeder größeren Seitenschale, steht das Tier mit der Schale in Verbindung“. —

Zu den schönsten und poesiereichsten Sagen der See gehört dagegen die von einer andern Muschel, der Perlmuschel. Schon Plinius läßt sie von Tau sich nähren, den die Sonne zu Perlen reifen läßt; und viel später noch heißt es, daß diese Muschel, wenn der Himmel klar ist, ihren Mund ein wenig über dem Meer öffnet und durstig den Tau trinkt; und nach Maß und Menge der Tautropfen empfängt und erzeugt sie die Perlen; ist der Tau rein, giebt es lichte, ist er unrein, mit Erdenstaub gemischt, giebt's trübe Perlen. Auch wolkiges Wetter

ändert die Farbe, der Blitz hält ihr Wachstum auf, und der Donner bringt die Muschel dazu, die unfertigen, hohlen Hülsen auszuwerfen. Nach Plinius haben die Perlmuscheln gar einen König, der ihnen hilft, den Tauchern zu entgehen; wird er selbst aber gefangen, dann kann man sie leicht fassen. Nach Jones, Broad broad Ocean p. 151 glaubt man im Morgenlande noch jetzt daran, daß die Perlen Regentropfen sind, welche die Muscheln je am 16. Nisan aufgefangen haben, am Osterfeste. —

Sehr hübsch, aber nicht ebenso glaubwürdig, ist die Sage, die in einer uralten Histoire des Antilles mitgeteilt wird, daß auf Curaçao eine Muschel zu finden sei, die lauter Musiknoten enthalte (Voluta musica), so daß man aus ihr frisch vom Blatt singen kann. Ich habe selbst auf selbiger öder Insel einen ganzen Vormittag Muscheln gesucht, und viele gefunden; aber diese leider nicht. Dagegen fanden wir an einer niedrigen Stelle des Ufers, im Schutze hoher Kalkberge, mehrere nicht sehr hohe Bäume, die in ihrer ganzen Tracht mit unsern Birnbäumen eine nicht zu verkennende Ähnlichkeit hatten, mit frischgrünen, blanken, feingezahnten Blättern. Unter den mannshohen Bäumen lagen am Boden zerstreut die Früchte, sehr kleinen gelben Äpfeln an Gestalt, Farbe und Geruch durchaus gleich; es waren Manzanillenbäume (Hippomane Mancinella). Auch sie, nur in nächster Nähe des salzigen Meeres wachsend, gehören ins Bereich der Seesage.

Es heißt von ihnen, sie seien so giftig, daß schon der Hauch ihrer Ausdünstung tödlich sei. Der Tau und Regen, von ihren Blättern abfließend, ziehe Blasen auf der Haut; sowie der Milchsaft, den ein abgebrochener Zweig absondert; sie gehören nämlich zu der Familie der Euphorbiaceen, der Wolfsmilch-Arten; und der Genuß der erwähnten Früchte sei unbedingt tödlich. — Das ist richtig. Ich habe mir von einem Offizier als Augenzeugen erzählen lassen, daß mehrere Kadetten, die aus Unkunde von den recht verlockenden Äpfelchen gegessen hatten, nach diesem Mahl von derartiger entzündlicher Anschwellung der Schleimhäute des Halses befallen wurden, daß sie nur durch den Luftröhrenschnitt gerettet werden konnten, sowie daß die zufällige Anwendung der grünen Blätter des Baumes als Badeschurz die übelsten Folgen nach sich zog. — Die Neger, welche mit der Ausrottung des Baumes beauftragt werden, sollen nur mit verbundenem Munde und in kurzen Abzügen ihrer Arbeit walten und sich ängstlich vor dem reichlich hervorquellenden und umspritzenden Milchsaft hüten. Dagegen kann ich nur

bezeugen, daß etwas von jenem Saft, der mir auf die bloße Hand träufelte, gar keine Wirkung hatte. Das war im Januar, auf Dominika. Möglich, daß die giftigen Eigenschaften des Baumes zu andern Zeiten, etwa zur Zeit der Blüte, stärker hervortreten, und daß zu nächtlicher Stunde seine Ausdünstung besonders verderblich wirkt, sodaß ein Schlafen unter ihm, wenn der Tau von den ausatmenden Blättern rinnt, in der That tötlich sein mag. Aber auch unter dem unschuldigsten Baume, der ängstlich um seinen guten Ruf besorgt ist, dürfte ein Aufenthalt zu nachtschlafender Zeit auf bloßer Erde und unter freiem Himmel in den Tropen ziemlich bedenklich sein. Zur vollen Sicherheit hierüber zu kommen, ist jedenfalls nicht leicht, weil keiner wohl gern die nötigen Versuche an sich selbst anstellen möchte.

Durchaus aber unverdienter Weise in recht schlechten Ruf gekommen ist die Sargasso-See, vor der besonders die älteren Seefahrer — so die Matrosen des Kolumbus — eine Riesenangst hatten, von der falschen Vorstellung ausgehend, als ob der Seetang unten im Grunde wurzele, der dort die Gewässer oft auf viele Meilen weite Strecken mehr oder weniger in großen Flächen zusammenhängend bedeckt. Der Gedanke war ja allerdings greulich genug, in diese viele tausend Fuß langen Tangwälder hinabzustürzen, zwischen deren glatten, schleimigen Blättern und Stengeln allerlei unholdes Getier sein unheimlich Wesen trieb, kriechend, greifend, sich windend, auf Beute lauernd. Es ist aber nicht so schlimm. Es sammelt sich in den stromfreien Gewässern zwischen zwei Strömungen allerdings eine ungeheure Menge von Seetang, der von den Strömungen ausgeschieden ist, die ihn wohl von ferner Küste herangeführt haben: aber das ist naturgemäß gänzlich wurzelloses, welkes Kraut, das in seiner braungelben Farbe welkem Moose ähnlich sieht, mit kleinen, scheinbar übersponnenen Blasen besetzt. Daß ein Schiff dadurch auch nur merkbar in seiner Fahrt gehindert werden könnte, ist durchaus nicht anzunehmen. Höchstens könnte es einem Dampfer unbequem werden durch Unklarmachen der Schraube; dazu schwimmt es aber wieder nicht tief genug (vgl. Heims, Kreuzerfahrten, p. 227).

Neunzehntes Kapitel.

Vagabunden der See.

Dem Gebiet der Sage fast schon entrückt, aber doch zum unheimlichsten Seespuk gehörig, und zwar in seiner bedenklichsten und greifbarsten Form, sind die rast- und heimatlosen Gesellen, die von alters her bis in die neueste Zeit die See unsicher gemacht und noch ganz anderes Grauen über sie gebreitet haben als Kraken, Seeschlange und Fliegender Holländer: die Räuber der See, die Piraten in allen Gestalten, deren Ruf oft genug märchengleich wuchs und einen geheimnisvoll- furchtbaren Schleier um sie spann, den zu lichten jedem graute; ein Schleier, den nur scharfer Schwerthieb oder pfeifender Kartätschenhagel zerreißen konnte, um zu zeigen, daß ein Seeräuber schließlich auch nur ein ganz gewöhnlicher, gemeiner, sterblicher Mensch ist, dem man mit etwas Mut und etwas List gerade so gut auf den Leib rücken kann, wie jedem andern Feinde. Es ist schon p. 129 der Bukaniers Erwähnung gethan, die, um solchen sagenhaften Ruf der Unnahbarkeit sich zu bewahren, selbst vor dem scheußlichsten Mord nicht zurückschreckten. Und sie erreichten ihren Zweck; das geistergehütete Land, in dem sie ihre geraubten Schätze verbargen, war sicher davor, daß begierige Hände es aufwühlen möchten, und die blutige Brüderschaft konnte ruhig auf ihre Raubzüge ausziehen.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war der Handel mit der afrikanischen Küste und mit den westindischen Inseln beinah gänzlich durch ihre Schiffe gehindert, und sie beherrschten die See in einer fast unglaublichen Weise, gestützt auf ihre Besitzungen auf den Bahama-Inseln und an der afrikanischen Küste. Es waren dieselben Räuber, die unter dem Namen der Flibustier sich schon 1625 der Insel St. Christoph bemächtigt hatten und später im Norden der Insel

San Domingo sich häuslich niederlassend durch die sportsmäßig von ihnen betriebene Jagd auf verwildertes Rindvieh den Namen „Boucaniers“ sich erwarben; der Name „Flibustier“ ist wohl von dem französischen „Flibot“ abzuleiten, der Bezeichnung für ein leichtes Schiff von nicht über 100 Tonnen.

Mittlerweile aber waren mit den höheren Zwecken dieses kühnen Gesindels auch ihre Schiffe gewachsen, und zu Ende des vorigen Jahrhunderts treffen wir ihren verschlagenen und unternehmenden Hauptmann Roberts an der Spitze eines ganz achtunggebietenden Geschwaders. Drei große Schiffe standen unter seinem Befehl: die „Royal Fortune“ von 40 Kanonen und 150 Mann Besatzung; der „Ranger“ mit 32 Kanonen und 132 Mann, und der „Little Ranger“ mit 24 Kanonen und 90 Mann. Wehe dem unglücklichen Handelsschiffe, das ihren Kurs kreuzte, und wehe der Küste, an der sie landeten! Endlich mußte einmal Ernst gegen sie gemacht werden, nachdem sowohl die Franzosen wie die Engländer lange Zeit, um sie zu ihren Zwecken zu benutzen, mit ihnen geliebäugelt hatten. — Zunächst wurde ihnen ein Generalpardon angeboten, aber entweder trauten die schlauen Füchse dem Frieden nicht, oder sie hielten sich für stark genug, ihr vergnügliches Räuberleben auch gegen den Willen Englands fortführen zu können, und zogen solches deshalb dem weniger einbringenden und weniger wechselreichen Dasein eines ehrbaren und angesessenen Piraten außer Diensten vor.

Da riß Alt-England denn doch die Geduld, und unter dem Befehl des Kapitäns Ogle wurden endlich zwei Kriegsschiffe ausgesandt, die dem Spuk ein Ende machen sollten. —

Lange Zeit hindurch hatten seine Kreuzerfahrten keinen Erfolg. Roberts hatte überall seine Spione und war zu gut von allen Bewegungen seines Verfolgers unterrichtet; und schließlich mußte Kapitän Ogle sogar einen Hafen aufsuchen, um seine Schiffe ausbessern zu lassen. — Unterdessen verdoppelte Roberts seine Thätigkeit und seine Frechheit, und trieb den Hohn so weit, angesichts des Hafens in aller Ruhe zu kreuzen, in dem Ogle mit seinen Schiffen festlag. —

Endlich aber schlug dem Räuber doch die Stunde der Vergeltung. — Als die Engländer mit ihrer Ausbesserung fertig geworden waren, ging das eine Schiff, die „Weymouth“ hinaus, um dem Handel draußen auf der befahrensten Seestraße einigen Schutz zu geben; Kapi-

tän Ogle selbst suchte sich an den Feind heranzupürschen, und schließlich hatte er die Freude, ihn in einer Bucht beim Kap Lopez zu entdecken. —

Auf eigene Faust allein den Kampf mit den drei gutbewaffneten und auf Tod und Leben fechtenden Seeräubern aufzunehmen, schien dem Kapitän doch gewagt, darum griff er zur List. Er gab seiner „Schwalbe“ in der Eile das harmlos ehrbare Ansehen eines französischen Kauffahrteifahrers und segelte so unter kleinen Segeln gemächlich an der Bucht vorbei, um die Räuber auf die scheinbar leichte Beute zu reizen. — Roberts selbst lag zu weit ab, aber er machte seinem Unterhauptmann auf dem „Ranger“ Signal, hinauszugehn und das Schiff zu nehmen. — Skyon, so hieß er, ging richtig in die Falle; ohne Böses zu ahnen, segelte er munter hinter seinem vermeintlichen Opfer daher, das alle Leinewand gesetzt hatte wie auf ängstlicher Flucht; kaum aber waren sie außer Kanonenschußhörweite, da minderte die Schwalbe plötzlich ihre Fahrt; an der Gaffel ging die englische Flagge hoch, und aus der im Nu demaskierten Batterie schickte sie dem „Ranger“ einen so brüllenden, schmetternden Gruß, daß dem Seeräuber Hören und Sehen verging; und zum größeren Unglück für ihn fiel Skyon von einer Kugel der ersten Breitseite der Schwalbe tödlich getroffen. Dennoch gab’s einen mehr als anderthalbstündigen scharfen Kampf mit den verzweifelt fechtenden Korsaren, ehe die Piratenflagge niedergeholt wurde und die „Schwalbe“ vom „Ranger“ Besitz nehmen konnte.

Nun kam es darauf an, auch die beiden andern Schiffe zu bethören. Dazu hißte nun der Kapitän Ogle auf seiner „Schwalbe“ über der französischen Flagge diejenige der Seeräuber mit dem Totenkopf und den gekreuzten Knochen, so seinem wieder ganz friedlich schauenden Schiff das Ansehen gebend, als wäre es von dem Piraten geentert und genommen worden, und segelte zurück, dorthin wo er die beiden anderen Freibeuter gelassen hatte. Wieder ließ Roberts sich täuschen und segelte selbst der „Schwalbe“ entgegen, um seinem Unterhauptmann Glück zu wünschen und um sich die Beute aus der Nähe zu besehen, wurde aber unangenehm überrascht, als eine volle Breitseite auch ihm den ersten warmen Gruß brachte. Aber es galt noch ein zweistündiges blutiges Gefecht, ehe der Engländer sich des Sieges rühmen konnte. Roberts selbst fiel mit über 200 seiner Leute. Die Überlebenden, 160 an der Zahl, wurden nach Cape Coast Castle gebracht; 52 von ihnen wurden

hingerichtet und zwar so, daß sie in eisernen Ketten einer neben dem andern längs der Küste aufgehängt wurden. — Die Mannschaft der „Schwalbe“ durfte die den Seeräubern abgenommene Beute als Prisengelder unter sich teilen, und der Kapitän wurde zum Ritter geschlagen.

So endete die blutige Brüderschaft der Boucaniers (vgl. Giffard, Deeds of naval daring p. 283). —

Näher liegt uns die deutsche Erzählung, in welcher uns die Sage von der fürchterlichen Brüderschaft der Vitalienbrüder entgegentritt, die einst in der Ost- und Nordsee ihr Unwesen trieben, und über die im Munde des Volkes noch allerlei Geschichten, Märchen und Lieder leben; besonders aber hat die Sage sich an die beiden blutigen, grimmen Führer der Bande geheftet: Klaas Störtebecker und Göde Micheel. —

Den Namen Vitalienbrüder hatte die zuchtlose Schar sich erworben in dem Kriege zwischen der großen Königin Margarethe, Begründerin der Kalmarischen Union, und den Anhängern des in der Schlacht bei Falkjöbing geschlagenen Königs Albrecht von Schweden (389). Zur Unterstützung desselben hatten die Herzöge von Mecklenburg. Albrechts Verwandte, mit Hilfe der Städte Wismar und Rostock eine ansehnliche Flotte zusammengebracht und Stockholm in Besitz genommen. Als aber nun ein großes Dänenheer anrückte und die Stadt einschloß, galt es, dieselbe mit Lebensmitteln zu versorgen; eine Aufgabe, welche der erwähnten Flotte zufiel. Daher bekamen die Mannschaften, wohl zuerst spott- und scherzweise, den Namen Viktualienbrüder, woraus dann Vitalienbrüder gemacht wurde. (Vgl. die Abhandlung von Albert v. d. Miele: de Liikendeelers). Der Name „Liikendeelers“ hat weit weniger ehrlichen Ursprung. Die Städte Wismar und Rostock machten nämlich aus Haß gegen Lübeck, welches die Königin Margarethe unterstützt hatte, in allen Häfen der Ostsee bekannt, daß jeder, welcher gegen die drei nordischen Reiche Kaperei zu treiben gesonnen sei, bei ihnen „allen Beistand, Vorschub, sichern Aufenthalt und freien Verkauf seiner Beute finden sollte.“ — Jetzt war der ursprüngliche Zweck nur noch Vorwand, und die erwähnte Flotte war bald der Schrecken der Nord- und Ostsee. Kein Schiff war vor den rauhen Gesellen sicher. Lohnte es sich des Weges, führten sie die genommenen Schiffe nach Wismar oder Rostock; war es zu weit, wurden sie auf hoher See angebohrt und versenkt; und wer von der Mannschaft sich ihnen nicht anschließen wollte,

ging einfach mit auf den Grund; der Erlös aus der Beute ward zu gleichen Teilen unter den Siegern verteilt; daher erhielten die Räuber den Namen „Likendeelers“, Gleichteiler oder „Gleichbeuter“, wie es übersetzt wurde. —

Sie wurden mächtig und groß und eroberten Gotland, an 2000 Mann stark. Als einer ihrer ersten Anführer wird Henning Manteuffel genannt, der die Inseln Oesel und Dagö eroberte und in Esthland einfiel. — Die Hamburger Klaas Störtebecker und Göde Micheel sind aber doch die bekanntesten Anführer. Der erstere soll seinen Namen von einem riesigen Becher haben, den er auf einen Zug zu leeren im stande war und der gutem Vernehmen nach noch heute in der „Kunst“ zu Emden gezeigt wird. Aber unter ihnen zerfiel doch die Macht des gefährlichen und schrecklichen Bundes. Wohl hatten sie noch 1394 bei Gotland einen Sieg über die Dänen erfochten, die ihre eingefrornen Schiffe stürmen wollten. Aber das Eis brach unter ihrer Menge, und unter dem grimmigen Hohnlachen der über die Reeling schauenden Banditen ertranken die Stürmenden. Aber schon im folgenden Jahre machte eine vereinigte Flotte der Königin Margarethe, der Hansa und des deutschen Hochmeisters Jagd auf sie, und eine große Anzahl von Schiffen ward aufgebracht und die Besatzung in den verschiedenen Ostseestädten hingerichtet; unter ihnen einer ihrer Hauptführer, ein Moltke. — Unter Störtebeckers Führung fand ein kleiner Teil der Seeräuber Zuflucht auf Rügen, wo noch jetzt bei Stubbenkammer die Höhle gezeigt wird, in der sie ihre Schätze verbargen. — Später finden wir ihn wieder in der Schlacht, in der die Vitalienbrüder unter Keno then Brok und unter dem Bischof Hisko nach furchtbarer Gegenwehr von den Hamburgern geschlagen wurden; und nun zieht Störtebecker gegen die französische und spanische Küste, um als köstlichste Beute die Gebeine des heiligen Vincentius mit heimzubringen. Als er endgültig gefangen war, bat die Hamburger Geistlichkeit sich jene heiligen Reliquien als ihren Teil an der Beute aus. —

Heimgekehrt war er zwar; aber in der ersten Zeit ließ er nicht viel von sich hören, sondern hauste mit seinen Leuten in seinen sicheren und verborgenen Schlupfwinkeln. Bei Schwabstedt im Mühlenberg haben sie eine große silberne Tafel vergraben, und — vergleiche das Thun der Boucaniers! — so stark „mit Seelen gebannt“, daß es noch niemand gelungen ist, sie zu heben. Bei Putlos an der Ostsee, nahe

bei Oldenburg in Holstein, da haben sie viele unterirdische Gänge angelegt und darin ihre Schätze verborgen; sie konnten dadurch vom Schlosse bis an das wilde Wasser kommen. (Müllenhoff; Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, p. 37). Störtebecker hatte auch das Gut Bülk bei Kiel im Dänischwohld in Besitz, und hatte daselbst ein großes Schloß. Dort in der Nähe liegt ein hoher, mit Bäumen bewachsener und von einem Graben umgebener Berg, der die Störtebeckerinsel heißt. Hier hatte er seinen versteckten Wartturm, von wo aus er das Meer beobachtete und den vorübersegelnden Schiffen auflauerte.

Mit den Vitalienbrüdern in Verbindung stand wohl sicher „der lange Peter“ von der Insel Sylt. Seine Schiffsleute hatten zum Zeichen ihres Gewerbes auf ihren Kleidern an der einen Seite einen Galgen und auf der andern ein Rad. Er pflegte sich zu nennen:

Der Dänen Verheerer,
Der Bremer Verteerer,
Der Holländer Krüz un Beleger,
Der Hamborger Bedreger.

Von ihm ist noch eine Schanze in den Dünen auf Sylt zu sehen. Sie plünderten einmal, (s. Müllenhoff, p. 39), als die Männer der Insel fast alle auf See waren. Da vereinigten sich aber jung und alt, Männer und Weiber, und zogen ihnen entgegen und sangen dabei:

Dat geit darna to mit alle Mann
Mit Böffen, Stahl un Forken;
De hier nich fechten will un kann,
Dat sind woll rechte Schorken!

Die Räuber wurden geschlagen, und sie kamen richtig an Rad und Galgen.

Aus der Ostsee aufs neue vertrieben, nachdem ihnen auch Wisby auf Gotland abgenommen war, rückten den Liikendeelers in der Nordsee wieder die Hamburger auf den Leib. Bei Helgoland kam es 1402 oder 1404 zur entscheidenden Schlacht. Am Tage vorher kam ein Blankeneser Fischer, der auch einst ein Liikendeeler gewesen war, an Bord, ward freundlich von ihnen aufgenommen und bat, sein Boot an ihrem Schiff festmachen zu dürfen, weil es unruhiges Wetter war; er

wollte sich Essen kochen. Da es nun Nacht ward und sie meinten, er sei mit dem Essen beschäftigt, da schmolz er Blei und lötete ihnen damit das Steuerruder fest. Unbemerkt entfernte er sich nun und machte den Hamburgern davon Anzeige. Da machten sich denn auch alsbald drei Schiffe aus Hamburg auf, eines aus Hamburg selbst „die bunte Kuh“ genannt, eines aus Altona und ein preußisches. Am Morgen fielen sie über die Seeräuber her, und da diese nicht manövrieren konnten, wurden sie nach wütender Gegenwehr überwältigt, und das Volk sang davon ein Lied, das fing an:

De bunte Ko ut Flandern käm
Mit ehr stael-ysern Hörn;

und an Störtebecker und Göde Micheel ging in Erfüllung, was auf Märkten und von fahrendem Volk gesungen wurde:

Störtebeck und Gätmicheel
Roeften beide to glicken deel
To Water und to Landen;
Se roeften so lang dat't Gott verdroet:
Do worden se to Schanden.

So berichtet Dankwerth in seiner ungedruckten Chronik. (Müllenhoff, p. 525).

Siebzig an der Zahl wurden die Seeräuber gefangen und auf dem Grasbrook geköpft. Der Scharfrichter watete dabei bis an die Knöchel im Blut, und als ihn ein Senator fragte, wie ihm dabei zu Mut gewesen, da soll er übermütig und im Blutrausch geantwortet haben: „O gestrenge Herrn, mir war so wohl dabei, daß ich auch noch den ganzen hochweisen Senat hätte abthun mögen!“

Dafür mußte auch er mit dem Leben büßen.

Vergebens hatten die Hamburger in dem Schiffe nach großen Schätzen gesucht. Da man nichts fand, verkaufte man es endlich an einen Zimmermann, daß er es aufhauen sollte. Als der aber die Säge ansetzte, traf er gleich auf etwas Hartes, und bald schimmerte ihm das helle Metall entgegen. Er machte dem Magistrat Anzeige davon, und als man die Masten untersuchte, war der eine mit purem Golde, der andere mit Silber und der dritte mit Kupfer angefüllt. So waren auch die übrigen Balken ausgehöhlt. Man belohnte den Zimmermann

reichlich und ließ aus dem Golde eine Krone machen, die um den St. Katharinenturm reichte.

Daraus haben die Franzosen später Dukaten geschlagen (p. 36). So die Sage. Nur ist sie insofern hinter der Wahrheit zurückgeblieben, daß man nicht die Köpfe von siebzig, die auf dem Grasbrook hingerichtet wurden, sondern von hundert und fünfzig Seeräubern als Warnungszeichen die Elbe entlang auf Pfähle spießte. — Erst im Jahre 1422 aber verschwanden die letzten Vitalienbrüder oder Liikendeelers aus der Geschichte.

Merkwürdig sind die vielfachen Parallelen in beiden Erzählungen: das Bannen der Schätze mit Seelen, die notgedrungene Aufwendung von List, um der Räuber Herr zu werden, die fast genau gleiche Zahl der Gefangenen — 150 zu 160 — und die Art und Weise, wie die Leiber der Hingerichteten zur Warnung längs des Strandes aufgereiht werden; eine eigentümliche Art von scheinbarer Gesetzmäßigkeit tritt darin zu Tage.

Das sind Vagabunden der See von der schlimmsten Sorte, die hier als unheimlicher Spuk hinfahren übers blaue Wasser, bald hier, bald da Entsetzen und Verderben verbreitend. — Noch von andern meldet die Sage, aus alter, ferner Zeit: auch sie fahren hin übers Salzwasser, blutig, rauh, wild; ihre rechte Heimat die wilde See, ihr Haus das Seeschiff, ihr Hausgerät ihre Waffen, der blanke Schild ihr Pfühl, die Gefahr ihre Freude, der Sturm ihr Sprachgesell: der Wiking des Nordens; auch er ein Seeräuber, ein schonungs- und erbarmungsloser, aber kein gemeiner! Zweierlei trieb ihn hinaus; wohl auch Begier nach Beute, aber vor allem das Verlangen nach Ehre und Ruhm; und auch ewige Ziele setzten sie sich. Die erworbene Beute wurde durchs Los geteilt; der Tapferste erhielt das Beste — und das allerbeste davon wurde in die Erde vergraben, damit sie es in Walhall wiederfänden. — Er gehört nicht zu dem ruch- und ehrlosen Gesindel, das raubt um des Raubes willen; seine Ehre, die Ehre des freien Nordmanns bestand darin, seinesgleichen in allem zu übertreffen, wodurch sich ein Mann vor dem andern auszeichnen mag: — Kräftiger Arm, scharfes Auge, unbeugsamer Mut, Kampf und Sieg, und kein Tod ohne Sieg, davon meldete das Lied an der Wiege des Nordmanns, dazu weihte der Greis den Enkel von dem Tage an, an dem er den Speer heben konnte. Das Erste war: Ehre erwerben; das Höchste, wonach er streben konnte, war Ruhm, erworben durch

Waffenthat; nicht des Goldes, nur des Sieges Glanz war der Bewunderung wert; den Streit höher schätzen, als den Frieden, den Kampf höher als die Ruhe, einen ehrenvollen Waffentod höher als einen elenden Strohtod, den höchsten Genuß in den rühmenden Gesang des Sängers beim Mahl und nicht in das Mahl selbst setzen: darauf stellten sie ihren Sinn; nach einem Ziel zu streben, für das Tausende gefallen waren, und wenn dieses erreicht war, nach einem noch höheren — das war das Lebenswerk des echten Kämpen, und in der älteren Edda heißt es im „Hávamál“, dem uralten Gedicht:

Vermögen stirbt,
Freund stirbt;
Selbst stirbt man gleicherweis;
Eins nur weiß ich
Das niemals stirbt:
Das Urteil über jeden Toten!

Mit solchem Glauben, bei solchem Streben mußten die Kräfte notwendig geübt werden. Der hohe, breitschultrige, muskelstarke Hüne bückte sich nicht über den Pflug, zog nicht das Fischnetz aufs Land, trieb nicht das Vieh auf die Weide; das war Knechtes Arbeit; aber er selbst konnte den Baum fällen zum Speer und den Hammer schwingen, um seine Waffe zu schmieden, und diese führen im blutigen Streit; vertraut mit Wind und Welle und mit dem Wechsel des Glücks wie mit dem Wechsel des Wetters, wurde er auch vertrauter Freund der Gefahr und lernte das Leben geringachten; und aus dieser Verachtung entstand der steife, unbeugsame Trotz, der sagenhaft aus fremdartigen Augen uns heutzutage anschaut. Grausig schier klingt uns die Erzählung von dem blutigen Wiking Regner Lodbrog, wie er vom König Ella von Nordhumberland gefangen wird (um 800 n. Chr.) in der Schlacht, in der er viermal die Reihen der Feinde durchbricht, aber endlich zwischen Schilden eingeklemmt wird, nachdem seine Leute erschlagen sind. — Als sie ihn zum Könige bringen, da will er kein Wort sagen und nicht verraten, wer er ist. Da befiehlt Ella, man solle ihn auf härtere Probe stellen und ihn hinunterlassen in einen mit Schlangen gefüllten Turm, und ihn heraufholen, sobald er sich zu erkennen gäbe. Aber keine Schlange wollte an ihm haften, solang er seinen Seidenpanzer anhatte; aber als sie ihm den auszogen, da hängten sie sich an allen Seiten an ihn. Seine Qual war furchtbar, aber er schwieg; erst, als eine Natter an seinem Herzen nagte, da brach er aus:

Schreien würden meine Jungen,
Kennten sie des Ebers Qual! —

Aber ohne Krieg konnte der Drang nach Ehre nicht gestillt werden; darum, wo kein Feind war, mußte der Feind gesucht werden, und ob an ferner Küste. Da sammelte sich dann Boot zu Boot, Schiff zu Schiff, und die Kämpen versammelten sich, hinzufahren übers Meer, zu streiten, zu gewinnen, besungen zu werden hier beim Mahl in der Heimat am Eichentisch, um den die Jungfrauen herumgehen, den Met zu schänken, errötend das Auge zu Boden schlagend, wenn sie ihr eigen errötend Bild in den blanken Stahlschilden sich spiegeln sahen — und um einst in Walhall zu Tisch zu sitzen. So stürmten sie hinaus und landeten, wo's ihnen gefiel — und zogen fort, beutebeladen, dorthin, wo neue Ehre winkte, oder — blieben da, wo's ihnen gefiel; Herd und Vaterland ward vergessen, und der Glanz des „weißen Christ", der ewigen Sonne, verdunkelte die Strahlen des glut- und blutroten Sonnenbildes des Nordens, des blutigen Odin. (Vgl. N. M. Petersen, Danmarks Historie, 2den Deel.)

Von der Insel Wollin her klingt die Sage aus alten Tagen von der Wikingerrepublik in Jomsborg — oder Jumne —, wo die letzten echten nordischen Kämpen sich sammelten. In der Nähe von Julin, am östlichen Mündungsarm der Oder, wo fränkische, wendische und sogar griechische Kaufleute verkehrten und die Waren des Ostens und Südens dorthin zusammenbrachten, hatte der Dänenkönig Harald Blauzahn jene Jomsburg angelegt, teils um den Handel zu beherrschen, teils um die wendischen Seeräuber in Schach zu halten. Aber in seinen letzten Regierungsjahren hatte die Besatzung der Burg sich beinah unabhängig gemacht, so fern und vereinsamt vom Sitz des Königs gelegen, und bezahlte nur eine geringe Steuer. Hierhin floh um 980 vor dem Zorn des Königs Palnatoke, ein Urbild nordischer Kraft und nordischen Trotzes. Mit Freuden ward er von der Besatzung aufgenommen, die nimmer einen berühmteren und tapferen Anführer bekommen konnte. Er beschloß, hier eine Gemeinschaft von Wikingern zu gründen, unter denen der Geist des nordischen Heidentums sich frei von aller Abschwächung fortpflanzen könnte, und nachdem er eine fast uneinnehmbare Seeburg erbaut hatte, gab er seinen Mannen Gesetze, — den berühmten „Wikinger-Balk", — die darauf hinzielten, sie zu gehorsamen Kriegern und unverzagten Wikingern zu machen. Es durfte keiner in diese Gemeinschaft aufgenommen werden, der unter 15 oder

über 50 Jahre alt war — nur mit Palnatokes Schwestersohn wurde eine Ausnahme gemacht, da er, zwölf Jahre alt, schon einen alten Kämpen, den Sigwald, besiegt hatte. —

Wer einem andern wich, der ihm gleich war in Waffen und Rüstung, wurde ausgestoßen. Kein Jomsburger durfte heiraten oder ein Weib hegen innerhalb der Mauern der Burg, und nie durfte er, wenn an Land, länger als drei Tage von der Burg fern sein. Alle Beute wurde gesammelt und vom Häuptling verteilt — also auch „Liikendeelers“; und ihm allein war jeder Jomsburger verpflichtet alle Nachrichten und Neuigkeiten mitzuteilen, die ihm zu Ohren kamen; harte Strafe aber war auf die Verbreitung grundloser Gerüchte gesetzt, welche die Gemeinschaft beunruhigen konnten. Alle sollten einander als Brüder betrachten und der eine des andern Tod rächen; kamen aber Streitigkeiten unter ihnen auf, da war's ihnen streng verboten, sich selbst zum Recht zu verhelfen, sondern jeder sollte seine Sache vom Häuptling schlichten lassen. — Weithin erscholl der Ruf der rauhen Mannen an pommerscher Küste durch den Norden, und ein „Jomswiking“ war gleichbedeutend mit einem gewaltigen Krieger von eisernem Herzen. —

Und doch waren sie's nicht alle. Jener Sigwald, den der junge Vagn Aagesen übermocht hatte, ward nach Palnatokes Tode, nicht um seiner Tapferkeit, sondern um seines listigen Rates willen zum Häuptling gewählt, und er wurde schuld an dem Heldentode eines der besten Männer des Nordens, des einstigen Seekönigs und Wikings Olaf Trygvesen, der Norwegen sich gewann; und herrlich klingt die Mär von seinem Untergang auf See herüber aus der Zeit, da Heidentum und Christentum miteinander in Streit lagen. Seine heißgeliebte Gemahlin Thyra war dem ihr verhaßten Wendenfürsten Borislaw entflohen, und Olaf zog mit kleinem Geschwader nach Wendenland, um ihr Gut und Eigentum zu holen. Aber als er heimkehrte, da ward er bei Swold oder Svolder, einer Insel zwischen Rügen und Pommern im Jahr 1000 so lange von dem falschen Sigwald aufgehalten, bis er, von großer Übermacht angegriffen, nach blutigem Heldenstreit erlag. In voller Rüstung sprang er zuletzt überbord von seinem prächtigen Drachenschiff „Ormen der Lange“, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen. Der erste Bogenschütze des Nordens, Einar Tambeskelver, stritt an der Seite des Königs. Da traf ein feindlicher Pfeil seinen Bogen, der mit großem Dröhnen brach. Der

König fragte hinter sich, krachende und klingende Schwerthiebe austeilend nach rechts und links: „Was brach da?“ und Einar rief zurück: „Norwegens Reich von deiner Hand!“ —

Auch er sprang überbord und rettete sich durch Schwimmen. Aber von Olaf sah man nichts wieder. Und doch konnte und mochte der Glaube der Nordleute sich nicht trennen von dem geliebten Helden. Er, der erste Mann in allem Waffentum, konnte ja unter Wasser die Rüstung abschnallen — sie mag noch unten im Mudd rosten und rasten — und die Tiefe hat ihn nimmer hinabgezogen, sondern im Heiligen Lande hat er noch manch Jahr gelebt, denn er war Christ. — Sein Ehgemal Thyra aber hungerte sich zu Tode aus Gram, denn sie wollte ihn nicht überleben. Und zu einem Harren auf gut Glück, wie Penelope ihres Gatten harrte, war die blonde Nordfrau nicht gelassen genug. (Fabricius, p. 41.)

Eine andere, aber fürchterliche Sage, wie die Vagabunden der See zuweilen das Verhängnis ereilt, knüpft sich noch an den Namen Julin. Wendische Freibeuter aus Julin hatten einen angesehenen Dänen angegriffen, und als er sich nicht ergeben wollte, erschlagen. Sogleich reiste der Bruder des Toten, Skjalm Hvide, umher und betrieb den Krieg der Blutrache und kam um so leichter zum Ziel, weil man wußte, daß Julin ein gefährlicher Schlupfwinkel landflüchtiger Dänen sei. — Unverweilt ging 1098 eine Dänenflotte unter Segel; die belagerten Juliner mußten eine Kriegssteuer zahlen und alle Freibeuter ausliefern, die nun zum abschreckenden Beispiele mit ausgerissenen Eingeweiden grimmig zu Tode gemartert wurden. (Dahlmann, Gesch. v. Dänemark, Bd. 1, p. 207.)

Ein Hauptstützpunkt der wendischen Seeräuber, von wo sie ausschwärmten, ward später Arkona auf Rügen. Im Sommer 1135 war eine wendische Seeräuberflotte von zweihundertfunfzig Schiffen, in jedem vierundvierzig Mann und zwei Pferde, in Norwegen gelandet und hatte grausam nach der Landung gehaust. Der Dänenkönig Erich dürstete nach Rache und ging mit noch größerer Flotte an eine Landung auf Arkona. Nur eine schmale Erdzunge verband den ringsumflossenen Kreidefelsen mit der eigentlichen Insel Rügen, auf dem der berühmte Tempel des Swantewit stand, und wo dessen Oberpriester herrschte. — Diese Landenge verschloß der König durch Wall und Pfahlwerk, dadurch die Belagerten vom Süßwasser abschneidend. Ein Ausfall der Wenden wurde blutig zurückgeschlagen, und wie nun

die Not groß wurde, da boten sie Unterwerfung und Annahme der heiligen Taufe an — wenn sie neben dem weißen Christ nur auch ihren Götzen behalten dürften, sowie seiner Zeit die Isländer sich bereit erklärt hatten, Christen zu werden, wenn ihnen nur weiter gestattet würde, Pferdefleisch zu essen — also Fleisch von der Opfermahlzeit — und Kinder auszusetzen! —

Man gestand den Wenden den Götzen zu unter dem Vorgeben, im Grunde sei „Swantewit“ ja kein anderer als Sankt Vitus oder Sankt Veit! Die Belagerten stürzten heraus aus den nun geöffneten Thoren und in Massen jubelnd dem nahen Landsee zu, zunächst aber nicht, um sich taufen zu lassen, sondern um ihren glühenden Durst zu stillen, und kaum hatten die Dänen das Land verlassen — da ging der alte Spuk aufs neue los, und wieder fuhren sie, nachdem sie den Bischof vertrieben, frohen und unheilvollen Mutes auf Beute und blutige That aus, und 30 Jahre später erst gelang es dem Dänenkönige Waldemar dem Großen, das heidnische Seeräubernest der Rugier auszunehmen, dem Reich Swantewits ein Ende zu machen und den Spuk zu bannen, der Jahrhunderte lang die Ostsee zu einem Reich böser, kühner Geister gemacht hatte. — Das vor dem Thor der Seeräuberburg von den Wenden aufgeschüttete Erdreich hatte sich gesenkt und bildete unter dem Turm eine große Mulde. Das bemerkt einer der beim Schanzen- und Wurfmarschinenbau arbeitenden Männer und erklimmt mittelst stufenartig in den Erdwall eingebohrter Spieße die Erdwand. In seiner Höhle unter dem Turm sieht er sich vor den Geschossen der Feinde sicher, und wie gerade ein Wagen mit Stroh zum Lagerbedarf vorbeifährt, reichen seine Genossen ihm die Bündel auf ihren Spießen hinauf, damit füllt er die ganze Höhlung, zündet das Stroh an und rettet sich selbst. Hoch schlägt die Flamme auf und verzehrt, von den Stützen des Turmes genährt, diesen selbst; jetzt höher auflodernd faßt sie die heilige Standarte und verwandelt sie in Asche mit den andern am Turm aufgesteckten Heiligtümern. Wasser ist nicht viel vorhanden in der Räuberburg, sie löschen mit Milch — aber sie ist zu fett und nährt nur die Flammen; und in den Flammen kämpfen die Arkoner fort — da erscheint einer auf dem Wall und bietet Frieden an und Übergabe — Swantewit vermag sein Räubervolk nicht mehr zu schützen; und am folgenden Tage entschleiert sich zum ersten Mal vor den angstvoll harrenden Eingebornen das Götzenbild in einem mit moderndem Purpur ausgekleideten Tempelsaal, dessen Wände

mit seltsam geschmückten Hörnern von zur Zeit fremdartigen wilden Tieren besteckt sind. Zwölf Mann zerhauen die ungeheuren Beine des gewaltigen, widerwärtigen Holzbildes, und rücklings stürzt es an die Wand, um, diese durchbrechend, krachend auf den Boden zu schlagen. — Am Abend zerfällte der Küchentroß das große Bild in Kochstücke, den Tempel legte man in Asche; aus den hölzernen Festungswerken aber erstand eine christliche Kirche. — Dahlmann p. 294.

Und wie steht's heutzutage um diesen einzig realen, unheimlichen Spuk auf See? — Die chinesischen Dschunken mit ihrer merkwürdig starken Bewaffnung von alten, oft schweren Geschützen, sind kein Traum, und sie führen sie nicht zum Salutschießen; und die greulichen Stinktöpfe, die den Leuten auf dem angegriffenen Schiff den Atem und die Besinnung nehmen, sind keine Fabel; die „Schwarzflaggen" von Tonking und Anam haben Heere gegen die Franzosen ins Feld gestellt — und es ist gar nicht abzusehen, warum nicht eigentlich noch heutigen Tages ein schnellfahrender, ob auch nur mit einem weittreffenden Geschütz ausgerüsteter Dampfer unter der Führung eines schlauen gewissenlosen, alles wagenden Mannes und mit einer Besatzung verlorner Leute einen unbewaffneten Ozeandampfer sollte anfallen und mit wenigen Schüssen zur Übergabe zwingen können. Es ist so manches gute Schiff verschwunden! —

Ist es doch sogar einmal in ostasiatischen Gewässern einem fremden Kriegsschiffe, das nah an der Küste zu Anker lag und schlecht bewacht war, so wunderlich ergangen, daß es zur dunklen Nachtzeit von Piraten geentert wurde, die allerdings selbst keinen schlechten Schreck kriegten, als sie bemerkten, wo sie eigentlich an Bord gekommen waren, und mit Geheul in ihre Boote zurückspringend davonpullten, was die Riemen halten wollten. Dem Wachhabenden mag dieser nächtliche Seespuk doch auch recht in die Glieder gefahren sein. — —

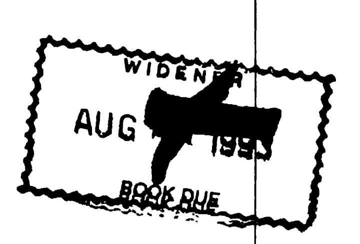
* * * * * *

Der alte Seemann, der an das Meerweib, den Fliegenden Holländer und den Klabautermann glaubte, ist so gut wie ausgestorben. Wie allmählich der Dampfer das Segelschiff verdrängt, tritt an des Matrosen Stelle der Heizer und an die Stelle des Seemanns der Techniker, und

der ist schon viel zu schlau, als daß er im Nebel ein Gespenst erkennen oder in der Luft oder unter dem Wasser Vorzeichen kommenden Unglücks wahrnehmen sollte. Die Seefahrt ist allmählich zur Wissenschaft geworden und vor ihrem Licht hat all das Volk der See sich schamrot in die tiefsten Tiefen zurückgezogen. — Nur über Einen hat sie nicht gesiegt, und Er hat sich nicht zurückgezogen vor ihrem durchdringenden Glanz; der, von dem es heißt: „nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst halten und deine Rechte mich leiten!“

Den kann auch der Maschinist nicht über. —

Druck von Frankenstein & Wagner in Leipzig.


WIDENER
AUG 1993
BOOK DUE


3 2044 021 019 84

